

Gilles Kepel
«Die Bomben auf Gaza
sind ein Holocaust»

DIE WELTWOCHEN

4 194407 007406 17



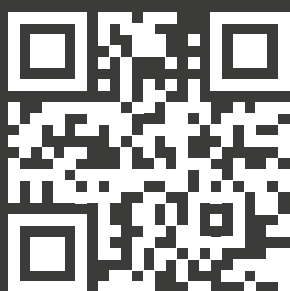
Amerikas Kulturkrieg

Vom links-coolen Verleger zum Gründer der rechtsextremen Proud Boys.
Das verrückte Leben des Gavin McInnes. *Daniel Ryser und Tomo Muscionico (Bild)*



Powerfacts zu **Energie-** **Grundlagen, Strasse** **und Mobilität, Fortschritt** **und Innovation und** **Versorgungssicherheit.**

Für eine faktenbasierte Debatte über die Zukunft unseres Energiesystems.



Barbaren des Westens

Ho-Chi-Minh-Stadt/Saigon

Die Weltgeschichte ist eine Abfolge von blutigen Missverständnissen, der Krieg ein Abgrund an Verhängnis, Lüge, Selbsttäuschung und Machtrausch. Das alles lässt sich besichtigen, unverdünnt, in Vietnam, dieser Schlachtbank kolonialer Interessen und Anmassungen aus dem Westen, ein Fallbeispiel des Verbrechens vor allem der Franzosen und der Amerikaner, die dort von Anfang an nichts zu suchen hatten, aber – beflügelt, betrunken von ihrer «mission civilisatrice», die nur ihr Macht- und Profitstreben dekorierte – mehr als hundert Jahre lang wüteten wie kein Barbarenstamm vorher oder nachher.

Nichts ist gefährlicher als eine Gruppe von Menschen, die, von höchsten Idealen beseelt, auch die militärischen Mittel zu ihrer Umsetzung in Händen halten. Es schmälert das westliche Panoptikum des Grauens keineswegs, dass die von ihnen unterjochten vietnamesischen Dynastien und Eliten zuvor selber ihre Imperien errichtet hatten, nicht durch friedliche Mittel, versteht sich, doch was das Regiment des Westens bis heute als Kapitel der Schande aus der Geschichte hervorhebt, ist die verlogene, selbstbetrügerisch hochtönende Art, mit der man sich und der Welt das fürchterliche Gebaren als Ausfluss «westlich-aufgeklärter Werte» vorgaukelte.

Im Grunde sollten die Urheber dieser Untaten für alle Zeiten schweigen und in stiller Andacht der Gräueltaten gedenken und der ungezählten Millionen Seelen, die sie allesamt ins Jenseits befördert haben, doch so ist der westliche Mensch nicht gebaut. Er vergisst schnell, und kaum entsteigt er seinem letzten Gemetzel, das ihn für einen Lidschlag vielleicht, wenn es hoch kommt, irritiert über sich selbst in nachdenkliche Stimmungen versetzt, kaum also hat er die kurze Phase kritisch-peinlicher Selbsterforschung hinter sich, fühlt er sich erneut ermächtigt, mit der ganzen primitiven Wucht seiner «Werte» in anderen Geländekammern Unheil und Verderben zu säen.

Es ist nachgerade unfassbar, was die Westler in Vietnam angerichtet haben. Zunächst kamen die Franzosen, nach der Niederlage gegen Deutschland 1870 bei Sedan erst recht motiviert, im Fernen Osten die verlorene Glorie zurückzuholen, Räuber und Gangster, die mit nackter Gewalt und rassistischen Theorien biologischer Überlegenheit die «gelbe Rasse» im Mekongdelta und am Roten Fluss gewaltsam unter ihr Joch zwan-

gen. Fast hundert Jahre lang trieben die Franzosen ihr Unwesen, dann schaffte es die vom früheren Geschichtslehrer Vo Nguyen Giap genial geführte Bauernarmee des Ho Chi Minh, im Kessel von Dien Bien Phu die französische Schützen-grabenfestung unter General Navarre auszubomben, eine Sensation in der Weltgeschichte des Krieges.

Es folgten die Amerikaner. Sie begründeten ihre aktive Kriegsteilnahme in «Indochina», wie es damals noch hiess, mit erlogenen vietnamesischen Torpedo-Angriffen und argumentierten auf der Linie von Russlands Putin 57 Jahre später beim Ukraine-Überfall: Man wolle den von kriminellen Fanatikern bedrohten Landesteil verteidigen. Ausserdem bedeute der Vormarsch der Roten Garden eine direkte Bedrohung des

Vietnam ist das womöglich finsterste Machtexperiment der «westlichen Wertegemeinschaft».

amerikanischen Systems, mithin eine existenzielle Gefahr für die USA selber im Ringen mit dem Weltfeind zu Peking und Moskau. So schifften die Amerikaner von 1965 bis 1968 insgesamt über 500 000 Soldaten ein, darunter ihre besten Einheiten, 1800 Kampfflugzeuge und Helikopter, die modernsten Bomber, Tausende von Panzern und Artillerie, Gesamtkosten 676 Milliarden Dollar.

Doch die ganze Militärmaschinerie lief in Vietnams Dschungeln auf Grund. Der Feind hatte sich in den Wäldern eingegraben. Jahrelang lebten die «Vietcong» in befestigten Maulwurfsbehausungen, klaustrophoben Höhlenlabirinth mit unterirdischen Spitälern und Schulen, ein Réduit des Untergrunds über Hunderte von Kilometern, das jedem Bombenhagel trotzte. Die USA warfen dreimal mehr Sprengstofftonnen über Vietnam ab als über ganz Europa und Asien im Zweiten Weltkrieg. Sie setzten Giftgas ein, Entlaubungsmittel, Dioxin, die an der Uni Harvard ausgetüftelte Teufelswaffe Napalm, auch gegen Wohngebiete. Alles half nichts. Zuletzt tobte sich die frustrationsgetriebene amerikanische Wut in entmenschten Massakern an der Zivilbevölkerung aus, Kindern, Frauen, Babys. Rund drei Millionen Vietnamesen starben, 58 000 Amerikaner.

Alle, die sich heute aufspielen und die «Werte des Westens» als zivilisatorische Kampfparole

in die Welt hinausbrüllen, sollten zuerst einmal das Kriegsmuseum in Ho-Chi-Minh-Stadt besuchen oder die zahllosen Gedenkstätten im ganzen Land, die an das grässliche Leid erinnern, das die Vietnamesen verkraften mussten, das sie aber auch verbindet mit den ehemaligen amerikanischen GIs, die, verloren in der schlangenverseuchten Dschungelhitze, unter Befehl handelten. Etliche der damaligen Armeeeingeborenen, das ehrt sie, stellten sich, nachdem sie aus dem Albtraum erwacht waren, auf die Seite der Kritiker, die eine schonungslose Aufarbeitung der damals begangenen Gräueltaten forderten, darunter der ehemalige Oberkommandierende General William C. Westmoreland.

Vietnam ist das womöglich finsterste Gewalt- und Menschenexperiment, das die Vormächte der «westlichen Wertegemeinschaft» über eine ihnen fremde Zivilisation gebracht haben. Dass die Kommunisten in Russland, China oder Kambodscha nicht minder blutig meuchelten, mag einigen Kalten Kriegern von einst als tröstliche Rechtfertigung ihrer eigenen Horrortaten dienen. Uns Heutige sollte das Geschehen, von dem wir durch ein Glück, für das wir nichts können, verschont wurden, mit Demut erfüllen. Der Krieg ist eine Bestie, und viele der in Vietnam mordenden US-Soldaten zogen als gottesfürchtige, an guten Schulen ausgebildete und mit allen Werten, die uns wichtig sind, ausgestattete junge Männer in die Schlacht. Sie durchlebten eine Hölle, die auch sie im Innersten vergiftete, in Besitz zu nehmen begann.

Heute ist Vietnam ein blühendes, enorm dynamisches Land. Die Wirtschaft wächst fiebrig. In der Innenstadt Saigons liegen die Quadratmeterpreise bei 40 000 Franken. Die Bewohner haben es geschafft, aus den Katastrophen des Krieges eine Goldgrube der Unabhängigkeit zu machen. Mit den Peinigern von einst, den USA und Frankreich, pflegen die pragmatischen, vorwärts blickenden Vietnamesen inzwischen besonders gute Beziehungen. Natürlich sind da noch viele Probleme, Machtgekungel unter den roten Mandarinen, Korruption, doch auch diese Geschichte ist ein Wunder. Sie sollte uns alle bescheiden machen und dankbar, dass wir so etwas nie durchzustehen hatten. Vietnam ist ein staatsgewordenes Manifest gegen den Krieg und für den Frieden. Nieder mit allen, die Kriege führen und predigen, die Bestie von der Kette lassen mit unabsehbaren Schreckensfolgen für alle. Setzen wir uns ein – für Frieden und Neutralität. R. K.

INTERN

Daniel Ryser und Tomo Muscionico trinken Dosenbier mit Gavin McInnes

Wir freuen uns sehr, Daniel Ryser im Kreis unserer Autoren begrüßen zu dürfen. Ryser, gelernter Zigarrenhändler, zählt seit Jahren zu den interessantesten, besten Reportern im deutschsprachigen Raum. Er arbeitete für die *Woz*, das *Magazin* und die *Republik*, schrieb Bücher über Hooligans, Punk- und Elektropop-Bands («Slime», «Yello»), ferner eine kritische Biografie über *Weltwoche*-Chef Roger Köppel. Zuletzt veröffentlichte er die vielbeachtete Lebensgeschichte des Westschweizer Rappers Stress. Für seine Arbeiten wurde er vielfach ausgezeichnet, gleich zweimal mit dem Zürcher Journalistenpreis. 2016 wählten ihn die Branchenkollegen zum «Schweizer Journalisten des Jahres».

Für die *Weltwoche* reiste Ryser nach New York, um Gavin McInnes zu treffen. Bekannt und reich geworden als Gründer des Punk- und Lifestyle-Magazins *Vice*, baute McInnes die rechts-extremen Proud Boys auf. Weltweite Bekanntheit erlangte die Miliz 2020 im Wahlkampf, als Donald Trump in einer TV-Debatte mit Joe Biden die Gruppe aufforderte, sich zurückzuziehen und bereitzuhalten («stand back and stand by»). Am 6. Januar 2021 erstürmten Mitglieder der Proud Boys das Kapitol in Washington; ihr Anführer ist inzwischen zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt worden. McInnes hat sich aus rechtlichen Gründen von seiner Schöpfung losgesagt, unterstützt den Klub aber weiterhin «von ganzem Herzen», wie er im Gespräch mit Ryser und dem in Las Vegas lebenden Schweizer Fotografen Tomo Muscionico sagt.



Sensationen eines Alltags: Proud Boy McInnes.

Misstrauischer zeigte er sich gegenüber den Besuchern der *Weltwoche*: «Seid ihr den ganzen Weg hergekommen, um eine Story zu machen mit dem Titel <Vom Hipster zu Hitler?>» Am Ende liess er sich trotzdem auf ein Gespräch ein – mehr noch: Der heutige Internet-TV-Moderator machte daraus eine zwölfstündige Show über die Sensationen seines Alltags. Er lud Ryser und Muscionico zu sich nach Hause ein, zog sich ständig um, posierte halbnackt vor der Kamera, öffnete die Tür zu seinem Schlafzimmer, fuchtelte mit Schrotflinten herum. Als er betrunken ein geladenes Gewehr fallen liess, kam nur mit Glück niemand zu Schaden. Ryser und Muscionico tranken Dosenbier, staunten über das sorgfältig

kuratierte Wohnzimmer, das an den Geschenkshop des Museum of Modern Art erinnerte, und waren von der surreal anmutenden Szenerie gleichermassen fasziniert und irritiert.

Entstanden ist eine zwölfseitige Reportage über Medien, Drogen, Schusswaffen – das Sittenbild eines Landes, das an einem Kulturkampf zerbricht. In McInnes' Worten: «Ihr bekloppten Schweizer: Dieses Land ist nicht gespalten, versteht ihr? Wir sind geschieden. Es ist eine Kampfscheidung. Wir sind im Krieg. Wir müssen die andere Seite bekämpfen, wir müssen ihr die Macht wegnehmen. Ich will, dass diese Leute verschwinden.» Seite 55–66

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

LIVING THE BEST VIEW.



Das rahmenlose Premium-Schiebefenster ermöglicht ein grenzenloses Raumerlebnis voller Licht, Luft und Atmosphäre.

Schweizer Perfektion seit 1886 | [swissfine.com](https://www.swissfine.com)


swissFineLine
exclusive frameless windows & doors



Interessen, Mythen: Wagenknecht, S. 70



Heilmittel gegen Albträume: Hood und Tell, S. 44



Sehnsüchte: Michel, S. 20

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Parlamentarier entmachten sich selbst
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Darius Rochebin
- 10 Bern Bundeshaus Jans kann's nicht
- 12 Weisheit des Herzens
- 14 Mirna Funk Leben und Überleben
im Gelobten Land
- 16 Inside Washington
Joe und die Kannibalen
- 16 Wandelhalle
- 18 Mörgeli
Neutralität als Schweizer Talisman
- 18 Gipfel des Desasters
Ukraine-Konferenz auf dem Bürgenstock
- 19 Peter Bodenmann Gopfertami-Siech
- 20 Freisinniges Frühlingserwachen
FDP-Unternehmer Simon Michel
- 22 Fulvio Haefeli Stoppt Strassburg!
- 23 Chiara Ferragni
Fegefeuer der Eitelkeiten
- 24 Gilles Kepel «Die Bomben auf Gaza
sind ein Holocaust»
- 27 Kurt W. Zimmermann
Ermotti ist kein Federer
- 28 Monika Kaelin
Ein Leben für die Schweizer Kultur
- 30 Oskar Lafontaine
Europa muss sich selbst behaupten
- 31 Brief aus Kuba

- 32 Fremde Blüten
Japan bleibt faszinierend anders
- 34 Kant ist jetzt Russe
Kaliningrad vereinnahmt ihn mit Stolz
- 35 Anabel Schunke Nützliche Idioten
- 36 Privatfehde gegen Sawiris
Sperrfeuer des *Tagi*-Wirtschaftschefs
- 38 Schöne Neue Welt
Wenn Unterhaltung zur Waffe wird
- 39 Face Yoga Reduzierte Sorgenfalten
- 40 Bestgefüllte Handtasche der Welt
Das Erfolgsgeheimnis von Hermès
- 43 Katherine Maher
Wenn die Wahrheit ablenkt
- 44 Wilhelm Tell und Robin Hood
Nationalhelden im Vergleich
- 46 Deutschland Faesers Fake News
- 47 Wissenschaft der Unfreiheit
Uni Zürich cancelt Liberale
- 48 Die disruptive Kraft der Mullahs
Der Iran weitet seinen Einfluss aus
- 51 Tamara Wernli
Leser, seid empört!
- 52 Leserbrief
- 53 Nachrufe
Daniel Dennett, Adrian Lehmann
- 54 Beat Gygi
Konsumieren wie Jeff Bezos

AMERIKA: GAVIN MCINNES

- 55 Werden Sie bereit sein, Mr McInnes?
Daniel Ryser und Tomo Muscionico
besuchen den Proud-Boys-Gründer

LITERATUR UND KUNST

- 67 Ikone der Woche
- 68 Das süsse Gift der Südsee
Vom Zauber der pazifischen Inseln
- 70 Bücher der Woche
- 73 Die Bibel
- 74 Karin Niederberger
«Jodeln ist eine Lebensphilosophie»
- 76 Fernsehen
- 76 Ballett «An Accident/a Life»
- 77 Songs für die Ewigkeit Led Zeppelin
- 78 Comic «Das Schicksal der Winczlav»
- 79 Klassik Thibaudet & Feinstein
- 79 Jazz Sunny Five
- 80 Unterwegs Der Freund im Auto

LEBEN HEUTE

- 82 Wunderbare Welt
- 82 Unten durch
- 83 Sex
- 84 Zeitzeichen
- 85 Häuser
- 85 Thiel Elterngespräch
- 86 Bei den Leuten
«Prix de Joie» in «Das Zelt»
- 88 Essen
- 88 Wein
- 89 Auto
- 89 Objekt der Woche
- 90 Der Sinn des Lebens
Ramon Zenhäusern, Skifahrer

ENDLICH SCHMERZFREI



- ✓ Aktiviert die Muskulatur
- ✓ Verbessert die Durchblutung
- ✓ Für schmerzfreies Gehen und Stehen



Lernen Sie den Schweizer Luftkissen-Schuh
kennen: www.kybun.swiss

kybun⁺
Switzerland

Parlamentarier entmachten sich selbst

Die Weltgesundheitsorganisation plant weitreichende Eingriffe in die Souveränität der Staaten. Die Nationalräte von SP, Grünen und GLP wollen dazu nichts zu sagen haben.

Philipp Gut

Demokratie ist, wenn ich nichts zu sagen habe oder nichts zu sagen haben will. Diese Neudefinition drängt sich auf, wenn man die Abstimmung im Nationalrat vom 17. April über die ursprünglich von Andreas Glarner eingereichte SVP-Motion «Kein WHO-Abkommen ohne parlamentarische Genehmigung» analysiert. Der Vorstoss beauftragt den Bundesrat, «ein allfälliges WHO-Überein-

soll WHO-Generaldirektor Tedros Adhanom Ghebreyesus weltweit eine Pandemie ausrufen und Massnahmen anordnen können. Auch sollen die Staaten verpflichtet werden, ein Überwachungs- und Zensurregime zur Verhinderung angeblicher «Desinformation» zu etablieren – mit anderen Worten: Widerspruch und Kritik an der allein seligmachenden WHO-Agenda zu unterdrücken.

In der Sache bewanderte Juristen wie Philipp Kruse, der ehemalige leitende Zürcher Staatsanwalt Jürg Vollenweider oder die ehemalige Gerichtspräsidentin Andrea Staubli vom Aktionsbündnis freie Schweiz weisen darauf hin, dass die WHO-Pläne sogar die Bundesverfassung tangieren könnten und daher zwingend Parlament und Volk vorgelegt werden müssen, Letzterem zumindest in Form eines fakultativen Referendums.

Doch der Bundesrat ziert und windet sich, wenn er auf dieses Thema angesprochen wird. Auch die erwähnte SVP-Motion lehnt er ab. Und dies, obwohl immer mehr Tatsachen ans Licht kommen, «die auch den hartgesottesten Pandemiefans Rätsel aufgeben müssen, so zum Beispiel die RKI-Files, aus denen zweifelsfrei hervorgeht, dass die Heraufstufung des Risikos willkürlich und ohne jegliche wissenschaftliche Grundlage durch eine einzelne Person verfügt worden war», wie Motionär Glarner in der Ratsdebatte sagte. Bei einem derart wichtigen, einschneidenden Regelwerk müsse darum das Parlament das letzte Wort haben.

Nun, ja – das sehen nicht alle so. Zwar wurde die Motion im Nationalrat mit 116 zu 69 Stimmen angenommen. Doch verblüffend ist, dass die Linksparteien samt den Grünliberalen zu 100 Prozent mit Nein stimmten. Bei der Fraktion der Sozialdemokraten lautete das Stimmenverhältnis 38:0, bei den Grünen 21:0 und bei der GLP 10:0. Umgekehrt waren SVP und FDP einstimmig dafür. Und auch die Mitte verzeichnete keine Nein-Voten bei drei Enthaltungen.

Die Frage drängt sich auf: Wie kommen die linken, grünen und grünliberalen Volksvertreter dazu, hier nicht mitentscheiden zu wollen? Kommt das nicht einer partiellen Selbst-

abschaffung des Parlaments gleich? Und sind sie auch dagegen, dass das Volk darüber abstimmen darf?

Dunkelkammerpolitik geht weiter

Das wollte die *Weltwoche* von den Fraktions- und Parteichefs sowie von weiteren prominenten Parlamentariern persönlich wissen. Um es vorwegzunehmen: Das Versteckspiel, die Dunkelkammerpolitik, die Selbstsabotage der Demokratie gehen weiter. Weder ein Cé-

Wermuth, Marti, Badran, Girod, Gysin, Zopfi, Fivaz, Gredig, Bäumle – niemand nimmt Stellung.

dric Wermuth noch eine Samira Marti, noch eine Jacqueline Badran (SP), noch ein Bastien Girod, noch eine Greta Gysin, noch ein Mathias Zopfi, noch ein Fabien Fivaz (Grüne), noch eine Corina Gredig, noch ein Martin Bäumle (GLP) wollten oder konnten dazu Stellung nehmen.

Einzig GLP-Präsident Jürg Grossen, mit Fraktionschefin Gredig in Kopie, antwortete gewohnt professionell. Dabei hält er sich an die Argumentationslinie des Bundesrats und von Elisabeth Baume-Schneider (SP): Erst nach Abschluss der Verhandlungen könne und werde die Schweiz entscheiden. «Zu dem Zeitpunkt wird wie bei jedem neuen völkerrechtlichen Vertrag auf Basis unserer Verfassung geprüft, ob dieser dem Parlament zur Genehmigung zu unterbreiten ist.» Davon unabhängig habe das Parlament «in aussenpolitischen Belangen immer ein Informations- und Konsultationsrecht».

Von einer Selbstbescheidung des Parlaments will Grossen trotz Nein zur Motion, die eine Genehmigung durch das Parlament verlangt, nichts wissen. Inhaltlich will er sich zu den WHO-Vorhaben vorerst nicht äussern. Auch die Frage, ob die Verträge dem Volk vorgelegt werden sollen, will der GLP-Präsident erst beurteilen, «wenn der konkrete Vorschlag auf dem Tisch liegt». Schon Ende Mai könnte es so weit sein.



Selbstsabotage der Demokratie.

kommen oder ein von der WHO ausgearbeitetes Instrument, welches durch Soft Law zu einem späteren Zeitpunkt eine Verbindlichkeit für die Schweiz zur Folge haben könnte, zwingend dem Parlament zu unterbreiten».

Bundesrat ziert und windet sich

Inzwischen sind die entsprechenden Beratungen und Entwürfe der WHO weit fortgeschritten – und die Befürchtungen haben sich vollumfänglich bestätigt. Gleich zwei Dossiers mit weitreichenden Auswirkungen stehen vor der Verabschiedung: ein neuer Pandemiepakt und eine Änderung der Internationalen Gesundheitsvorschriften (IGV). Sie sind für die Mitgliedsstaaten «rechtsverbindlich» und enthalten eine Vielzahl potenziell schwerwiegender Eingriffe in die nationale Eigenständigkeit. So

Lieber Darius Rochebin

Seit genau drei Jahren sind Sie der neue Star des französischen Fernsehsenders LCI (eine Tochter von TF1): Alles, was Rang und Namen hat, wartet auf eine Einladung zu den abendlichen Wochenend-Diskussionen mit Ihnen, dem Mann, den alle – vom Präsidenten bis zum Fussballstar, vom General bis zum Medizinprofessor – nur noch mit dem Vornamen ansprechen, eine Ehre, die eigentlich für die Grössten reserviert ist: Johnny, Renaud, Silvie, Brigitte und jetzt halt Darius.

Sie werden als der bestinformierte und charmanteste Interviewer der Fernsehwelt bewundert, der einfach jeden vor die Kamera bringt. Nur die hiesigen Medien ignorieren Sie, was vermutlich immer noch mit dem grossen Neid zusammenhängt, der Ihnen schon als XXXL-Gesicht des welschen Fernsehens entgegenschlagen ist.

In Frankreich gibt es heute keine Titelbilder mit Ihnen, wie damals, als Sie regelmässig auf



Premium-Position im Haifischteich:
Moderator Rochebin.

welschen Illustrierten figurieren. Sie geben keine Interviews. Es gibt keine Homestories. Das Publikum kennt nur den eleganten, lächelnden Mann mit Brille, stets in Anzug und Krawatte gekleidet. Und die steigenden Einschaltquoten Ihrer Talk-Shows. Dass Sie heute wohl der beste Schweizer Kenner Russ-

lands und der Ukraine sind, weiss hierzulande niemand. Ihr Buch mit den letzten Gesprächen mit Gorbatschow und das Buch mit Gesprächen mit der jüngst verstorbenen Russland-Historikerin Helene Carrière-d'Encausse, wurden von der Kritik applaudiert.

Wer sich heute über den Nahen Osten oder den Ukraine-Krieg informieren will, schaut Darius und seine Gäste, Minister, Botschafter, Historiker, Generäle, Topjournalisten. Eigentlich interessant, wie Sie zur Bestätigung des Spruchs geworden sind, dass der Prophet im eigenen Land nichts gilt. Welchem Schweizer ist es schon gelungen, im Haifischteich der französischen TV-Medien eine solche Premium-Position zu ergattern? Schlicht nicht fassbar für uns kleine Schweizer.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Jans kann's nicht

Der Justizminister hält Grenzkontrollen im Kampf gegen illegale Migration für nutzlos. Deutschland und Österreich beweisen ihm das Gegenteil.

Letzten Montag in Basel: Die Innenminister aus den deutschsprachigen Ländern hatten sich zu einem Arbeitstreffen versammelt. Hinterher informierten die deutsche Innenministerin Nancy Faeser (SPD), ihr österreichischer Amtskollege Gerhard Karner (ÖVP) und Justizminister Beat Jans (SP) über diese Gesprächsrunde, bei der auch die Wiedereinführung von Grenzkontrollen in Deutschland und Österreich ein Thema war.

Faeser betonte, man habe dadurch die irreguläre Migration um 20 Prozent reduzieren können. Massiv zurückgegangen sei auch die Schleusertätigkeit. Ihr österreichischer Amtskollege Gerhard Karner (ÖVP) strich die Erfolge entlang der Balkanroute hervor, wo man die Zahl der illegalen Einreisen von über 4000 auf 190 habe senken können. Und was tat Beat Jans?

Er setzte ein säuerliches Lächeln auf und beharrte trotz darauf, dass Kontrollen nichts brächten. Genau so antwortete er auch in den letzten Wochen und Monaten auf Anfragen der SVP zur Wiedereinführung von Schlagbäumen an den Schweizer Landesgrenzen.

Regierungspräsident Fehr packt aus

SVP-Nationalrat Gregor Rutz ist froh, dass Deutschland und Österreich jetzt einmal aufgezeigt haben, dass Kontrollen sehr wohl von Nutzen sind. «Sie haben ja auch eine präventive Wirkung», sagt der Zürcher. Der SP-Bundesrat stelle sich aber ohnehin auf den Standpunkt, «dass jene EU-Mitgliedsländer, die Grenzkontrollen eingeführt hätten, unrechtmässig handelten». Diese absurde Unterstellung habe Bundesrat Jans auch in der ausserordentlichen Debatte zum Schutz der Landesgrenzen in der Frühlingssession 2024 des Nationalrates wiederholt, erinnert Rutz ausserdem.

Wird Jans von seiner Migrationschefin, also von Staatssekretärin Christine Schraner Burgener, einer linken Diplomatin, falsch beraten? Im Parlament sind längst nicht mehr alle zufrieden



Wo bleibt der Tatbeweis? SP-Bundesrat Jans.

mit der Performance der früheren Schweizer Botschafterin in Berlin. Mitte-Präsident Gerhard Pfister sagt etwa über sie: «Frau Schraner Burgener hat diplomatische Fähigkeiten, das kann hilfreich sein bei Migrationsabkommen. Aber innenpolitisch kommen von ihr keine Impulse.» Das werde sich rächen, warnt der Zuger. «Asylpolitik ist vor allem Innenpolitik und nicht nur Kommunikation über wohlgesinnte Medien.»

Die Kritik richtet sich auch gegen Jans selber. Der Zürcher Regierungspräsident Mario Fehr beklagte sich gegenüber der NZZ über die

Wird Jans von seiner Migrationschefin, einer linken Diplomatin, falsch beraten?

Untätigkeit des Bundes bei kriminellen Eritreern. Nach einer Massenschlägerei in Opfikon hatte Fehr verlangt, regimetreuen Eritreern den Schutzstatus zu entziehen. Seine Sicherheitsdirektion habe konkrete Hinweise an das

Staatssekretariat für Migration (SEM) übermittelt, jedoch blieb eine Antwort aus Bern bisher aus.

Päpstlicher als der Papst

Bei der aktuellen Frage zur Wiedereinführung von Grenzkontrollen gebärden sich Jans und sein SEM päpstlicher als der Papst. Denn während sich gut ein Dutzend EU-Staaten um die Schengen-Dublin-Asylregeln frotzeln, halten wir als Nicht-EU-Land diese Normen so strikte ein, als wären sie Dogmen. Stets verweist Jans darauf, dass man die Asylpolitik mit den EU-Staaten abstimmen müsse, während diese aber allein vortreten wie bei den Grenzkontrollen.

Der SP-Bundesrat liegt auch kreuzfalsch mit seiner Annahme, intensive Grenzkontrollen würden zu noch höheren Asylzahlen führen – weil die Aufgegriffenen dann hier Asylanträge stellen würden. Da illegale Einreise und illegaler Aufenthalt Straftatbestände darstellen, hätte eigentlich bei den 2022 und 2023 je über 50 000

illegal eingereisten und aufgegriffenen Personen ein Verfahren eröffnet werden müssen. Das war aber nicht der Fall. «Die Behörden waren froh, nichts mit den Migranten zu tun zu haben – sie liessen sie einfach weiterziehen. Aber vor allem: Letztlich stellten bloss 6 bis 7 Prozent dieser Leute ein Asylgesuch», erklärt Rutz.

Und welche Erfahrungen haben unsere Nachbarn gemacht? Österreich und Deutschland verzeichneten seit der Einführung von Grenzkontrollen weniger neue Asylgesuche. Würden überhaupt so viele EU-Mitgliedstaaten ihre Grenzen wieder dichtmachen, wenn dies nur Aufwand und keinen Ertrag brächte? Viele dieser Länder orientieren sich längst am Modell Dänemarks, das schon vor Jahren mit Grenzkontrollen und einer härteren asylpolitischen Gangart die unerwünschte Migration eindämmen konnte. Die Schweiz will dagegen nicht selber handeln, auch wenn Kosten und Kriminalität explodieren.

Jans kann's, hiess es auf die Frage, ob der Basler den Job als Bundesrat meistern könne. Den Tatbeweis bleibt er weiterhin schuldig.

HARLEY-DAVIDSON®

CRAFTING EXCELLENCE: THE 2024 CVO™ COLLECTION



25 JAHRE HANDWERKSKUNST
UND EXPERTISE IN CUSTOM VEHICLE OPERATIONS.

BEGRENZTE AUFLAGEN,
UNBEGRENZTE FASZINATION:



[H-D.COM/CVO](https://www.harley-davidson.com/cvo)

April, o April

Wir vergessen, dass wir uns auf dem Boden einer brüchigen Sonnenseite bewegen.



Das ist unsere Sehnsucht, das ist unser Verderben.

Der westeuropäische Mensch ist in diesen Tagen wetterbedingt genötigt, Grösse und Demut und Stoizismus zu leben, was nicht einfach wird, weil all diese Tugenden so langsam aussterben wie in unserem Land die Mopsfledermaus etwa; es ist April.

Alte weisse Männer vergleichen das Wetter gerne und nicht ganz grundlos mit dem Wesen von Frauen, und der April ist eine, die all die Launenhaftigkeit einer Diva besitzt, nicht aber deren Schönheit. Die Schönheit des Aprils blitzt nur hin und wieder auf, wenn das Licht sich wie Make-up über ihn legt, seine Launenhaftigkeit jedoch immer. Er ist der am schwersten zu ertragende Monat, trotz all der hoffnungsvollen Nähe des Mais und des Sommers, weil er einen da in falscher Sanftmut wiegt und dort im realen Elend aufklatschen lässt.

Man kann sogar so weit gehen und sagen, dass der April eine *bitch* ist. Da kommt er, viel zu früh, wie der Mai im Galaröckchen der heiteren Verschwenderin, ein Blumenzepter in der schmalen Hand, und streut seine Knospen in unser Dasein, das daraufhin in Sommersonne erblüht.

Wir frohlocken unverzüglich, ziehen kurze Hosen an, keine Socken, suchen Sonnencreme im Badezimmerkästchen, wir putzen Autos, mähen Rasen, sitzen draussen, grillieren, tragen Sonnenbrillen, trinken Hugos und Aperol Spritz und fliessen in einen Schoss der Leichtigkeit, sehen Palmen anstelle von Platanen, und wir fragen uns nicht, was das bedeutet, Sommer im April, weil wir die Antwort nicht hören wol-

len. Wir wollen leben, schwerelos, schmerzfrei, in der Komfortzone. Das ist unsere Sehnsucht, das ist unser Verderben.

Wir vergessen, dass wir uns auf dem Boden einer brüchigen Sonnenseite bewegen, zu kostbar sind die Tage, um sie durch Wissen kaputtzumachen. Und dann kam zuerst der Wind, dann der Regen und schliesslich diese abscheulich kalte Luft aus dem europäischen Norden, die den ganzen lieblichen Warmluftzauber aus Nordafrika wegdrängte; Temperatursturz, Stimmungstief.

Draussen ein grauer Himmel und Blüten, die wie verloren, nass und schwer, die Köpfe hängenlassen. Eine einzige Tristesse. Da schwebte man schon im Sommerhimmel und fällt nun umso tiefer. Natürlich war der April schon immer bipolar, aber seine Amplitude sprengt langsam die Grenze des Erträglichen.

Man sollte einen Sträfling dazu befragen. Ob es für sein Gleichgewicht nicht besser ist, stets in der Zelle zu sein, weil ein kleiner Freigang die Rückkehr in seine Normalität viel schwerer gestaltet. Oder ob der Freigang die Kraft hat, das Sein in der Zelle zu stärken.

Ähnlich am unteren Ende einer bipolaren Störung angekommen war ich vor zwei Jahrzehnten an der Ostsee. Ich war dort einen Monat lang unterwegs, um vier Seiten für irgendein Hochglanzmagazin zu füllen, ich war mit Zügen und Bussen unterwegs, weil man mir gerade wegen ein paar läppischer

Stundenkilometer zu viel den Führerschein entzogen hatte.

Als mir klarwurde, dass die Ostsee nie ein Ort zum Träumen werden würde oder zu einem, an dem Träume eine Chance haben, wahr zu werden, machte ich mich auf nach Ahrenshoop, dem Künstlerdorf, dachte, ich finde dort eine Heimat, aber ich fand nur eine garstige Vermieterin, die absurd viel Geld wollte für ein kleines Zimmer mit einem Klo, das ich mit ihr hätte teilen müssen. Mir war sofort klar, dass in einer solchen Umgebung nur diarrhöisches Schopenhauer-Zeugs fließen konnte.

Ich fragte mich zur Bushaltestelle durch, wartete, und nie wartet man so lange auf etwas wie im Osten Deutschlands. Dann kam der Regen, es war eine Sintflut, und natürlich hatte die Bushaltestelle kein Häuschen, und ich wurde klatschnass. Durchgeweicht kam ich in Darss-Zingst an, lief einen Kilometer durch eine Regenwand, bis ich ein Hotel fand, nahm mir ein anonymes Hotelzimmer, zog mich um, lieh mir einen Schirm und ging in die nächste Bar, das «Krokodil», und hatte einen der besten Abende meines Lebens. Dann ging die Sonne auf, und ich legte mich schlafen.

Ich erzähle dies nur, um aufzuzeigen, dass man ganz allgemein nicht kapitulieren darf vor welcher Launenhaftigkeit auch immer und den Wechselbädern, die sie hinter sich herzieht. Und dass Grösse, Demut und Stoizismus beides sind: Sonnencreme und Regenschirm.



©shutterstock / Sakdawut Tangtongsap

Angkor Wat



Phnom Penh



Der geheimnisvolle Mekong mit der MS Jayavarman



Jayavarman

Koloniale und asiatische Stilelemente schaffen eine behaglich-romantische Atmosphäre auf der MS Jayavarman. Das Boutique-Flusskreuzfahrtschiff mit 27 Balkon-Kabinen wurde im 2023 renoviert. Es verbindet Komfort und Technologie eines modernen Flussschiffes mit landestypischem, exotischem Charme. Eine klimatisierte Lounge/Bar, eine Bibliothek, das separate Pool- und Sonnendeck und ein Spa ermöglichen entspannte Stunden an Bord.

Der Mekong. Er ist einer der spektakulärsten und faszinierendsten Flüsse der Welt. Diese Flussreise führt Sie vom weltberühmten Angkor Wat vorbei an Kambodschas Hauptstadt Phnom Penh bis zu den schwimmenden Märkten in Vietnam.

Route 1 Siem Reap – Ho-Chi-Minh-City

Tag 1-2 Schweiz–Siem Reap Linienflug nach Siem Reap mit Umsteigen. Besuch von Angkor Thom und Bayon. Transfer ins Hotel. (A).

Tag 3 Siem Reap Erkundung Angkor Wat. (FM).

Tag 4 Siem Reap Ausflug zum Phnom Kulen. (FMA).

Tag 5 Transfer zur Jayavarman Erkundung des Hochlandes von Kampong Cham. (FA)

Tag 6 Angkor Ban > Kampong Laeang Besichtigung Angkor Ban. Treffen mit Mönchen in einem Kloster. (FMA).

Tag 7 Kampong Laeang > Phnom Penh Fahrt mit Tuk-Tuks durch Kampong Laeang. (FMA).

Tag 8 Phnom Penh

Besichtigung der Hauptstadt. (FMA).

Tag 9 an Bord > Grenzübertritt

Tag 10 Tan Chau

Xeloi-Rundfahrt durch die Stadt. Treffen mit einem Priester des Cao Dai Tempels. (FMA).

Tag 11 Bin Than Islands > My Tho Inselbesuch mit lokalem Boot. (FMA).

Tag 12 My Tho–Ho-Chi-Minh-City Transfer zum Hotel. Stadtrundfahrt. (FA).

Tag 13 Ho-Chi-Minh-City Ausflug zu den Tunneln von Cu Chi. (FM).

Tag 14-15 Ho-Chi-Minh-City > Zürich Flughafenstransfer und Rückreise (F).

Route 2 Ho-Chi-Minh-City – Siem Reap

Reise in umgekehrter Richtung. Details auf Anfrage.

Reisedaten 2024/2025

Route 1, Siem Reap – Ho-Chi-Minh-City, 15.10.–29.10.24, 12.11.–26.11.24, 26.11.–10.12.24, 30.09.–14.10.25, 28.10.–11.11.25, 11.11.–25.11.25

Route 2, Ho-Chi-Minh-City – Siem Reap, 15.01.–29.01.25, 29.01.–12.02.25, 12.02.–26.02.25

Preise pro Person	Fr.
-------------------	-----

Kabinentyp	Bestpreis
Hauptdeck Doppel, Superior, Balkon	6655

Oberdeck Doppel, Deluxe, Balkon	7255
-------------------------------------------	-------------

Bestpreis – aktuell auf mittelthurgau.ch

Das Inklusivpaket

- 7 Nächte Flussreise auf der Jayavarman
- Vollpension an Bord
- Lokale Getränke an Bord (Softdrinks, Bier)
- Flüge Zürich–Siem Reap, Ho-Chi-Minh-City–Zürich (Preisänderungen vorbehalten)
- 5 Übernachtungen in Erstklasse-Hotels
- Alle Mahlzeiten laut Programm (F=Frühstück, M=Mittagessen, A=Abendessen)
- Alle Ausflüge gemäss Programm mit lokalen deutschsprachigen Reiseführern

Zuschläge

- Alleinbenützung Doppelkabinen auf Anfrage
- Visum Kambodscha und Vietnam 250
- Flüge in Business Class auf Anfrage

Reduktionen

- Alle Abreisen im Jahr 2024 -200

Nicht eingeschlossen

- Auftragspauschale CHF 30.- pro Person (entfällt bei Online-Buchung)
- Versicherung

Was Sie noch wissen müssen

mittelthurgau.ch/wissenswert

Für diese Reise holen wir für Sie ein Visum ein.

Zwischen Mitte August und Mitte November: Bei Hochwasser erfolgt die Ein- bzw. Ausschiffung in Siem Reap und der Fahrt über den Tonle See, mit leicht abgeändertem Programm. Bordsprache Englisch.

Ihre Route



Mehr zu dieser Reise & Buchung

[mittelthurgau.ch/](https://www.mittelthurgau.ch/) [fjasie1/fjasai1](https://www.fjasie1/fjasai1)



mittelthurgau.ch | 071 626 85 85

Reisebüro Mittelthurgau, CH-8570 Weinfelden



Leben und Überleben im Gelobten Land

Vor ein paar Tagen war nicht einmal klar, ob es morgen noch ein Israel geben wird. Jetzt liege ich schon wieder am Strand von Tel Aviv. Trotzdem ist alles anders.

Mirna Funk

Tel Aviv

Der Rand des Sonnenschirms flattert im Wind. Zwischen meinen Zehen gelber Sand. Ein paar Muscheln liegen auf meiner orangefarbenen Liege. Die hat meine Tochter gebracht. Gaben an die Mutter. In den letzten drei Stunden habe ich nur zwei grüne Militärhubschrauber am wolkenfreien Himmel gesehen. Sie sind von links nach rechts geflogen. Also von Gaza nach Tel Aviv. Noch im November und Dezember sah man sie minütlich und von beiden Richtungen kommen und in beide Richtungen verschwinden.

Jeder wusste, was das bedeutete: Verletzte oder Tote oder Verletzte und Tote, oder eben nur Tote. Der Eisverkäufer ruft: «Artik. Schoko, Banana!» Ich frage meine Tochter, ob sie ein Eis will, sie schüttelt den Kopf. Meine Erziehung gleicht einem Wunder. Dann rennt sie sofort wieder ins Wasser, wo sie heute schon den gesamten Tag verbracht hat, während ich eingeölt in der Sonne liege und darauf hoffe, dass sich meine Haut von einem Unterdrücker-Weiss in ein Unterdrückten-Braun verwandelt. Schließlich ist die Welt heute super einfach in diese zwei Kategorien aufzuteilen.

Raketen im Toten Meer

Vor ein paar Tagen war nicht einmal klar, ob es noch ein Israel geben wird, weil der Iran innerhalb weniger Stunden Hunderte Drohnen und Raketen in Richtung «Gelobtes Land» abgeschickt hatte. 99 Prozent davon sind glücklicherweise abgefangen worden. Von den USA,

In Teheran steht die Doomsday Clock. Da wird die Restzeit bis zur völligen Zerstörung Israels angezeigt.

von Israel, aber auch von Jordanien und von Saudi-Arabien. Das war der lang angedrohte Angriff. Juden und Israeli warteten darauf seit Jahrzehnten. In Teheran steht sogar die sogenannte Doomsday Clock. Da wird eine imaginierte Restzeit angezeigt bis zur völligen Zerstörung Israels. 2040 soll es so weit sein.

Der Angriff selbst war weniger spektakulär als erwartet. Schon Stunden später konnte man auf israelischen Social-Media-Kanälen Memes und andere lustige Reels sehen, die sich über die Propellerdrohnen lustig machten. Eine verhedderte sich sogar in einer Hochstromleitung im Irak. Eine landete im Toten Meer, und ich fragte mich, was Greta wohl dazu sagen würde. Dennoch, ein mediales Spektakel war es allemal,

die man so auch in Miami finden könnte mit ihren *outdoor gyms*, Beach-Bars und Volleyball spielenden *hotties* mit freiem Oberkörper.

Überhaupt: Läuft man durch Tel Aviv, dann erinnert nur wenig daran, dass man sich eigentlich im Orient befindet. Die losen Elektrokabel, die überall hängen und einen beim Ansehen sofort zu einem Elektriker werden lassen wollen, oder die umherlaufenden Katzen oder die Müll-



Liebe, Liebe, Liebe: Das Heilige Land vom Berg Nebo gesehen.

das für einen kurzen Moment davon ablenkte, was in Israel immer noch Realität ist: 133 gefangene Geiseln. Läuft man die Strasse herunter – egal, welche –, dann sieht man die gelben Bändchen, die die Geiseln symbolisieren. Überall. Sie hängen an Autos, an Türklinken, an E-Rollern, die durch die Stadt sausen, an Fahrrädern, an Ampeln, an quasi allem, an das man ein gelbes Bändchen nur irgendwie festmachen kann.

Dazu kommen nicht nur «Bring Them Home»-Graffiti, die man genauso oft sieht und findet wie die gelben Bändchen, sondern Mahnmäler für die Geiseln. Das sind blutverklebte Teddybären auf Parkbänken, die daran erinnern, dass sich immer noch zwei Kinder in Gaza befinden. Die Bibas-Geschwister mit ihrer Mutter und ihrem Vater. Ob sie noch leben oder bereits tot sind, weiss kein Mensch. Oder 133 Paar Schuhe an der Tayalet, der Strandpromenade,

abfuhr, die aus irgendwelchen Gründen lauter ist als in Deutschland und einen jeden Morgen um 4.30 Uhr weckt. Ansonsten wirkt die Stadt, als stünde sie im Westen. Mit ihren stylisch gekleideten und offenen Menschen. Mit ihrem Nightlife, das eher an Berlin als an Damaskus erinnert. Mit ihrem Essen, das es geschafft hat, den Westen mit dem Nahen Osten zu verbinden und dabei eine so unnachahmliche Küche zu kreieren, dass man – sobald man sich wieder in Deutschland befindet – grübelt, ob die angebotenen Speisen überhaupt Essen genannt werden dürften.

Alte Männer spielen Boule auf dem Rothschild-Boulevard, alte Frauen sitzen auf Parkbänken und lesen in Büchern, und die Jungen umarmen und küssen sich, als wäre Tel Aviv die Kulisse einer *romantic comedy*. Aber Tel Aviv, das ist die Kulisse einer Stadt, die dem Druck zweier Welten standhalten muss, an einem Ort, an dem

zwei Welten aufeinanderprallen: der Liberalismus und der Islamofaschismus.

Dabei treten beide politischen Richtungen mittlerweile ja nicht mehr getrennt im Westen und im sogenannten globalen Süden auf. Sondern wir haben arabische Länder, die sich sehr wohl am Westen orientieren und den politischen Islam mit aller Härte bekämpfen, und wir haben mittlerweile auch westliche Länder, in denen Menschen leben, die sich weniger dem liberalen Denken verschrieben haben, sondern sich einen autoritären oder sogar autorokratischen Staat wünschen. Und damit meine ich nicht «die Ausländer», sondern ich meine auch die irren Spinner, die sich als «Anti-Imps» verstehen und so etwas wie eine Umwertung der aktuellen Werteordnung in der Welt wünschen. Denen konnte man am Sonntag, dem 14. April, also kurz nach dem Angriff des Irans, auch dabei zuschauen, wie sie ganz in Günter-Grass-Manier Israel für einen möglichen dritten Weltkrieg verantwortlich machen wollten.

Glücklicherweise kam dann doch alles ein bisschen anders, und wir konnten in den Flieger steigen, um Pessach zu feiern. Natürlich nicht

laut Omer Adam winselt. Seinen Sound nennt man «Mizrachi». Dieser wiederum ist genauso orientalisch wie der Kabelsalat an den Häusern. Benannt nach der ethnischen Gruppe, die ihn geprägt hat und die mittlerweile längst die israelischen Charts anführt – auch weil sie in der Mehrzahl sind: Die Mizrachim, das sind die Juden, die die letzten 2000 Jahre nach der Vertreibung aus Israel in den arabischen Ländern überleben mussten.

Das war gar nicht so einfach. Als Dhimmi gebrandmarkt, waren sie Menschen zweiter Klasse, die genauso wie in Europa auf unterschiedlichen Ebenen und in unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft diskriminiert, verfolgt und ermordet wurden. Mizrachim müssen sich nicht so intensiv bräunen wie ich, weil sie längst braun sind, werden aber trotzdem von den postkolonialen Linken als weiss bezeichnet.

Bis zum 7. Oktober waren diese binären Zuschreibungen den wenigsten Israeli bewusst. Und auch wenn sie sich in den letzten Monaten plötzlich mit solchem Irrsinn beschäftigen mussten, ist dieser Irrsinn für einen anderen Irrsinn in weite Ferne gerückt. Denn dass der Nahe

Israel – die beliebt-verhasste Pufferzone – dem Boden gleichgemacht wird, weil sie ganz genau wissen, dass relativ schnell auch sie durch die Islamisten dem Boden gleichgemacht würden.

Was in den letzten Monaten im Westen stattfand, haben sich selbstverständlich auch die eher liberal-arabischen Länder angeschaut und mit Grauen realisiert, wie weit die Propaganda durch Russland und die Islamische Republik Iran gekommen ist. Nämlich in den hinterletzten Hör-

Leidtragende sind immer die, die sterben müssen, weil anderen das echte Leben egal ist.

saal der Ivy-League-Universitäten. Und weil das Orte sind, aus denen bald ihre Absolventen in die amerikanischen und europäischen Parlamente strömen werden – nicht als Demonstranten, sondern als Politiker –, zittern die liberal-arabischen Staaten ähnlich wie Israel vor ihrer problematischen Zukunft. Sie haben genauso wie alle anderen mit Verstand begriffen, dass relativ schnell reagiert werden muss. Dass der Nahe Osten eine radikale Verschiebung der Macht erfahren muss, sonst verschiebt sich die Macht durch die Verschiebung der Macht in den USA und in Europa, und das kann viel gefährlicher und auswegloser werden, als sich jetzt in einen Krieg mit den reaktionären Islamisten zu stürzen, um den Nahen Osten von ihnen zu befreien.

Das Problem: Liberal orientierte Länder haben eher weniger Lust auf Krieg als reaktionär-theokratische Länder. Wer glaubt, dass jeder Tod im Kampf gegen die bösen Zionisten einem ein Flugticket in den Himmel zu 72 Jungfrauen sichert, der ist eben gewillter zu sterben. Während jemand, der das mit der Moderne und der Individualisierung verstanden hat, im Diesseits etwas aus seinem Leben machen will: gut essen, guten Sex haben und vielleicht noch ein Krebsmedikament erfinden. Leidtragende sind immer die, die nicht sterben wollen und dann sterben müssen, weil anderen das echte Leben egal ist.

Dann erschrecke ich. Nicht wegen meiner eigenen Gedanken, sondern weil meine Tochter Wasser «zur Abkühlung» über meinen Unterdrückerrücken und meinen Unterdrückerpo ausschüttet. Blitzschnell drehe ich mich um, schnappe sie mir, presse sie fest an mich, sage: «Liebe, Liebe, Liebe», wie ich es tue, seit sie geboren wurde, und sie drückt mich fest zurück und antwortet: «Liebe, Liebe, Liebe.» Angeblich steht die Reaktion auf den Iran kurz bevor, sagt jemand an seinem Handy, und ich drücke sie noch ein bisschen mehr.

Mirna Funk ist eine deutsche Schriftstellerin. Zuletzt von ihr erschienen: «Von Juden lernen». DTV, 160 S., Fr. 27,90.



ohne Sorge und auch nicht ohne Angst. Das Auswärtige Amt hat die Reisewarnung für Israel seit dem 7. Oktober nicht verändert. Sie blieb stabil. Auf keinen Fall fliegen. Trotzdem haben wir es gemacht. Die Frage, inwieweit Israel auf den Angriff reagieren wird, schwebt in der Luft. Auch in der Meerluft an diesem schönen Sonntag. Eine Woche nach dem iranischen Angriff.

Verschiebung der Mächte

Ich drehe mich nun auf den Bauch, damit auch mein Rücken und Po nicht länger als *white colonizer* bezeichnet werden können. Dann schliesse ich die Augen und lasse den Wind mit meinen Haaren spielen und mein Gehirn entspannen und so tun, als gäbe es gar kein Problem auf diesem hochproblematischen Fleckchen Erde. Neben mir schalten ein paar nervige Teenager tragbare Lautsprecher an, aus denen

Osten schon seit langem brodeln und die Islamische Republik Iran diesen zu destabilisieren versucht, ist ein bisschen existenzieller als ein Berkeley-Student, der in irgendeinem *social justice*-Kurs lernt, wie man «Marg bar Israel», also «Tod Israels», ruft.

Dem Mullah-Regime, den Huthi, der Hisbollah und der Hamas geht es nicht um das Lernen eines Rufes, sondern darum, den Ruf Wirklichkeit werden zu lassen. Das wissen Israeli länger, als der Berkeley-Student überhaupt auf der Erde ist. Dass sich zu den Todeswünschen im Nahen Osten nun auch Todesaufrufe im liberalen Westen gesellt haben, war zuerst ein bisschen schockierend. Jetzt allerdings ist der Grad an Absurdität kaum noch zu verheimlichen und wird dazu führen, die Weltenlage neu zu denken. Denn weder Jordanien noch Saudi-Arabien oder Ägypten haben ein Interesse daran, dass



INSIDE WASHINGTON

Joe und die Kannibalen

Präsident Joe Biden bereitet seinen Presseverantwortlichen wieder einmal Sodbrennen. Letzte Woche, während eines Wahlauftritts im umkämpften Bundesstaat Pennsylvania, erzählte der 81-Jährige die bizarre Geschichte, dass sein verstorbener Onkel, Second Lieutenant Ambrose J. Finnegan Jr., von Kannibalen gefressen worden sei.

«Onkel Bosie», erinnerte sich Präsident Biden, «flog diese einmotorigen Flugzeuge als Aufklärer über Kriegsgebieten und wurde im Zweiten Weltkrieg in Neuguinea abgeschossen.» Die sterblichen Überreste des Helden seien nie gefunden worden, denn, wie Biden erklärte, «in diesem Teil Neuguineas gab es wirklich viele Kannibalen».

Ob Familienüberlieferung oder vorübergehende Wahnvorstellung, fast nichts von Bidens Geschichte ist wahr, wie sich bald herausstellte.

Onkel Bosie war während des Krieges nie ein Pilot. Das Kurierflugzeug, in dem er als Passagier sass, stürzte wegen eines Motorschadens in den Pazifik. Onkel Bosie ist auf See verschollen, nicht bei einem Kannibalenstamm.

Der Fernsehsender NBC News erklärte achselzuckend, Biden habe «die Umstände des Todes seines Onkels falsch dargestellt». Die Associated Press räumte ein, dass der Chef im Oval Office «bei den Details danebenlag».

Ein Professor für Politikwissenschaft an der Universität von Papua-Neuguinea erklärte gegenüber der britischen Tageszeitung *The Guardian*, dass die Inselbewohner damals zwar Kannibalismus praktizierten, aber «sie assen nicht einfach jeden weissen Mann, der vom Himmel fiel». Nachdem der Sonderstaatsanwalt Robert Hur Biden als «älteren Mann mit schlechtem Gedächtnis» bezeichnet hat, kann das Team im Weissen Haus nur hoffen, dass Biden die Kannibalen vergisst.

Amy Holmes

WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

Ruedi Blumer, Pierre-Yves Maillard, Christoph Blocher, Böögg, Andreas Glarner

Der Entscheid des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR), die Schweiz wegen ihrer Klimapolitik zu verurteilen, ist



Ruedi Blumer.

wenige Tage nach dem Urteil im Politikgeschäft angekommen. Der Präsident des Verkehrsclubs der Schweiz (VCS), **Ruedi Blumer**, rief den Nationalrat in der Sondersession auf, Vorstösse aus dem grünen Lager zu unterstützen – «besonders auch mit Blick auf das EGMR-Urteil von vergangener Woche». Um anzufügen: «Der EGMR hat der Schweiz ein denkbar schlechtes Zeugnis ausgestellt.» Er appelliere deshalb an den Nationalrat, das Urteil zu beherzigen und heute in verkehrspolitischen Fragen entsprechend zu handeln. Wetten, dass wir diese Argumentation in nächster Zeit noch öfter hören werden?

Never change a winning team. Dieses Bonmot gilt auch in der Politik. Es ist deshalb kein Zufall, dass der erfolgreiche Kämpfer für eine 13. AHV-Rente – Gewerkschaftsboss **Pierre-Yves Maillard** – jetzt auch beim nächsten linken Prestige-Projekt, bei der Prämienentlastungsinitiative, die am 9. Juni vors Volk kommt, erneut eine Schlüsselrolle einnimmt und auf allen Kanälen für den mehrere Milliarden Franken teuren Sozialausbau weibelt. Obwohl hinter diesem Anliegen nicht Arbeitnehmerorganisationen, sondern die SP steckt. Der Waadtländer Ständerat hat sich für das linke Lager zu einer Allzweckwaffe entwickelt.



Pierre-Yves Maillard.

Eine spannende Geschichtslektion erteilte dieser Tage **Christoph Blocher**. Der SVP-Altmeister erzählte auf seinem Haussender Tele Blocher, er habe nach dem Sechseläuten kurz sein Mobiltelefon konsultiert, um sich zu vergewissern, ob der **Böögg** schon explodiert sei. Dann habe er erfahren, dass die Verbrennung diesen Frühling nicht habe stattfinden können. Neben den Meldungen über die Kriege und Konflikte in Israel, im Iran und in der Ukraine und der Debatte, ob der eine amerikanische Präsidentschaftskandidat zu alt sei und der andere ins Gefängnis müsse, habe hier das Nichtabfackeln des Bööggs für die grösste Schlagzeile gesorgt. Es sei doch schön, in einem solchen Land zu leben, resümierte der Alt-Bundesrat. Tatsächlich stellt sich für die Menschen im Land die Frage: Was können **Sechseläuten-Böögg**, sie dazu beitragen, dass Böögg-Fails zuoberst im Newsticker bleiben? Der Schneemann sorgt weiter für News. Der Gastkanton Appenzell Ausserrhoden will den Böögg am 22. Juni in Heiden verbrennen.

Apropos Nachrichten. Aufsteller für die Menschen im Land, die an Long Covid leiden. Sie haben ein neues, prominentes Aushängeschild, das kein Geheimnis daraus macht, dass die Krankheit ihm zusetzt: **Andreas Glarner**. Der Aargauer SVP-Nationalrat sagte zu *20 Minuten*: «Ich fühle mich seit meiner Covid-Erkrankung 2021 noch immer andauernd müde.» Er will das Ganze aber nicht «überdramatisieren». Bestimmt werde die Krankheit von manchen Leuten auch vorgeschoben, um weniger arbeiten zu müssen oder um Zahlungen von Versicherungen zu ergattern, glaubt er. «Dagegen würde ich mich in jedem Fall wehren, aber es gibt Fälle, die man ernst nehmen muss.»



Sechseläuten-Böögg.



Ascona Entdecken: Ascona Lodge*** «Pool and Garden Retreat»

Ascona – Kleinod am Lago Maggiore

Wann haben Sie sich das letzte Mal vom Charme der Dolce Vita nach Tessiner Art verführen lassen? Mit unserem exklusiven Angebot in der Ascona Lodge haben Sie die Gelegenheit einen unvergesslichen Aufenthalt im Herzen von Ascona zu erleben.

Ferien mit mediterranem Ambiente und mildem Klima im beliebtesten Ferienort am Lago Maggiore. Lassen Sie sich inspirieren vom besonderen Charme von Ascona, dem See und den umliegenden Tälern. Entdecken Sie das Tessin im Ascona Lodge*** «Pool and Garden Retreat»

Sie logieren in einem der 30 komplett renovierten Zimmern mit Balkon oder Terrasse. Der Garten mit Pergola, Liegewiese und beheiztem Schwimmbad machen Ihren Aufenthalt unvergesslich.

Für das kulinarische Wohl sorgt das reichhaltige Frühstück mit lokalen Produkten. Eine Kombination aus Kreativität und Geschmack

für ein außergewöhnliches Erlebnis ist Ihr Besuch im Restaurant Sensi in Muralto. Die Osteria Nostrana in Ascona und das Grotto Brogini in Losone sind weit über das Tessin hinaus bekannt und der Traum eines jeden Liebhabers von Tessiner Spezialitäten.

Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. Die intakte Natur und vielfältige Landschaft von Ascona und der Region bietet für jedes Niveau über 1400 km Wander- und Bike Wege, See und Flüsse für alle erdenklichen Wassersportarten sowie Tennis- und Golfplätze. Ascona ist der perfekte Ort für einen Kurzaufenthalt.



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Angebot in der Ascona Lodge***

Leistungen:

- 3 Nächte Zimmer Classic mit Balkon/Veranda
- Frühstücksbuffet
- 1 Ticket für Cardada-Cimetta inklusive Apero
- Ein 3 Gang Dinner im «Restaurant Sensi» in Muralto inkl. Weinbegleitung
- Parkplatz und TicinoTicket

Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 399.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 499.–

Einzelzimmer und Zusatznacht auf Anfrage
Preise inkl. MwSt. exkl. Kurtaxe

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 791 36 92 oder per E-Mail an: [welcome@ascona-lodge.ch](mailto:welc@ascona-lodge.ch) mit dem Kennwort **WELTWOCH24**

Veranstalter:

Ascona Lodge
Via delle Scuole 17
6612 Ascona
www.ascona-lodge.ch

Neutralität als Schweizer Talisman

An der Generalversammlung der NZZ sprach Chefredaktor Eric Gujer zu den freisinnigen Aktionären die folgenden Worte: «Der Nato sind wir zu neutral; für Russland und China sind wir zu wenig neutral. Wenn die Neutralität ausser uns niemand wirklich achtet, ist sie kein Schutz, sondern Belastung.» Neutralität als Belastung? Der Bundesrat sieht es leider ähnlich und hat 2022 seine verfassungsmässige Pflicht beiseitegeschoben. Darum bezeichnet der Aussenminister der Atommacht Russland heute die Schweiz als «offen feindseliges Land».

1861 veröffentlichte die NZZ eine vielbeachtete Rede des Freisinnigen Alfred Escher: «Das Schicksal der Schweiz liegt nicht am wenigsten in ihrer eigenen Hand. Der Talisman, unter dessen schützender Obhut sie am ehesten durch alle Klippen, welche sich ihr bei der wechselvollen Gestaltung der politischen Verhältnisse Europas entgegenstürmen können, hindurchzusteuern vermögen wird, heisst Neutralität.»

Der politische Heissporn Gottfried Keller entgegnete Escher im *Zürcher Intelligenzblatt* scharf. Er fand, dieser habe die Neutralität im Streit gegen Frankreich um Savoyen zu stark betont. Der Literat wäre lieber mit allen Soldaten und Waffen gegen den französischen Kaiser Napoleon III. ins Feld gezogen. Was unweigerlich in einer Katastrophe hätte enden müssen und den jungen schweizerischen Bundesstaat wohl zum Einsturz gebracht hätte.

Im Alter erkannte Gottfried Keller seinen früheren Neutralitäts-Irrtum in jener «kritischen Stunde». Er würdigte den überlegenen staatsmännischen Weitblick von Alfred Escher. Und bekannte, dass Escher mit seinem Bild der Neutralität als Talisman recht gehabt hatte. In der NZZ hielt Keller fest: «Alfred Escher war ein Mann des Friedens, nicht um jeden Preis, aber stets ein Gegner dessen, was nach gefährlichem und törichtem Mutwillen aussah.» In der Neutralitätsfrage wird die Schweiz in Zukunft viel Klugheit brauchen, um ihre heutige Dummheit auszugleichen. Denn bezüglich Neutralität sind die Ewiggestrigen weit weniger gefährlich als die ewig Morgenigen.

Christoph Mörgeli

Gipfel des Desasters

Die Einladungen für die Ukraine-Konferenz auf dem Bürgenstock sind bis heute nicht verschickt worden. Der Anlass droht zum Totalausfall zu werden.

Rafael Lutz

Pompös kündigte Bundespräsidentin Viola Amherd im Januar die «Friedenskonferenz» an. «Die Ukraine kann auf die Verlässlichkeit unserer Zusagen zählen», sagte die Wehrministerin damals und betonte, dass die Ukraine sich der Solidarität der Schweiz «auf lange Sicht» gewiss sein könne.

Seit der Ankündigung sind drei Monate vergangen. Aber die Einladungen sind gemäss dem Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) bis heute nicht verschickt worden. Für die «Friedenskonferenz» auf dem Bürgenstock liebäugeln Amherd und Aussenminister Ignazio Cassis mit hochrangigen Vertretern aus 120 Staaten. Das Vorhaben erweist sich als wenig realistisch.

Mittlerweile glaubt offenbar nicht einmal mehr der ukrainische Präsident, dass die Resonanz auf die Schweizer «Friedensinitiative» sonderlich gross sein wird. «Ich denke, dass mehr als achtzig Länder an dem Gipfel teilnehmen werden», sagte Wolodymyr Selenskyj vergangene Woche.

Welche Staaten Cassis und Co. auf dem Bürgenstock dabeihaben möchten, gibt Bern nicht preis. Die Teilnehmerliste werde wohl kurz vor Konferenzbeginn publik gemacht, heisst es von Seiten des EDA. Dass sich Bern derart viel Zeit lässt, sorgt für Kopfschütteln. Die Einladungen hätten längst versendet werden müssen, so erfahrene Diplomaten. Es gehe bloss noch darum, den Ruf der Schweiz zu retten.

«Feindseliges Land»

Schon länger ist bekannt, dass Russland kein Interesse an dem Anlass zeigt. Aussenminister Sergei Lawrow bezeichnete die Schweiz vergangene Woche sogar als «feindseliges Land». Kurz zuvor war der russische Präsident Wladimir Putin scharf mit der sogenannten Friedenskonferenz ins Gericht gegangen.

Die jüngsten Äusserungen des russischen Aussenministers kommentiert man in Bern nicht öffentlich. Pikant: Im EDA werden die Statements vereinzelt gar positiv interpretiert – als Zeichen dafür, dass Russland die Bürgenstock-Konferenz ernst nehmen und die Schwei-

zer Diplomatie noch immer geschätzt sei. Informierte Beobachter attestieren den Verantwortlichen im EDA eine Art kognitive Dissonanz. Man verneine das Debakel und rede sich die Lage schön.

Derweil wird die Kritik an der Politik des Westens immer lauter, auch in der Schweiz. Es gebe keine ganzheitliche Strategie im Ukraine-Krieg. Wenn eine solche vorhanden sei, dann bloss eine militärische, keine politische, so Stimmen aus dem Umfeld des EDA.

Für Cassis und Co. scheint das jedoch kaum mehr eine Rolle zu spielen. Der Aussenminister weibelt – zunehmend verzweifelt wirkend – auf der ganzen Welt für seine Mission. Unlängst reiste er sogar nach Kenia, Dschibuti und Äthiopien, um für den Anlass zu werben.

Ob er erfolgreich war? Das wird sich spätestens im Juni zeigen. Alles deutet auf ein Scheitern hin. Die Frage ist nun, wie die Sache als Erfolg verkauft werden kann.

liebe ist...



... wenn es nicht mehr lange dauert, bis ich bei dir bin.

Gopfertami-Siech

Schweizer Dialekte machen Freude. Gut so. Schweizer Professoren verbreiten Unsinn. Weniger gut.



Die Schweiz leidet zurzeit an Wahrnehmungstörungen. Sein und Bewusstsein klaffen auseinander. Die Vernünftigen haben zurzeit noch kein Oberwasser. Aber es gibt sie.

Pascal Couchepin hält im «Nouvelliste» fest, dass die Richter in Strassburg gar nicht entschieden hätten, was die Schweiz tun müsse, sondern nur, dass sie mehr tun müsse in Sachen Klimaschutz. Ist *Gopfertami-Siech* wahr.

Unser kluger Strassburger Richter Andres Zünd macht die Aufgeregten darauf aufmerksam, das bahnbrechende Urteil werde dazu führen, dass auch viele andere Länder in Strassburg antraben müssten.

Die Schweiz als Schmetterling, der eine Lawine auslöst. Unsere Klimaseniorinnen haben da ganz schön viel bewegt.

Albert Rösti wiederholt mantrahaft: In der Schweiz werde auch nach Annahme des Stromgesetzes kein Windpark und kein Solarkraftwerk gebaut, wenn die Standortgemeinde dies nicht wolle. Genauso wie bisher, angesichts der geteilten Meinungen in den Alpen. Die direkte Demokratie funktioniert selbst oberhalb von 1500 Metern über Meer. Und zu vierzehn von fünfzehn Wasserkraftwerken haben die Natur- und Umweltorganisationen am runden Tisch von Simonetta Sommaruga ja gesagt. Nur Raimund Rodewald bekämpft mit seinem Atomfreund und Präsidenten Kurt Fluri das mit Abstand beste Projekt, das «Gornerli», das hoffentlich Zermatt vor dem Hochwasser retten wird. Man müsste diese beiden Einsprecher haftbar machen, sollte Zermatt oder die Lonza in Visp von Hochwassern zerstört werden.

Beat Jans ruft uns allen in Erinnerung, dass Strassburg ein Schweizer *Stübli* ist. Alain Berset soll dank dem SVP-Polit-Kanonier Alfred Heer sogar Generalsekretär des Europarates werden. Frage an unsere Hysteriker und Hyperventilierer: Wo wollt ihr noch mitmachen, wenn ihr auch aus Strassburg Richtung Basel flüchtet?

Seuchen sind ansteckend. Professor Tobias Straumann, der neue Paternoster der helvetischen Rechten, lieferte zusammen mit Stefan G.

Die Schweiz als Schmetterling, der eine Lawine auslöst. Unsere Klimaseniorinnen haben viel bewegt.

Schmid, ebenfalls Professor, in der *Neuen Zürcher Zeitung* den theoretischen Überbau des Helveto-Zentrismus.

O-Ton Straumann: «Zäsur ist das falsche Wort, denn wir haben schon mit den Bilateralen viel Souveränität abgetreten. Aber es wäre ein Quantensprung. Die dynamische Rechtsanpassung würde verallgemeinert und auf zahlreiche Politikfelder ausgedehnt; wo die Grenzen genau liegen, weiss man nicht.»

O-Ton Schmid: «Man kann auch mit 1874 vergleichen: Als die neue Verfassung Kompetenzen von den Kantonen auf den Bund verlagert, hat das Rückwirkungen auf die direkte Demokratie in den Kantonen. Man kommt zum Schluss, dass die Demokratie auf der nächsthöheren Stufe, also im Bund, kompensiert werden muss, und führt deshalb das Gesetzesreferendum ein. Einen solchen Schritt können wir beim EU-Abkommen nicht machen.» Alles kreuzfalsch.

Denkfehler 1: Schweizer Kantone können nicht aus der Schweiz austreten. Selbst die Gründung eines neuen Kantons ist – wie der Jura beweist – eine politische Zangengeburt. Ein Rahmenabkommen kann man jederzeit kündigen. Wie der Brexit belegt, können selbst EU-Mitglieder aus der Union austreten.

Denkfehler 2: Wenn die Schweiz bei Entscheiden nicht mitmacht, muss sie nach unendlich langen Verfahren einzig mit angemessenen Sanktionen rechnen. Sanfter geht nicht.

Denkfehler 3: Alle Probleme der Schweiz kann man mit EU-kompatiblen Massnahmen lösen. Sonst wären die politischen Systeme in der EU nicht derart verschieden. Entsprechende Vorschläge liegen seit 32 Jahren auf dem Tisch.

Denkfehler 4: Wir können, wenn wir wollen, neu sogar ein direktdemokratisches, konstruktives Referendum bei der Umsetzung von EU-Recht einführen. Und vielleicht eines fernen Tages in Brüssel so mitmachen wie in Strassburg.

Denkfehler 5: Der autonome Nachvollzug bringt es nicht. Bestes Beispiel: Die Schweiz ist noch eine der funktionierenden Stromdreh-scheiben Europas. Ohne Rahmenabkommen kein Stromabkommen. Ohne Stromabkommen weniger Handel und keine Mitsprache. Die Folge: Strompreise und Steuern steigen.

Alle Studenten würden bei einem Master-Examen durchfallen, wenn sie mündlich oder schriftlich die gleichen Irrlehren wie unsere beiden Professoren verbreiten würden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Freisinniges Frühlingserwachen

FDP-Nationalrat Simon Michel ist der zweitreichste Parlamentarier der Schweiz. Obwohl seine Firma seit dem Aus des Rahmenabkommens ihren Wert mehr als verdoppelt hat, warnt er unablässig vor den Folgen einer fehlenden EU-Anbindung. Warum?

Marcel Odermatt



«Patriot, gläubiger Christ»: Unternehmer Michel.

Bern

Diesen Mann hätte die Volkspartei gerne in ihren Reihen: erfolgreicher Unternehmer, Vater von zwei Kindern, nach eigenen Angaben in einer «glücklichen Ehe lebend», Offizier, «ein Patriot» und «gläubiger Christ», wie er betont. «Tatsächlich habe ich mit der SVP in 85 Prozent der politischen Themen eine Übereinstimmung», sagt Simon Michel im Bundeshaus-Restaurant «Galerie des Alpes» mit einem breiten Schmunzeln im Gesicht zur *Weltwoche*. Doch der Geschäftsführer und Verwaltungsrat des Medizintechnikunternehmens Ypsomed ist ein Freisinniger und sitzt seit den Wahlen im Oktober für die Solothurner FDP im Nationalrat.

Bei den 15 Prozent, bei denen er die Position des bürgerlichen Partners nicht teilt, geht es um das wichtigste Dossier der Schweizer Politik – die Frage, wie das Land das Verhältnis mit der EU gestaltet. Der 47-Jährige ist ein flammender Befürworter eines Abkommens mit Brüssel. Das macht den HSG-Ökonomen und erfolgreichen Unternehmer zum gefährlichsten Gegner der SVP im Ringen um das Europa-Thema.

Parallelen zum EWR-Beitritt

Im Gespräch wird rasch klar: Es gibt eine weitere Gemeinsamkeit mit Christoph Blocher und seinen Leuten. Für den Major im Militärstrategischen Stab des Chefs der Armee geht es beim Vertrag mit Brüssel um alles. «Wir dürfen uns keine Illusionen machen. Werden die

«Ich habe mit der SVP in 85 Prozent der Themen eine Übereinstimmung.»

Bilateralen III abgelehnt, ist das Thema einer institutionellen Anbindung für eine Generation vom Tisch. Dann werden sich meine Kinder, die fünfzehn und sechzehn Jahre alt sind, wieder mit dieser Frage beschäftigen.»

Es gibt für ihn also entsprechende Parallelen zum Entscheid für einen Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum vor bald 32 Jahren.

Und dieser Urnengang könnte rascher kommen, als viele denken. «Die Teams in Bern und Brüssel arbeiten mit Hochdruck und kommen zügig voran. Ich rechne damit, dass der Vertrag 2025 in die Räte kommen wird. Die finale Volksabstimmung wäre im Herbst des folgenden Jahres», erklärt das Mitglied der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates.

Doch es gibt ein Problem. Die SVP hat Anfang April ihre Nachhaltigkeitsinitiative eingereicht. Beobachter in Bern gehen davon aus, dass dieses Anliegen zuerst behandelt werden muss, bevor der Souverän über «die Stabilisierung und Weiterentwicklung der bilateralen Verträge» entscheidet, wie Michel und sein Lager das geplante Vertragswerk bezeichnen.

Michel schlägt den umgekehrten Weg vor: «Wenn das Abkommen unter Dach und Fach ist, ist die Guillotine-Klausel vom Tisch und es wird möglich sein, mit der EU über die Freizügigkeit zu reden und Verbesserungen herauszuholen.» Bei einer Annahme der Initiative müsste die Schweiz bei der Zuwanderung neue Konzepte entwickeln. Sein Rezept: dem technischen Fortschritt vertrauen, das Inländerpotenzial besser nutzen, dem Inländervorrang Nachdruck verschaffen, den Familiennachzug begrenzen und stärkere Priorisierung von qualifizierten Einwanderern.

Nummer zwei hinter Martullo

Während Michel den politischen Sonderfall der Schweiz festigen will, gehört er im Bundeshaus zu einer seltenen Spezies. Seine Firma mit Hauptsitz in Burgdorf, die Autoinjektoren für Menschen mit chronischen Krankheiten produziert, ist äusserst erfolgreich. Der Wert des 2004 an die Börse gebrachten Unternehmens beträgt mit weltweit über 2300 Mitarbeitenden rund fünf Milliarden Franken. Michel und seiner Familie gehören 73 Prozent der Aktien. Damit ist er – gleich hinter Magdalena Martullo-Blocher – der zweitreichste Parlamentarier in Bern.

Auf das Geld aus der Bundeskasse für sein Parlamentariermandat ist Michel nicht angewiesen. Trotzdem absolvierte er die Ochsentour und verbrachte vor seiner Wahl in die grosse Kammer sechs Jahre im wenig prestigeträchtigen Solothurner Kantonsrat als Finanzpolitiker. Wie ernst ihm das Engagement war, zeigt, dass er vor dem Versand der Wahlunterlagen einen PR-Coup landete: Michel gab bekannt, in der St.-Urnen-Stadt für fünfzehn Millionen Franken ein neues Konferenz- und Kulturzentrum zu bauen. Die Aktion zahlte sich aus. Obwohl die FDP Wähleranteile verlor, schaffte Michel den Sprung in den Nationalrat.

Der Patron exerzierte mit seinem Betrieb durch, was laut den Anhängern des institutionellen Andockens auch anderen Branchen droht. Seit Mai 2021 ist die Schweiz im Bereich der Medizinprodukte nicht mehr Teil des Binnenmarktes und wird als Drittstaat be-

trachtet. Ypsomed konnte die Strafaktion dank entsprechendem Aufwand umsetzen. Sie musste alle Produkte neu in der EU zulassen und hatte das regulatorische Machtzentrum des Konzerns nach Deutschland zu verlegen, um ihre Waren weiterhin in die EU liefern zu können. Der Anteil der Exporte des Unternehmens in den europäischen Binnenmarkt beträgt 62 Prozent. Trotz dieses Handicaps stieg der Reingewinn 2022 um das Doppelte, die Ebit-Marge (Gewinn vor Steuern) entwickelt sich ähnlich, und der Aktienkurs explodierte seit der Ankündigung der Sanktionierung von gut 141 Franken am 27. Mai 2021 auf 380 Franken Ende vergangener Woche.

Könnte es nicht sein, dass es für die renommierte Herstellerin von Pens für Diabetiker wichtiger ist, dass es immer mehr Übergewichtige auf der Welt gibt als die Neuauflage des gescheiterten Rahmenabkommens? Michel

Grosse Hoffnungen setzt er in eine Allianz von Grossunternehmen, Gewerbe und der Bauern.

räumt ein, dass Ypsomed gut mit der neuen Situation umgehen könne: «Das fehlende Abkommen mit der EU kostet uns rund ein Prozent Gewinn, unsere Verdienstspannen sind glücklicherweise gross genug. Aber gibt andere Branchen, die unter die Räder kommen werden, wenn der bilaterale Weg endet, weil ihre Margen deutlich geringer sind – zum Beispiel Landwirtschaftsfahrzeuge, technische Maschinen, Spielzeuge oder Biozidprodukte.»

Michel steht vor einer anspruchsvollen Aufgabe. Er wird erklären müssen, weshalb die Bevölkerung bei der direkten Demokratie und beim Föderalismus Einbussen hinnehmen muss, seine Firma aber trotz des derzeitigen Wettbewerbsnachteils floriert wie nie zuvor in ihrer 21-jährigen Geschichte. Er will sich dieser Herausforderung stellen. «Wir müssen das grosse Ganze sehen. Ohne Vertrag erodieren die bilateralen Abkommen. Kommt es zu keiner Einigung, wird die Schweiz über kurz oder lang Wohlstandsverluste hinnehmen müssen.»

Ende der Bauernfamilien

Seine grösste Sorge sind die Gewerkschaften. Die Arbeitnehmerorganisationen verlangen für ihre Zustimmung beispielsweise die Einführung von zusätzlichen Gesamtarbeitsverträgen. Inwieweit ist der Economiesuisse-Vorstand Michel bereit, den Linken entgegenzukommen, damit er das grosse Ziel erreicht und er bei der Jahrhundertabstimmung als Sieger vom Platz geht? «Der Status quo im Lohnschutz muss garantiert werden. Das können wir innenpolitisch lösen.» Wie bei den Bilateralen I und II wollten die Gewerkschaften auch dieses Mal etwas Zusätzliches, um das Abkommen unterstützen zu können. Diese Haltung sei bei vielen Wirt-



schaftsvertretern aber noch nicht mehrheitsfähig. «Viele wollen, dass wir klare Grenzen setzen. Kollegen von anderen Firmen sagen mir, lieber kein Abkommen als zu grosse Zugeständnisse.»

Grosse Hoffnungen setzt er in eine Allianz von Grossunternehmen, Gewerbe und Bauern. Die Landwirte würden nie eine drohende Kündigung des Landwirtschaftsabkommens goutieren, davon ist er überzeugt. Bei einem Nein zu den Bilateralen III müsste mittelfristig das Freihandelsabkommen von 1972 aufdatiert werden. Das wäre das Ende der Zölle auf Nahrungsmittel und damit der Bauernfamilien. «Das hätte auch zur Konsequenz, dass sich die Bauern in der SVP entscheiden müssen.»

Welche Rolle spielt Blocher?

Als erfolgreicher Unternehmer und hoher Militär ist sich Michel gewohnt, in Szenarien zu denken. Er ist sich bewusst, dass das Projekt an der Urne abstürzen könnte. Obwohl der FDP-Mann einen anderen Standpunkt vertritt als die andere bürgerliche Partei, will er unbedingt mit der SVP im Gespräch bleiben. «Was wäre die Alternative, was könnten wir tun, wenn es zu einer Ablehnung kommt?» Hier erwarte er von Parteichef Marcel Dettling, Fraktionschef Thomas Aeschi und der Verantwortlichen für das Europa-Dossier – Magdalena Martullo-Blocher – konkrete Ideen, wie die Schweiz ihr Verhältnis mit Brüssel neu ordnen und stabilisieren kann.

Was sicher nicht reiche, sei die aktuelle schrille Kampagne, die die Verhandlungen mit dem wichtigsten Handelspartner als Verhandlungen mit einem Kinderfresser verunglimpfe. «Diese Rhetorik hilft niemandem, am wenigsten der Schweiz.»

Mastermind hinter dem Nein zum EWR war 1992 Christoph Blocher. Der SVP-Krösus sorgte fast im Alleingang dafür, dass die Eidgenossenschaft das Anliegen knapp ablehnte. Welche Rolle der mittlerweile 83-jährige bei der Schicksalsschlacht spielen wird, ist unklar. Sicher hingegen ist, dass Michel eine Schlüsselrolle haben wird.

Stoppt Strassburg!

Vom Rechtsstaat zum Richterstaat:
Das Klima-Urteil des Europäischen Gerichtshofs
für Menschenrechte zeigt, wohin die Reise geht.
Nun muss der Bundesrat handeln.

Fulvio Haefeli

Am 9. April 2024 hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg die Beschwerde der Schweizer Seniorinnen gutgeheissen und die Schweizer Behörden für einen mangelhaften Schutz vor den schädlichen Auswirkungen der Klimaerwärmung gerügt. Das ist nicht erstaunlich, wenn man die Entwicklung der Rechtsprechung von Strassburg näher verfolgt.

Die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK), einst als Charta der individuellen Abwehrrechte gegenüber einem übergriffigen Staat konzipiert und dementsprechend ausgelegt, wird heute von der Mehrheit der Strassburger Richter als Vehikel für die Durchsetzung des Zeitgeistes missbraucht. «So steht in der Konvention kein Wort davon, dass ein Staat das Recht auf Privatleben älterer Frauen verletzt, wenn er (angeblich) zu wenig gegen die Klimaerwärmung unternimmt», wie die NZZ schreibt. «Diese Aussage ist allein auf die Interpretation der Richter zurückzuführen.»

Der Gerichtshof ist gemäss NZZ ein Einfallstor für einflussreiche NGOs: «... waren von den 100 Richtern, die zwischen 2009 und 2019 in Strassburg wirkten, mindestens 22 frühere Mitarbeiter oder Partner von grossen NGO, die am EGMR mit Klagen sehr aktiv sind. 12 Richter hätten Verbindungen zum Open-Society-Netzwerk des Milliardärs George Soros, andere zu Amnesty International, zu Human Rights Watch oder zum Helsinki-Komitee. Während des untersuchten Zeitraums hätten diese Richter an knapp 90 Verfahren teilgenommen, in denen «ihre» NGO involviert gewesen sei.» Ist unter solchen Umständen die Unabhängigkeit des EGMR gewahrt? Da sind gewisse Zweifel angebracht.

Fragwürdige Begründung

Was besagt Art. 8 EMRK, der als Grundlage des Klima Urteils herangezogen wurde?

«(1) Jede Person hat das Recht auf Achtung ihres Privat- und Familienlebens, ihrer Wohnung und ihrer Korrespondenz.

(2) Eine Behörde darf in die Ausübung dieses Rechts nur eingreifen, so weit der Eingriff

gesetzlich vorgesehen und in einer demokratischen Gesellschaft notwendig ist für die nationale oder öffentliche Sicherheit, für das wirtschaftliche Wohl des Landes, zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Verhütung von Straftaten, zum Schutz der Gesundheit oder der Moral oder zum Schutz der Rechte und Freiheiten anderer.»

Aus diesem klaren Text, der keine positive Leistungspflicht des Staates beinhaltet, sondern nur Abwehrrechte des Einzelnen gegenüber den Behörden begründet, erfindet Strassburg eine Verpflichtung des Staates, gegen den Klimawandel vorzugehen, damit das Privat- und Familienleben nicht tangiert wird (Randziffern 435 und folgende des Urteils).

Eine verpönte Auslegung contra legem, das heisst gegen den klaren Wortlaut, von Art. 8 EMRK. Und es geht in diesem Stil weiter. Zwar wird den beschwerdeführenden Seniorinnen

Ein revolutionäres Novum: Verletzung eines Individualrechts ohne verletzte Individuen.

vom Gericht eine Opferrolle abgesprochen – womit eine Verletzung von Art. 8 EMRK ausgeschlossen wäre (Randziffern 527–535) –, doch wird der Schweiz vorgeworfen, sie tue zu wenig zur Reduktion des CO₂-Gehalts in der Atmosphäre, was zur einer Verletzung von Art. 8 EMRK führt (Randziffern 565–574).

Ein revolutionäres Novum in der Rechtsprechung von Strassburg: Verletzung eines Individualrechts ohne verletzte Individuen. Damit schwingen sich sechzehn Richter der grossen Kammer – einer verweigerte sich diesem Urteil, nämlich der Vertreter von Grossbritannien – zum Gesetzgeber in Umweltfragen auf. Dies ist abzulehnen. Die Gerichte sind bei ihrer Tätigkeit weniger frei als der Gesetzgeber; sie sind nicht Konstrukteure einer neuen Gesellschaft, sondern als Vollender der geltenden Gesamtrechtsordnung gefordert.



Eine Behörde darf in die Ausübung dieses Rechts nur eingreifen, so weit der Eingriff gesetzlich vorgesehen und in einer demokratischen Gesellschaft notwendig ist für die nationale oder öffentliche Sicherheit, für das wirtschaftliche Wohl des Landes, zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Verhütung von Straftaten, zum Schutz der Gesundheit oder der Moral oder zum Schutz der Rechte und Freiheiten anderer.

Narrenfreiheit für den EGMR

Die Entscheidungen des EGMR entfalten keine über den entschiedenen Fall hinausgehende allgemeine Bindungswirkung für alle Vertragsstaaten der EMRK. Die Bindung an die Urteile des EGMR bedeutet somit nicht, dass sich die Vertragsstaaten nicht in Zukunft über eine Auslegung und Anwendung einer Konventionsbestimmung verständigen könnten: Tatsächlich sieht Art. 31 der Wiener Vertragsrechtskonvention Vereinbarungen über die Anwendung von vertraglichen Bestimmungen des Völkerrechts vor. So könnte die exzessive Rechtsprechung des EGMR mit einer Auslegungsvereinbarung aller Vertragsstaaten der EMRK gemäss Art. 31 der Wiener Vertragsrechtskonvention auf einen zwischen den Vertragsstaaten vereinbarten Inhalt der EMRK zurückgebunden werden.

Der EGMR hätte die Auslegungsvereinbarung dann bei seiner Rechtsprechung bindend zu berücksichtigen. Die Vertragsstaaten müssten sich jedoch aktiv der Möglichkeiten von Artikel 31 der Wiener Vertragsrechtskonvention bedienen, um nicht das Heft des Handelns aus der Hand zu geben und dem EGMR Narrenfreiheit einzuräumen. Davon ist leider nichts zu sehen, aber gerade die Bundesräte Cassis und Jans wären hier auf dem internationalen Parkett gefordert; dies im Interesse der Schweiz.

Fulvio Haefeli war von 2007 bis 2022 Richter am Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen.

Fegefeuer der Eitelkeiten

Die Italienerin Chiara Ferragni bringt den Berufsstand der Influencer in Verlegenheit.

Dann sollen sie Brioche essen!», hat laut obskuren Quellen Königin Marie-Antoinette gesagt, als man ihr mitteilte, die Bauern hätten kein Brot. Insofern ist es durchaus lustig, dass einer heutigen Verkörperung luxuriösen Lebens, Chiara Ferragni, vor kurzem ein Kuchen zum Verhängnis geworden ist. Gegen die italienische Influencerin – die auf Instagram um die dreissig Millionen Follower hat – wird in ihrer Heimat wegen Betrugsverdachts ermittelt. Schon im Dezember hatte sie eine Million Euro Busse zahlen müssen. Jetzt ist ans Licht gekommen, dass sie vor zwei Jahren einen Weihnachtskuchen beworben hat mit der Behauptung, der Erlös werde einem Krankenhaus für krebserkrankte Kinder zugutekommen, allerdings scheint das Geld stattdessen dazu verwendet worden sein, Ferragnis auf vierzig Millionen Euro geschätztes Vermögen aufzubessern.

Hätte letztes Jahrhundert ein Schulmädchen seinem Berufsberater gesagt, es wolle Bloggerin werden, wäre es wohl mit Verdacht auf Fieberdelirium zur Krankenschwester geschickt worden. Wir haben damals von «Angeberei» gesprochen, doch heute ist Geschenke anzunehmen für viele junge Frauen eine durchaus erstrebenswerte Karriere.

Sie wollen dein Leben

Weil so ziemlich jeder und jede bloggen kann – es ist ja nicht viel mehr als aufgehübschte Abgreiferei –, besteht immer die Gefahr, dass man der tiefhängenden Früchte verlustig geht: Um die Ecke lauert schon eine jüngere, hübschere, hungrigere Bloggerin; Follower sind keine Fans, sie bewundern nicht dein Talent, sondern sie möchten dein Leben haben.

Weil Neid in die Beziehung zwischen Bloggern und Followern mit hineinspielt, ist es nicht verwunderlich, dass, seit Ferragni über den Kuchen gestolpert ist, sich Hunderttausende ihrer Online-Bewunderinnen verdünnt haben. Es entbehrt auch nicht der Ironie, dass einer Frau, die dank einem Blog mit dem Titel «The Blonde Salad» (und dessen Konnotationen von Unbeschwertheit und Gesundheit) Erfolg hatte, ausgerechnet Kuchen



Über ein Stück Kuchen gestolpert: Internet-Star Ferragni.

zum Verhängnis wurde – denn ihrem Aussehen nach zu schliessen, hat sie in den letzten Jahren bestenfalls mal an einem Kuchenstück gerochen. Eine weitere Ironie ist, dass sie einst ein Jurastudium abgebrochen hat, um Influencerin zu werden – und nun verdienen Juristen dank ihr einen Haufen Geld.

Einst war sie das *golden girl of Instagram*, heute gilt sie als Verkörperung all dessen, was an den sozialen Medien verabscheut wird. Letztes Jahr wettete Ministerpräsidentin Giorgia Meloni: «Vorbilder sollten nicht die Influencerinnen sein, die dadurch eine Menge Geld verdienen,

dass sie bestimmte Kleider tragen und Taschen zur Schau stellen ... oder für teuren Kuchen werben und den Leuten glaubhaft machen, der sei für einen guten Zweck. Wir müssen den jungen Leuten erklären, dass Produkte zu schaffen etwas viel Bemerkenswerteres ist, als sie bloss zur Schau zu stellen.» Im Gegensatz zu Marie-Antoinette wird Chiara Ferragni nicht öffentlich hingerichtet werden, doch für eine so eingebilddete Frau wie sie dürfte die öffentliche Schande ähnlich schmerzhaft sein.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Es gibt keine Alternative zur Zweistaatenlösung»: Chan Yunis im Gazastreifen.

«Die Bomben auf Gaza sind ein Holocaust»

Der französische Sozialwissenschaftler Gilles Kepel ist einer der besten Kenner des Islamismus. Er bezeichnet Israels brutale Reaktion auf den Hamas-Terror als Holocaust, aber nicht als Genozid. Der 7. Oktober 2023 werde die Welt stärker verändern als der 11. September 2001.

Jürg Altwegg

Die Aula der Pariser Kaderschmiede Sciences Po ist heute nach Gaza benannt, in der akademischen Jugend hat Woke-ness die Macht übernommen. Gilles Kepel gehörte zu den international bekannten und renommierten Professoren der Eliteschule. Unter Polizeischutz musste er seine Vorlesungen halten, als der Islamische Staat ein Todesurteil gegen ihn aussprach. Seit den siebziger Jahren beschäftigt er sich mit dem Islam. Seine Kommilitonen waren alle linksextrem und identifizierten sich mit Palästina oder «wenn sie Juden waren, mit Israel», blickt er aus dem Ruhestand zurück. Kepel studierte Lateinisch und Griechisch. «In den Orient begab ich mich auf den Spuren der Antike», in Damaskus gefiel es ihm besonders gut. Er absolvierte ein Studium der Arabistik. Für die Doktorarbeit verbrachte er drei Jahre in Ägypten, wo er das Aufkommen radikaler islamistischer Gruppierungen erlebte. Seit seiner Rückkehr beschäftigt er sich mit dem Extremis-

mus in den Banlieues. Kepel spricht fließend Arabisch. Auch sein neues Buch zeugt von seiner Vertrautheit mit der islamischen Kultur und seiner Liebe zur arabischen Welt. Kepel benutzt immer wieder Begriffe wie «Mesopotamien» und «Heilige Pforte» oder nennt den Libanon «Land der Zedern». Der 7. Oktober, schreibt er, habe die Welt mehr verändert als der 11. September: «Im Krieg zwischen Israel und der Hamas geht es um die neue Weltordnung.»

Weltwoche: Ihrem neuen Buch, *cher Monsieur Kepel*, haben Sie einen provozierenden Titel gegeben: «Holocaustes» – im Plural. Er beruht auf einer genialen, aber auch heiklen Intuition. Sie hinterfragen den Begriff Genozid, mit dem heute Schindluderei getrieben und Weltpolitik gemacht wird. Sie sprechen lieber von Holocaust.

Gilles Kepel: Der Begriff Holocaust verweist in seinem ursprünglichsten Sinn auf die Menschen, die man töten wird, um sie einem Gott zu opfern.

In der Antike gab es die Menschenopfer. Später wurden Tiere geopfert. Ich interessiere mich für die Opfer. Die Mehrzahl wählte ich, weil heute zahlreiche Akteure der Weltpolitik bestrebt sind, die seit 1945 herrschende Weltordnung umzustossen – auf Kosten der Juden. Der Begriff des Genozids, dessen Opfer sie waren, wird jetzt gegen sie verwendet und Israel des Genozids an den Palästinensern bezichtigt.

Weltwoche: Vom Holocaust ist in der Tora und in der Bibel die Rede. Gibt es entsprechende Stellen im Koran?

Kepel: Der Koran hat aus der Bibel weite Teile der Evangelien übernommen. Die Erzählungen sind oftmals praktisch identisch. Aber sie bekommen eine ganz andere Bedeutung. Im Islam ist Jesus ein Prophet, aber nicht der Sohn Gottes. Aus der Sicht des Islams sind die Heiligen Schriften der Juden und Christen Fälschungen. Wer den Koran kennt, musste unweigerlich zur Einsicht gelangen, dass es sich bei der Barbarei des 7.

Oktober um ein Remake der Razzia handelte, die der Prophet im Jahre 628 auf die jüdische Oase Chaibar unternommen hatte. Im Koran werden die Juden als Ungläubige und Abschaum der Menschheit bezeichnet. In seiner Darstellung der Zerstörung von Chaibar sind die Muslime mit unvorstellbarer Grausamkeit vorgegangen. Die Männer wurden massakriert, die Frauen in die Harems gesperrt, die Kinder versklavt. Der Anführer der Juden wurde vor den Augen seiner Frau gefoltert und vergewaltigt.

Weltwoche: Und solche Ereignisse werden den Gläubigen zur Nachahmung empfohlen?

Kepele: Die Prediger rufen sie ständig in Erinnerung. Und wann immer die Hamas und die Hisbollah Israel angreifen, erfolgt der Schlachtruf: «Chaibar, Chaibar! Wir sind von hier, von hier wurden wir vertrieben!» So war es am 7. Oktober. Dieser religiöse und historische Bezug erklärt den unbeschreiblichen Horror, den die Hamas angerichtet hat. Die Verstümmelungen, die Vergewaltigungen. Nichtmuslime empfinden dieses Grauen als barbarisch und monströs. Für den Leser des Korans, der die Schilderungen wörtlich nimmt, handelt es sich um eine heilige Tat, die mit dem Paradies belohnt wird.

Weltwoche: Aufgrund dieser Analogie nennen sie den 7. Oktober eine heilige, eine «gesegnete Razzia».

Kepele: Schon bin Laden hatte die Anschläge vom 11. September mit Chaibar gerechtfertigt. Er sprach von einer «doppelten Razzia»: New York und Washington.

Weltwoche: Sie erwähnen zahlreiche Ereignisse, die ein historisches Vorbild, das nachgeahmt wird, und einen religiösen Hintergrund haben.

Kepele: Das Pogrom der Hamas war eine Inszenierung zum 50. Jahrestag des Jom-Kippur-Kriegs von 1973. Er fiel damals mit dem islamischen Fastenmonat zusammen, deshalb wird er von den Arabern Ramadan-Krieg genannt. Er begann am 6. Oktober – das Remake der Rache wurde auf den 7. Oktober verschoben, der ein Samstag war: Sabbat. Mit dem Jom-Kippur-Krieg wollten die arabischen Länder die 1967 verlorenen Territorien zurückerobern: Seit dem Sechstagekrieg besetzt Israel Westjerusalem und das Westjordanland, die Golanhöhen, die zu Syrien gehörten, sowie den Sinai und Gaza, die Teil von Ägypten waren. Im arabischen Bewusstsein haben sich diese Verluste als *naksa* [Schande] festgeschrieben. Der 7. Oktober ist für die arabische Welt ein Tag der Demütigung: Am 7. Oktober begann der Angriff auf Afghanistan als Reaktion auf die Anschläge des 11. Septembers.

Weltwoche: Das Remake der Rache aber gelang und wurde entsprechend gefeiert. Auf is-

raelischer Seite ist das Gewicht der Geschichte ebenfalls gross. Sie beschreiben eindringlich die Verknüpfung von Religion und Politik.

Kepele: Ich will die Ereignisse verstehen, und dazu muss man die Narrative beider Seiten kennen. Um an der Macht zu bleiben, hat sich Benjamin Netanjahu von der religiösen Rechten in Geiselnhaft nehmen lassen. Seine Minister Bezalel Smotrich und Itamar Ben-Gvir sind Fanatiker, sie wollen im Westjordanland das biblische Judäa und Samaria auferstehen lassen. Es werden weiterhin Palästinenser vertrieben und getötet. Dieser Politik kann Netanjahu keinen Einhalt mehr gebieten. Ich hatte in den achtziger Jahren Siedler besucht, sie erweckten den Eindruck von weltfremden Spinne- rern und waren in der israelischen Gesellschaft völlig isoliert. 1993 betrug ihre Zahl 100 000, inzwischen sind sie eine halbe Million. Es handelt sich um jüdische Suprematisten, Rassisten, deren Ziel es ist, in Israel eine Theokratie zu errichten – einen Gottesstaat. 2005 hatte Ariel Sharon die Kolonien in Gaza abgebaut. Jetzt wollen die Siedler, die er damals zum Rückzug zwang, Gaza in eine einzige grosse Kolonie verwandeln, die Palästinenser vertreiben und nur noch 100 000 als Dienstpersonal behalten. Netanjahu bombardiert Gaza, weil er an der Macht bleiben will.

Weltwoche: Kann man das als Holocaust einstufen?

Kepele: Die Fundamentalisten auf beiden Seiten sind für grauenhafte Massaker verantwortlich, die sie im Namen der Religion verüben und legitimieren. Da drängt es sich auf, die Massentötungen als Holocaust zu qualifizieren. Auf diesen Hintergrund stütze ich mich. Von der propalästinensischen

Linken werde ich angefeindet, weil sie das nackte Grauen nicht wahrhaben will. Auch viele jüdische Leser kritisieren meinen Befund: Es gibt nur einen Holocaust, sagen sie. Mir geht es darum, die geopolitischen Auswirkungen zu verstehen. Der 7. Oktober hat die Welt stärker verändert als der 11. September.

Weltwoche: Gibt es für die *nakba*, die Vertreibung der Palästinenser nach der Staatsgründung, Bezüge zum Koran?

Kepele: Meines Wissens nicht. Die Muslime haben ihre Niederlagen immer als zeitlich – auch im Sinne von vorübergehend – verstanden und mit einem Defizit an Religiosität begründet. Die *nakba* wurde von den Nationalisten instrumentalisiert, sie waren nicht besonders religiös.

Weltwoche: Wie kam die religiöse Dimension ins Spiel?

Kepele: Nach dem Scheitern der Nationalisten. Sie hatten den Einfluss der Muslimbrüder beschränkt. Die Palästinensische Befreiungs-

organisation, deren Terroristen 1972 das Attentat bei den Olympischen Spielen in München verübten, war politisch ausgerichtet. Im Krieg unmittelbar nach der Staatsgründung hatte Josef Stalin Israel unterstützt. Er machte in den Kibbuzen Parallelen zu den Kolchosen aus, Israel bekam Waffen aus der Tschechoslowakei. Der Einfluss des Iran kam nach dem Arabischen

«Benjamin Netanjahu bombardiert Gaza, weil er an der Macht bleiben will.»

Frühling. Die Muslimbrüder, deren militärische Organisation die Hamas ist, verstärkten ihren Einfluss auf die Gesellschaft. Israel hat diese Entwicklung in Gaza systematisch gefördert, um die Palästinenser zu spalten und das Abkommen von Oslo zu sabotieren.

Weltwoche: Diese Strategie ist nicht aufgegangen.

Kepele: Netanjahu war sich seiner Sache so sicher, dass er alle Warnungen in den Wind schlug. Er hatte den Terroristen Yahya Sinwar, der in einem israelischen Gefängnis sass, wo er von einem Krebsleiden geheilt wurde, im Austausch gegen einen israelischen Soldaten befreit. Er ermöglichte die Zahlungen aus Katar und glaubte, dass es sich bei Sinwars Drohungen um propagandistische Phrasen handelte. Er ignorierte die Dichte und Komplexität des Tunnelsystems, das Israels Drohnen nicht überwachen konnten. Netanjahu hatte nur die Informationen, die ihm seine Spione lieferten. Diese Agenten wurden bezahlt, mit Drogen korrumpiert oder als Homosexuelle erpresst – Sinwar hatte seine politische Karriere als Hamas-Chef damit begonnen, dass er sie ermordete. Netanjahu ist selbst in die Falle getappt, die er Sinwar gestellt hatte. Ich habe Sin-



«Mich interessieren die Opfer»: Kepele.

dieSchweiz.ch

unabhängig
und kostenlos
inserieren

wars Ansprachen auf Al-Dschasira verfolgt, er hat alles angekündigt, was am 7. Oktober geschah.

Weltwoche: Es war, wenn ich Sie richtig verstehe, ein Holocaust. Und die wilde Zerstörung von Gaza ist auch ein Holocaust. Aber kein Genozid?

Kepel: Ich wusste wenig über diesen Begriff, ich habe mich erst während der Arbeit an meinem Buch mit ihm beschäftigt. Ich war überzeugt, dass es sich um einen historischen Begriff handelt. Das Gegenteil ist richtig. «Genozid» ist ein Neologismus, der 1943 in New York entstand. Kreiert wurde er von Raphael Lemkin, einem Juden aus Lemberg. Lemkin befasste sich mit der Vernichtung der Armenier durch die Türken. Als «Genozid» definierte er die Ermordung eines ganzen Volks. Seine Definition beinhaltet darüber hinaus den Willen, auch seine Kultur, Sprache und Identität auszulöschen. Lemkin, der seine ganze Familie in den Konzentrationslagern verlor, konnte fliehen. In New York übertrug er seine Forschungen auf das Schicksal der Juden.

Weltwoche: Seinem Konzept halten Sie in Ihrem Buch die Verbrechen gegen die Menschheit entgegen.

Kepel: Dieses Konzept stammt ebenfalls von einem Juden, der in der Gegend von Lemberg lebte und Jurist war: Hersch Lauterpacht. Er war sich bewusst, dass der Nachweis der Intention eines Genozids sehr schwierig ist. Er ahnte die Gefahr der politischen und ideologischen Manipulation. Deshalb konzentrierte er sich auf die individuelle Verantwortung und Tatbestände, die nachgewiesen werden können. Sein Konzept kam bei den Nürnberger Prozessen zur Anwendung. Die Nazis wurden als Verbrecher gegen die Menschheit verurteilt.

Weltwoche: An der Intention zur Ausrottung der Juden und einem kollektiven Projekt zu seiner Umsetzung kann es ja wie beim Völkermord

in Ruanda keine Zweifel geben. In Frankreich wird der Begriff des Holocaust kaum mehr gebraucht, er wurde durch «Shoah» ersetzt – nach dem Film von Claude Lanzmann. Lanzmann bezeugt ihre Singularität – auch indem er sie aus dem historischen Kontext herauslöst.

Kepel: Das stimmt. In der angelsächsischen Welt ist nach wie vor von Holocaust die Rede. Ich stelle die Singularität der Shoah nicht in Frage. Ich stelle sie auch in keiner Weise auf eine Stufe mit der «gesegneten Razzia» der Hamas und der Zerstörung von Gaza. Die Vernichtung der Juden und die Schuld der Nazis waren die moralischen

«Die Auseinandersetzungen um die neue Weltordnung sind in vollem Gang.»

Grundlagen der Weltordnung nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Legitimität von Israel gründet auf dem Genozid: «Nie wieder.» Jetzt wurde es von der «gesegneten Razzia» der Hamas heimgesucht und in seinen Grundfesten erschüttert. Es war das schlimmste Pogrom seit 1945 – im Land der Juden.

Weltwoche: Die Charta der Hamas ist eine Absichtserklärung, ein Aufruf zum Genozid.

Kepel: Und das Pogrom wird damit gerechtfertigt, dass sich Israel eines Genozids an den Palästinensern schuldig mache. Südafrika und die Sandinisten in Nicaragua haben Israel vor dem Internationalen Gerichtshof des Genozids angeklagt. Die ganze Woke-Bewegung und die Islamlinke haben sich mit diesem Argument von Israel abgewandt.

Weltwoche: Praktisch jede Minderheit, die Opfer eines Massakers ist, beansprucht für ihr Schicksal das Label «Genozid». Der Begriff stiftet mehr Verwirrung als Klarheit. Sie wollen, dass er nicht mehr verwendet wird?

Kepel: Ich bin Analytiker. Meine Arbeit besteht nicht darin, der Welt Vorschriften zu machen.

Weltwoche: Sie verweisen in Ihrem Buch auf das Unbehagen am Gesetz, das das Leugnen von Genoziden unter Strafe stellt. Sie erwähnen Ihren berühmten Kollegen Bernard Lewis, der in Frankreich bestraft wurde, weil er den Genozid der Türken an den Armeniern in Frage gestellt habe. Die Historiker fürchten um die Freiheit ihrer Wissenschaft. Diese «Erinnerungsgesetze» bestätigen die Vorbehalte von Hersch Lauterpacht.

Kepel: Das erste Erinnerungsgesetz betraf den «Negationismus» der Shoah. Die Auschwitz-Lüge kam von rechts aussen und wurde von den Linksradikalen übernommen. Und sehr schnell von den Kreisen, die Palästina unterstützten, instrumentalisiert. Zu ihnen gehörte der Schweizer Bankier François Genoud, der die Autorenrechte von Hitler und Goebbels erworben hatte. Die Verbote wurden auf weitere Genozide, die Lemkins Kriterien nicht erfüllen, ausgeweitet. Jetzt finden sich die Argumente der Negationisten

in den Anklageschriften gegen Israel, die beim Internationalen Gerichtshof eingereicht wurden.

Weltwoche: Dahinter steckt die Umkehrung, die aus den Juden die neuen Nazis machen will. Sie hat in Frankreich eine lange Tradition.

Kepel: Auch anderswo. Schon die schwarzen Muslime der Nation of Islam hatten den Genozid an den Juden verniedlicht. Sie stellten die Realität des Holocaust in Frage, was aber, so ihre Argumentation, gar nicht so wichtig sei. Denn das wirklich grosse Verbrechen in der Geschichte der Menschheit sei der Sklavenhandel. Und ihn hätten die Juden finanziert. Das ist nicht falsch, aber auch nicht die ganze Wahrheit. Juden waren am Sklavenhandel beteiligt – wie alle. Auch schwarze Muslime, die ungläubige Schwarze einfingen und an Christen verkauften.

Weltwoche: Das Territorium, um das es im Streit zwischen Israel und Palästina geht, ist ein kleiner Fleck auf der Weltkarte. Sie sehen es als Schauplatz eines «planetarischen Kriegs» um die Weltherrschaft. Es ist, so der Untertitel Ihres Buchs «Holocausts», ein «Krieg gegen den Westen».

Kepel: Noch bleibt der Krieg beschränkt. Aber die Auseinandersetzungen um die neue Weltordnung sind in vollem Gang. Es geht darum, den Genozid an den Juden durch die Verbrechen des Kolonialismus abzulösen. Die Strategie setzt auf das schlechte Gewissen des Westens. Der Kolonialismus ist das Böse schlechthin, sein Opfer ist der Süden. Sie verkörpern das Gute und fühlen sich gewissermassen als «globalisierte Juden». Die Palästinenser sind die Speerspitze ihres Kampfs. Deshalb muss Israel der Apartheid bezichtigt und als letzte – weisse – Kolonialmacht verteufelt werden. Der globale Süden will seine Weltordnung durchsetzen. Dieses Bestreben ist in der Dritten Welt und in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion, die sich nicht der Nato angeschlossen haben, vorherrschend. Ein Beispiel dafür ist die Forderung, dass Frankreich und Grossbritannien im Sicherheitsrat Brasilien und Indien weichen sollen.

Weltwoche: Wie kann der Konflikt im Nahen Osten gelöst werden? Sie zeigen, dass Israel und die arabischen Staaten eine religiöse Feindschaft voller Hass, aber auch viele Gemeinsamkeiten verbinden. Ist die Vorstellung eines gemeinsamen föderalistischen Staats realistisch?

Kepel: Nach dem 7. Oktober ganz sicher nicht. Es gibt keine Alternative zur Zweistaatenlösung. Sie kann nur funktionieren, wenn die sunnitischen Monarchien und an ihrer Spitze Saudi-Arabien den Palästinenserstaat finanzieren. Aber solange die Hamas und die Hisbollah existieren, werden sie das nicht tun. Sie haben sich an der Verteidigung Israels gegen den iranischen Angriff beteiligt und den Gegenschlag nicht verurteilt. Denn sie wissen: Nach Israel sind sie an der Reihe.

Gilles Kepel: Holocaustes. Israël, Gaza et la guerre contre l'Occident. Plon. 198 S., Fr. 34.90



Ermotti ist kein Federer

Die Medien kritisieren hohe Chefsaläre. Logisch, denn ihre Chefredaktoren verdienen zu wenig.



Sex verkauft sich im Journalismus nicht mehr so gut wie auch schon. Aber es gibt einen sicheren Ersatz. Neid verkauft sich immer.

Zuletzt griff diese Regel, als das Salär von UBS-Chef Sergio Ermotti bekannt wurde. 14 Millionen verdiente er im letzten Jahr. «Die Abzocker sind zurück», titelte der *Tages-Anzeiger*.

Kurz zuvor hatte derselbe *Tages-Anzeiger* über Roger Federer geschrieben. «Er weiss seine Präsenz gewinnbringend einzusetzen», lobte das Blatt und beschrieb bewundernd seinen «Jahresverdienst von 95 Millionen Dollar».

Federer verdient also fünfmal soviel wie Ermotti. Der entscheidende Unterschied ist, dass Ermotti für sein Geld arbeitet, Federer hingegen nicht. Federer stellt sich neben eine Jura-Kaffeemaschine, nimmt einen On-Turnschuh in die Hand und zeigt seine Rolex-Uhr her. Dann lässt er sich dabei fotografieren. Die Journalisten feiern dies als extrem harten Job, der seine 95 Millionen im Jahr wert ist.

Ermotti hingegen muss bloss die zwei Banken UBS und CS mit ihrer Bilanzsumme von 1600 Milliarden Franken integrieren, die in über fünfzig Ländern 115 000 Mitarbeiter beschäftigen. Das ist natürlich ein Kinderspiel, gemessen an der Herausforderung, einen Turnschuh in die Kamera zu halten. Ermottis extrem lockerer Job ist darum nie und nimmer 14 Millionen im Jahr wert.

Der Vergleich von Ermotti und Federer zeigt das seltsame Verhältnis, das Journalisten zum Salärssystem des Kapitalismus haben. Wer als Manager in einem Unternehmen einen schönen Lohn bezieht, der gilt schnell als gieriger

Abzocker. Wer ausserhalb von Firmenstrukturen gutes Geld verdient, der wird als erfolgreiche Persönlichkeit beklatscht.

Bevor ich das etwas ausführe, kurz meine These. Der Journalismus ist ein Metier, in dem die Chefs, im Vergleich mit anderen Branchen, enorm schlecht verdienen. Das trübt auf den Redaktionen die klare Sicht.

«Die Wut auf die Boni-Abzocker» beschreibt dann die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens und kritisiert Manager im Finanzsektor, die Millionen einstreichen. Dann jubelt dasselbe Schweizer Fernsehen den «lukrativen Vertrag» über 70 Millionen Dollar, den der Schweizer Eishockeyspieler Timo Meier in den USA abgeschlossen hat.

Dann erregt sich der *Tages-Anzeiger* über die «Grossverdiener im Gesundheitswesen» und nennt den Spitaldirektor in Genf, der 450 000

Am besten verdient Eric Gujer. Er kam auf ein Basissalär von 440 000 plus Bonus von 220 000 Franken.

Franken im Jahr bezieht. Derselbe *Tages-Anzeiger* applaudiert dann dem Basketballspieler Clint Capela, der ebenfalls aus Genf stammt. Er sei «top», denn er verdiene in Atlanta in nur zwei Jahren 41 Millionen Franken.

Der *Blick* wiederum attackiert die «Spitzenlöhne» in den Berner Bundesbetrieben wie etwa jenen von Postchef Roberto Cirillo: «Er kassierte mehr als 970 000 Franken.» Dann schreibt man über Roman Josi aus demselben Bern, der in Nashville Eishockey spielt. Er fahre einen «Mil-

lionen-Segen» ein, schwärmt nun derselbe *Blick*, nämlich 9 Millionen Dollar im Jahr.

Damit bin ich zurück bei meiner These. Die Dauerkritik an Managerlöhnen, nicht aber an anderen Salären wie im Sport, hat vermutlich auch damit zu tun, dass die eigenen Chefredaktoren so schlecht bezahlt sind.

Am besten von allen verdient Eric Gujer, der Chefredaktor der *NZZ*. Er kam zuletzt auf ein Basissalär von 440 000 Franken plus einen Bonus von 220 000 Franken. Gujer ist damit der einzige Spitzenmann im Journalismus, der einigermaßen anständig entlohnt ist.

Dann aber geht es abwärts. Rund 400 000 Franken, inklusive Bonus, bezieht Beat Balzli, der Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*. Eine Steffi Buchli, Chefin der *Blick*-Gruppe, liegt bei 350 000, dazu kommt ein maximaler Bonus von 20 Prozent. Auf 320 000, inklusive Bonus, schaffen es Patrik Müller, der Ober-Chefredaktor von CH Media, und Arthur Rutishauser, der Chef der *Sonntags-Zeitung*. Der Jahreslohn von Raphaela Birrer, der Chefin des *Tages-Anzeigers*, liegt sogar unter der Grenze von 300 000.

Ein erfahrener Redaktor bei einem grösseren Blatt, dies als Ergänzung, liegt heute beim Lohn um die 120 000 Franken.

Es gibt keine andere Branche wie der Journalismus, wo die Chefs wie die Mitarbeiter so permanent in der Öffentlichkeit stehen. Gemessen an dieser Exponiertheit sind die Jobs im Journalismus lausig bezahlt. Man muss sich denn nicht wundern, dass die Blätter gern gegen jene schiessen, denen es besser geht.

Ein Leben für die Schweizer Kultur

Talente gibt es viele. Talente, die etwas daraus machen – wenige.
Und Multitalente, die die Kulturszene einer ganzen Nation bewegen?
Da fällt einem hierzulande nur ein Name ein: Monika Kaelin.

Rahel Senn

Die Strahlefrau, die dieses Jahr ihren 70. Geburtstag feiert, kann sich keinesfalls über ein langweiliges Leben beklagen: Monika Kaelin ist ein Tausendsassa. Als Musikerin, Sängerin, Schauspielerin, Komponistin, Texterin, Moderatorin, Theater-, Musik-, TV-Produzentin und Event-Managerin hat sie die hiesige Showszene geprägt wie niemand anderes. In ihrer 26-jährigen Funktion als Präsidentin des Vereins «Show Szene Schweiz» hat sie für die jährlich stattfindende Verleihung des renommierten Schweizer Kulturpreises Prix Walo verantwortlich gezeichnet – und denkt dabei keine Sekunde ans Aufhören: «Der Prix Walo bedeutet mir enorm viel. Er ist seit 48 Jahren die höchste Auszeichnung im Schweizer Showbusiness. Unsere wunderbaren Schweizer Künstler und Künstlerinnen verdienen es, für ihr grossartiges Schaffen geehrt zu werden.»

Erster Fernseherfolg mit elf Jahren

Die geplante Live-Ausstrahlung der 48. Galanacht sowohl auf den privaten Sendern Star TV, Blick TV und auf tanken.TV als auch im Schweizer Fernsehen SRF 1 am Samstag, 4. Mai, bezeichnet sie als historischen Moment. Es ist das erste Mal seit 22 Jahren, dass die Galanacht, an der Schweizer Kulturschaffende aus den Sparten Pop/Rock, Hip-Hop/Rap, Newcomer, Ka-

«Die Komödie wird verkannt. Zu Unrecht! Leute zum Lachen zu bringen, ist eine hohe Kunst.»

rett/Comedy, Theater-Produktion, Kinder-Produktion, Film-Produktion, TV-Produktion und Schauspieler sowie ein Publikumsliebling mit dem begehrten Goldenen Stern von Rolf Knie geehrt, dazu der Ehren-Prix-Walo vergeben werden, wieder landesweite Beachtung bekommt. «Die höchste Preisverleihung im Schweizer Showbusiness kehrt am Samstagabend nach Jahrzehnten an den Ort zurück, wo alles begonnen hat», freut sich Kaelin. «Ich bin überglücklich!»

Schon als Kind wusste sie, dass die Bühne ihr Zuhause ist. Erste Auftrittsmöglichkeiten bekam die studierte Violinistin als Teilnehmerin an Konzerten des Jugendorchesters Schwyz, als Zehnjährige in der Rolle der Heidi im gleichnamigen Theaterstück und mit fünfzehn in der Rolle der Frau Curley in «Mäuse und Menschen». Ein Jahr später begeisterte der gutaussehende Teenager alle Zuschauer der Quizsendung «Augen auf». 1976 gelang Kaelin der endgültige Durchbruch, und zwar als Hauptdarstellerin im Musical «Z wie Zürich». Die populäre Theaterproduktion lockte eine breite Masse ins Zürcher Bernhard-Theater. Von den Medien wurde das Jungtalent hochgelobt. Quasi über Nacht war Kaelin ein Star. «Talent, Können, Präzision, Präsenz und Ausstrahlung auf der Bühne sind Bedingungen, mit denen man das Publikum gewinnen und begeistern kann», so Monika Kaelin. Weitere Schauspiel-Engagements führten sie nach Deutschland und zu Kooperationen mit grossen Filmstars wie Hannes Schmidhauser, Victoria Vera, Hans Heinz Moser und Donald Sutherland.

Ein Meilenstein in ihrer Karriere und für sie persönlich sei der Dreh an der Côte d'Azur mit Raimund Harmstorf und Miles O'Keefe für den Film «S.A.S. Malko» gewesen. Die Szenen in französischer und englischer Sprache waren dabei nicht die grosse Herausforderung: «Wir drehten schöne, aber auch gefährliche Szenen, bei denen mich keine Stuntwoman ersetzt hat.» Trotz beachtlichen Erfolgen im In- und Ausland ist die berühmte Schweizerin bescheiden und arbeitsam geblieben. Monika Kaelin als Entertainerin – dies ist eine Seite, die wir kennen. Die andere hält sich vor den Augen der Öffentlichkeit grösstenteils verdeckt, ist aber ebenso prägend, sowohl für Kaelins Rolle als Kulturschaffende als auch für die hiesige Kulturszene. Denn die 69-jähri-

ge Schweizerin hat als Produzentin und Event-Managerin mehr bewegt, als viele wissen.

Einen Stichtag in ihrem Leben markierte der 15. Dezember des Jahres 1995. An besagtem Datum stand sie als Hauptdarstellerin im Theaterstück «Die tolle Rosita» auf der Bühne des vollbesetzten Bernhard-Theaters. In der Pause folgte dann die Hiobsbotschaft: Der Direktor des Theaters, Eynar Grabowsky, hat sich das Leben genommen. Die Familie des Verstorbenen setzte alle Karten auf Monika Kaelin und bat sie, das zu diesem Zeitpunkt mit sechs Millionen Franken verschuldete Etablissement weiterzuführen. Pflichtbewusst übernahm die damals noch unerfahrene Produzentin während zweier Jahre die Verantwortung für den Betrieb – als einzige Verwaltungsrätin wohlverstanden.

Wider Erwarten und trotz drohenden Konkurses gelang es ihr, Höchstumsätze zu erzielen, und zwar, «indem ich das Vertrauen zu Produzenten, Schauspielern, Mitarbeitern und Lieferanten wieder aufgebaut habe». Mittels stundenlanger Gespräche mit den Gläubigern und durch ausserordentlichen Einsatz ist es ihr gelungen, das Zürcher In-Lokal in seiner Wettbewerbsfähigkeit zu stabilisieren. «Das Bernhard-Theater ist ein Boulevard- und Volkstheater, beliebt vor allem auch wegen seiner hauseigenen Mundartproduktionen.» Das Stammpublikum wolle unterhalten werden: «Die Komödie



Berühmt, bescheiden, arbeitsam: Monika Kaelin.

wird oft zugunsten von sogenannt ernstem Theater verkannt.» Zu Unrecht, findet Kaelin: «Leute zum Lachen zu bringen, ist eine hohe Kunst.» Für ihre Anstrengungen erhielt sie viel Lob vonseiten der Schweizer Medien. Auch das Publikum und die Künstler haben ihr mit Dank und Wertschätzung gehuldigt. Es sind dies die kleinen Zeichen der Wertschätzung für eine grosse Macherin, deren Bemühungen stets auf Ehrenamtlichkeit basierten. Doch dann kam alles anders.

Nach erfolgter Sanierung wollte der Bruder des verstorbenen Theaterdirektors die Führung übernehmen. Die Notretterin wurde als Verwaltungsrätin abgewählt. Nach einem Jahr ging der Betrieb konkurs. Das hat Wunden hinterlassen: «Es tat weh, aber ich habe viel gelernt in dieser Zeit.» Wer aber meint, dieser herbe Rückschlag hätte Monika Kaelin dazu gebracht, den Kopf in den Sand zu stecken, irrt: Mit Vollgas kehrte sie zurück. 1998 gründete sie ihre eigene Firma «Theater & Musik» und produzierte nebenbei das musikalische Lustspiel «Der schwarze Hecht – O mein Papa», in dem sie auch die Hauptrolle der Iduna übernahm. Im gleichen Jahr wurde sie zur Präsidentin von «Show Szene Schweiz» gewählt.

«Die Förderung des Nachwuchses ist mir besonders wichtig.»

Seit 26 Jahren organisiert und produziert die umtriebige Brünette nebst der eingangs erwähnten Prix-Walo-Gala auch die «Prix Walo-Sprungbretter». Dabei handelt es sich um übers Jahr verteilte, in verschiedenen Städten stattfindende Veranstaltungen, die jungen Schweizer Kulturschaffenden eine Plattform bieten, um ihr Können einer breiteren Öffentlichkeit zu präsentieren.

Besonders am Herzen liegt der gelernten Kindergärtnerin die Jugend: «Die Förderung des Nachwuchses ist mir und dem Vorstand von «Show Szene Schweiz» besonders wichtig. Mit den «Prix Walo-Sprungbrettern» bieten wir jungen Leuten eine tolle Möglichkeit, sich zu präsentieren.» Die Teilnehmenden kommen aus der ganzen Schweiz und sind Newcomer in der Musikbranche. Eine Jury, bestehend aus Experten aus verschiedenen Metiers, wählt die Gewinner in den diversen Sparten: Pop/Rock-Band, Gesang, Volksmusik, Jodel, Klassik, Hip-Hop und Special Act wie etwa Comedy. Diese werden mit dem «Kleinen Prix Walo» – einer Miniversion des Goldenen Sterns – geehrt und erhalten die Möglichkeit, am grossen Prix-Walo-Gala-Abend live im Fernsehen aufzutreten. «Junge Schweizer Künstler und Künstlerinnen müssen unbedingt gefördert werden», erklärt die Organisatorin, welche die *ups and downs* des Künstlerlebens am eigenen Leib erfahren hat. «In der Schweiz als Künstler zu überleben, ist schwer. Umso wichtiger ist es, die Bemühungen des Nachwuchses entsprechend zu würdigen.»

Sina, Trauffer, 77 Bombay Street

Einige ehemalige Prix-Walo-Sieger haben als Jungstars bei den «Prix Walo-Sprungbrettern» angefangen, so zum Beispiel Peach Weber, das Duo Full House, Züri West, Sina, Leonard, Divertimento, Trauffer, Kunz, 77 Bombay Street,



Schon als Kind wusste sie, dass die Bühne ihr Zuhause ist: Tausendsassa Kaelin, 1993.

Nicolas Senn und Oesch's die Dritten. Für die hiesige Kulturszene wünscht sich Kaelin «mehr finanzielle Unterstützung». Wie andere Kulturinstitutionen hat auch der Verein «Show Szene Schweiz» mit dem bekannten Budgetloch zu kämpfen. «Wir vom Vorstand, die wir alle ehrenamtliche Arbeit leisten, geben jeden Tag unser Bestes. Allerdings wird es immer schwieriger, Geldgeber zu finden.» Kultur stehe halt bei den meisten nicht zuoberst auf der Prioritätenliste. Auf die Frage, inwiefern sich die Kulturszene in all den Jahren verändert habe, antwortet Kaelin: «Die Bühnengesetze bleiben die gleichen. Aber heute erwartet das Publikum eine ständige Präsenz von Künstlern nicht nur in den (Boulevard-)Medien, sondern auch auf den Social-

Media-Kanälen.» Selbstvermarktung sei für jeden modernen Künstler ein Muss.

Überforderung ist für die bald Siebzigjährige ein Fremdwort: «All meine Berufe ergänzen sich gegenseitig. Durch die eine Beschäftigung kann ich Inspiration für die andere schöpfen.» Ausserdem treibe sie regelmässig Sport, verbringe gerne Zeit mit Freunden oder erhole sich beim Nichtstun – am liebsten in Cannes. Gefragt nach dem schönsten Moment in ihrem Leben, braucht die Sympathieträgerin der Nation nicht lange zu überlegen: «Das war, als ich meine grosse Liebe Fritz kennenlernte.» Die beiden waren 45 Jahre ein glückliches Paar. «Er fehlt mir sehr. Ich trage Fritz immer in meinem Herzen – und er mich weiter auf seinen Händen.»

Europa muss sich selbst behaupten

Die Zeit der Nato ist abgelaufen.

Oskar Lafontaine

Als mich der *Spiegel* kürzlich fragte, ob das neue «Bündnis Sahra Wagenknecht» den Austritt aus der Nato wolle, antwortete ich: «Wir brauchen eine eigenständige europäische Sicherheitspolitik, keine bedingungslose Gefolgschaft gegenüber den USA. Ein Verteidigungsbündnis ist immer defensiv. Eine Weltmacht, die in den letzten Jahren mehrere Länder völkerrechtswidrig angegriffen hat und China und Russland mit zahllosen Militärstationen und Raketen einkreist, kann kein Verteidigungsbündnis führen.»

Vielleicht wäre es besser gewesen, die Fragesteller darauf hinzuweisen, dass die USA längst aus der Nato ausgetreten sind. In Art. 1 des Nato-Vertrags heisst es: «Die Parteien verpflichten sich, in Übereinstimmung mit der Satzung der Vereinten Nationen, jeden internationalen Streitfall, an dem sie beteiligt sind, auf friedlichem Weg so zu regeln, dass der internationale Friede, die Sicherheit und die Gerechtigkeit nicht gefährdet werden, und sich in ihren internationalen Beziehungen jeder Gewaltandrohung oder Gewaltanwendung zu enthalten, die mit den Zielen der Vereinten Nationen nicht vereinbar ist.»

Strategischer Dilettantismus der USA

Aus dem nordatlantischen Verteidigungsbündnis haben die USA in den zurückliegenden Jahrzehnten ein Militärbündnis gemacht, das zur Durchsetzung der geostrategischen Ziele der Vereinigten Staaten eingesetzt wird und jederzeit bereit ist, Gewalt anzudrohen oder anzuwenden, die mit den Zielen der Vereinten Nationen nicht vereinbar ist.

Daher fragte Peter Scholl-Latour in seinem Buch «Russland im Zangengriff» schon 2007: «Ist es für die Europäische Union, ist es für Deutschland noch sinnvoll, der fragwürdigen Direktion der Nato untergeordnet zu bleiben und deren weltweite Strategie durch wahllose Einsätze – *out of area* – zu unterstützen, die von Washington vorgegeben werden und mit den eigenen Interessen nichts zu tun haben?» Und er gab eine unmissverständliche Antwort: «Der alte Kontinent kann es sich auf Dauer nicht



leisten, dass ein unverzeihlicher strategischer Dilettantismus, eine Hybris sondergleichen, die tödlichen Gefahren, die es zu bannen gilt, zusätzlich anheizt und aufputscht.»

Der strategische Dilettantismus der USA, die Hybris, ein Land, das 4 Prozent der Erdbevölkerung beherbergt, könne die ganze Welt beherrschen, führte auch zum Krieg in der Ukraine. Hören wir noch einmal Peter Scholl-Latour: «In München, im Frühjahr 2007, schlug Wladimir Putin mit der Faust auf den Tisch und nannte die Dinge beim Namen. Hatten Amerikaner und Deutsche denn wirklich geglaubt, der russische Präsident, der durch die harte Schule des KGB gegangen ist, werde passiv zuschauen, wie Washington und Brüssel eine politische Einkreisung und Isolierung seines Landes betrieben, und diese gefügig hinnehmen? Die US-Militärbasen in Zentralasien, im Kaukasus, in Polen und auf dem Balkan führen aus Sicht des Kreml eine deutliche Sprache.»

Und wie nach den dilettantischen US-Kriegen in Afghanistan, im Irak, in Syrien und in Libyen dürfen die Europäer durch die Flüchtlingsaufnahme und den zukünftigen Wiederaufbau in der Ukraine für die Folgen aufkommen. Zwar ist meine Prognose, die amerikanische Rüstungsindustrie werde schon dafür sorgen, dass der US-Kongress die 61 Milliarden Dollar für die Ukraine freigibt, eingetroffen, aber es ist von Darlehen die Rede – und dreimal darf man raten, wer für die an die Ukraine gegebenen Darlehen letztlich aufkommen muss. Von einer Entscheidung, «die uns das Leben rettet», sprach der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj, von einem «Tag der Zuversicht» die deutsche Aussenministerin Annalena Baerbock. Vielleicht ist das politische Überleben Selenskyjs für die nächste Zeit gerettet. Aber Ukrainer und Russen sterben täglich in diesem mörderischen Krieg, und angesichts dieses Desasters kann nur jemand Zuversicht empfinden, der mit Blindheit geschlagen ist.

Derweil wird in den westlichen Propagandamedien weiter für den Krieg getrommelt. Julija Nawalnaja, die Witwe des verstorbenen russischen Oppositionellen Alexei Nawalny, der die Georgier als Nagetiere bezeichnete und forderte, deren Hauptstadt Tiflis mit Cruise Missiles zu zerstören – so argumentieren Faschisten –, schliesst nicht aus, dass Putin irgendwann Atomwaffen einsetzen könnte. Sie bedauert, dass Europa die von Russland ausgehenden Gefahren nicht schon viel früher erkannt habe, und wurde für ihren Kampf gegen Putin mit dem «Freiheitspreis der Medien» geehrt, der beim Ludwig-Erhard-Gipfel vor Spitzenvertretern aus Politik und Wirtschaft verliehen wird. Das erinnert an den «Friedenspreis des Deutschen Buchhandels», der 2022 dem ukrainischen Faschisten Serhij Zhadan verliehen wurde, der in den Russen Tiere und Unrat sieht und ihnen nachruft: «Brennt in der Hölle, ihr Schweine.»

Was wirklich hilft

Mittlerweile hat die Kriegspropaganda ein neues Thema entdeckt: Die Russen haben in Europa Spione. Auch Sabotageakte sind ihnen zuzutrauen. Wie anders ist doch der Westen. Der hat nirgendwo Spione, und wer der CIA Sabotageakte zutraut, ist ein Verschwörungstheoretiker.

Die Rufe nach mehr Ukraine-Hilfen reisen nicht ab. Vizekanzler Robert Habeck sagt: «Wenn Putin nicht gestoppt wird, hört er nicht auf.» Rüstungslobbyistin Marie-Agnes Strack-Zimmermann mahnt: «Wollen wir, dass die Ukraine diesen Krieg gewinnt, sind alle europäischen Staaten aufgerufen, schneller und mehr zu tun.» Sich immer auf die Vereinigten Staaten zu verlassen, sei Europas geostrategischer Lage und moralischem Anspruch «nicht würdig».

Mit Letzterem hat sie recht, nur ganz anders, als sie meint. Europa muss sich selbst behaupten und in der sich bildenden neuen Weltordnung seinen eigenen Platz finden. Und der Ukraine hilft man am besten, wenn man das Morden und die Zerstörung durch einen Waffenstillstand und Friedensverhandlungen beendet.

Oskar Lafontaine ist Finanzminister Deutschlands a. D. und ehemaliger Vorsitzender der SPD.

BRIEF AUS KUBA

René Zeyer



Am Freitagabend freut sich die Bar «Melodía» am Hauptplatz der kubanischen Stadt Cienfuegos über ihren einzigen Gast. Sie ist das einzige Lokal, das an dieser lauen Frühlingsnacht an der Plaza José Martí offen hat. Nicht weit davon steht das staatliche Hotel «Union». Schön renoviert, strahlt es blau in der Abendsonne. Dort schleppen Gäste ihre Koffer über die Treppe in ihr Zimmer im zweiten oder dritten Stock. Lift kaputt. Seit zwei Jahren.

Dem kubanischen Präsidenten Miguel Díaz-Canel quillt der Bauch über den Hosenbund, wenn er im Staatsfernsehen unermüdlich dazu aufruft, dass die Kubaner widerstehen sollten, nicht vage vor sich hinklammern, sondern mit freiwilliger Zusatzarbeit der aktuellen Krise begegnen. Welcher Krise? Einem Rundum-sorgenvoll-Paket von Krisen. Da gibt es die Stromkrise mit *apagones*: Stromabschaltungen von zwölf Stunden täglich und mehr. Da gibt es die Baumaterialkrise. Die Altstadt Havannas bröckelte schon immer vor sich hin, jetzt kollabieren nach jedem Starkregen Gebäude.

Im Kontrast dazu zieht das Regime unermüdlich Hotelwolkenkratzer hoch. Vom Luxushotel «Manzana Kempinski» hat der Gast dann einen pittoresken Ausblick auf die Misere der Altstadt, falls sie ein Stromausfall nicht gnädig in Dunkelheit hüllt.

Dann gibt es die Nahrungsmittelkrise. Immer noch beziehen die Kubaner ein Minimum an Grundnahrungsmitteln über die *libreta*. Mit dieser Rationierungskarte gibt es ein paar Pfund Reis, eine Handvoll Bohnen und alle fünf, sechs Monate fünf Eier. Den Rest muss sich der Kubaner auf freien Märkten besorgen. Da kostet ein Pfund Reis bis zu

300 Pesos. Das wäre dann mehr als ein Zehntel eines durchschnittlichen Monatseinkommens.

So viel kostet in der Bar «Melodía» ein halber Mojito. Wer hier den Abend ausklingen lässt, zwitschert locker ein Monatseinkommen runter. Leisten können sich das nur Touristen oder Einheimische, die Zugang zu Dollars haben. Die

Fidel Castros sogenannte Agrarreform hat die Landwirtschaft nachhaltig besiegt.

hohen Preise für Grundnahrungsmittel haben ihre Ursache in der seit 65 Jahren andauernden Unfähigkeit des Regimes, auf der fruchtbaren Insel wie vor der Revolution von 1959 zum Selbstversorger und Nettoexporteur zu werden. Die sogenannte Agrarreform von Fidel Castro hat die kubanische Landwirtschaft nachhaltig besiegt.

Inzwischen vermeldet das Regime auf allen Kanälen, wenn mal wieder ein Schiff mit Getreide, gar ein Flugzeug aus China mit Reis eingetroffen ist. Da sei die Abgabe eines einzigen Brötchens pro Tag über die Rationierungskarte demnächst wieder möglich. Die Lage ist so ernst, dass Kuba erstmals in der Geschichte der Revolution das Welternährungsprogramm der Uno um Hilfe gebeten hat. Dem Land ist die Milch beziehungsweise das Milchpulver ausgegangen.

Ausserdem hat Kuba eine Währungskrise. Während es dem Regime über Jahre gelang, einen künstlichen Wechselkurs von 25 Pesos für einen Dollar durchzusetzen, musste es nun einräumen, dass alle Versuche, den Kurs neu bei eins zu 125 zu stabilisieren, gescheitert sind. Der Peso verliert auf dem blühenden Schwarzmarkt täglich an Wert, jetzt liegt der Kurs bei 364 Pesos für einen Dollar, Tendenz stark steigend.

Das liegt an der nächsten Krise, der Nix-wie-weg-Krise. In den letzten zwei Jahren ist über eine halbe Million vor allem junger Kubaner von der letzten Insel des Sozialismus abgehauen. Das sind 5 Prozent der Bevölkerung.

Dann gibt es noch drei weitere Krisen. Die Korruptionskrise: Die Mitglieder der *cupola*, der Führungsschicht in der Kommunistischen Partei und im Militär, bereichern sich ungeniert und vor aller Augen. So bot eine Tochter von Raúl Castro, die viele weitere Gebäudekomplexe besitzt, auf Airbnb eine staatlich und stattlich renovierte Villa mit Butler-service, Pool und eigenem Koch für tausend Dollar an. Pro Tag. Und während die Führer das Volk zu weiteren Opfern auffordern, werden sie selbst dick und dicker. Dann wäre da noch die Führungskrise. Fidel Castro ist tot, sein Bruder Raúl hat sich weitgehend zurückgezogen, und der von ihnen handverlesene aktuelle Präsident Díaz-Canel ist völlig ideenlos und hat das Charisma und Redetalent einer Zuckerrohrstange.

Ihm fällt nichts Besseres oder Neueres ein, als wie in den über sechzig Jahren zuvor dem US-Handelsembargo die Schuld an allen hausgemachten Problemen zu geben.

Und schliesslich wäre da die Krise der Perspektivlosigkeit. Der Fisch stinkt vom Kopf. Wie lange der noch draufbleibt, hängt vom Militär ab. Das steht, als Hauptprofiteur der Korruption, dem Regime unverbrüchlich zur Seite. Bislang. Geht's aber mit all den Krisen ungebremst in den Sommer, dürfte es wie vor zwei Jahren zu Protesten und Aufständen kommen. Bislang gab es dabei nur drakonische Strafen, aber keine Toten. Bislang.

René Zeyer war Kuba-Korrespondent der NZZ.

Fremde Blüten

Japan bleibt faszinierend anders. Gleichgeschlechtliche Ehen sind verboten, gleichzeitig pflegen viele Mütter erotische Beziehungen zu ihren Söhnen.

Francis Pike

Japanische Männer sind buchstäblich *motherfucker!* Dieser ganz entschieden geäusserten Ansicht begegnete ich während meiner Zeit in Tokio. Mein Gesprächspartner, Ausländer wie ich, hatte von einem Telefonseelsorger erfahren, dass der Schuldkomplex der Mütter, Sex mit ihren Söhnen zu haben, das grösste psychologische Problem Japans sei.

Daraufhin hatte ich mich bei einer jungen japanischen Psychoanalytikerin erkundigt, ob sie das bestätigen könne. Auf meine Frage, mit welchem Problem sie am häufigsten in ihrer Praxis zu tun habe, antwortete sie sofort: «Inzest. Japanische Knaben machen ihre ersten sexuellen Erfahrungen oft mit ihrer Mutter.» In einer Welt, in der Inzest meist zwischen Vätern und Töchtern stattfindet, fand ich diese Enthüllung überraschend. Wie hatte mir das entgehen können?

Gott ist eine Frau

Tatsächlich war es eine bekannte Tatsache. Es wurde zwar nicht offen darüber gesprochen, aber in der japanischen Literatur ist der Mutterkomplex ein durchgängiges Thema. Plötzlich verstand ich Abe Kobos berühmten Roman «Die Frau in den Dünen», der 1963 den Yomiuri-Preis gewann (vergleichbar mit dem Georg-Büchner-Preis in der deutschsprachigen Literatur). Noch expliziter wird das Thema in Fumio Niwas Roman «The Buddha Tree» behandelt, dessen Hauptfigur adoptiert und von seiner Adoptivmutter verführt wird.

Was sind die soziologischen Gründe für die Besonderheiten der Mutter-Sohn-Beziehung in Japan? Die Wurzeln der matriarchalen japanischen Gesellschaft gehen weit zurück. Anders als im Christentum mit einem männlichen Gott ist Gott in Japan eine Frau. Gemäss shintoistischer Überlieferung stammt der derzeitige Kaiser Naruhito von der Sonnengöttin Amaterasu Omikami ab. Frauen dominierten die Literatur und das höfische Leben in der frühen japanischen Geschichte, und Herrscherinnen waren bis zum 8. Jahrhundert üblich.

Traditionellerweise kehren Frauen zur Geburt ihres ersten Kindes zu ihren Müttern zu-

rück. Von da an schlafen die Frauen öfter mit ihren Söhnen als mit ihren Ehemännern. Jungen schlafen bisweilen noch bis in die späten Teenagerjahre mit ihrer Mutter. Das heisst nicht, dass es in diesen Beziehungen immer zur Penetration kommt, aber in vielen Fällen eben doch.

Eine gute Ehe

In späteren Jahren führt das zu speziellen Problemen im Verhalten der Männer. Edwin Reischauer, ehemaliger US-Botschafter in Japan, ein kluger Mann, schrieb: «Der Ehemann erscheint manchmal wie das erwachsene Kind seiner Frau, das zärtliche Zuwendung und Verständnis verlangt wie andere Kinder. Wird ihm das verwehrt, sucht er Trost und Bestätigung bei anderen Frauen, in früheren Zeiten bei einer Geisha, heutzutage bei einer Bardame.» In den 1980ern gab es in Tokio sogenannte «Mama-Klubs», in denen müde Manager erotische Fantasien mit «Ersatzmüttern» ausleben konnten.

Dies bringt uns zu der wichtigsten Aufgabe, die japanische Mütter für ihre Söhne haben – Ehe und Ausbildung. Eine gute Ehe gründet vor allem auf beruflichem Erfolg. Vielleicht ist das auch die Krux der Mutter-Sohn-Beziehung. Für die schulische Bildung werden erstaunliche Opfer gebracht. Jungen müssen, neben dem ohnehin anstrengenden Unterricht an einer staatlichen Schule, private Nachhilfeinstitute (*juku*) besuchen. Gemäss Schätzungen haben japanische Jungen im Alter von zwölf Jahren insgesamt vier Jahre mehr Unterricht erhalten als ihre westlichen Kollegen.



Der Mutter-Sohn-Komplex, der die japanische Gesellschaft prägt, steht im Gegensatz zu dem Mythos, der sich im Westen im 19. Jahrhundert herausbildete, wonach Japan eine männlich dominierte Gesellschaft sei. In der westlichen Kultur trifft man oft auf diese Vorstellung – von Giacomo Puccinis «Madama Butterfly» (1904) bis hin zum James-Bond-Film «You Only Live Twice» (1967).

Meine ersten Eindrücke vom japanischen Alltagsleben entsprachen durchaus dem Bild einer männlich dominierten Gesellschaft. Anfangs wohnte ich drei Monate bei einer japani-

«Der Ehemann erscheint manchmal wie das erwachsene Kind seiner Frau.»

schen Familie unweit von Ofuna. Oft kam ich spät nach Hause, nachdem ich stundenlang mit japanischen Geschäftsleuten im Ginza-Viertel getrunken hatte. Die Frau meines Gastgebers erwartete mich im Kimono an der Haustür.

Arbeitsbiene für seine Königin

Kaum hörte sie meine Schritte auf dem Kies, sprang sie auf und verbeugte sich tief. Dann liess sie mir ein Bad ein, machte mir etwas zu essen und rollte meinen Futon aus. Ganz egal, wie spät es war, am nächsten Morgen war sie um 5 Uhr auf den Beinen und bereitete mein Frühstück zu, damit ich den 6-Uhr-Zug erwischte, der mich in anderthalb Stunden nach Tokio bringen würde.

Trotz ihrer Gastfreundschaft hatte ich aber nie das Gefühl, in dieser Beziehung den dominanten Part zu spielen. Ganz im Gegenteil. Der Haushalt war ihr Reich. Sie bediente, hatte aber alles unter Kontrolle. Ihr Mann, ein älterer Manager bei Toshiba, war ein folgsamer und untergeordneter Akteur im häuslichen Drama – eine Arbeitsbiene für seine Königin. Schon bald beschloss ich, nie eine Heirat mit einer Japanerin in Betracht zu ziehen.

Ein befreundeter Bankmanager, unzufrieden mit dem Leistungsniveau in seiner Abteilung,



Trost und Bestätigung: «Eine Kurtisane und ein junger Mann» von Kitagawa Utamaro II.

schaffte die Bezahlung von Überstunden ab und verfügte, dass alle Mitarbeiter das Büro um 17.30 Uhr zu verlassen hätten. Bald erschien eine Delegation an seiner Tür und bat, länger arbeiten zu dürfen. Man verlöre das Gesicht, wenn man schon so früh nach Hause käme, denn die Frauen würden annehmen, dass sie beruflich keinen Erfolg hätten, und sie entsprechend bestrafen.

Die traditionelle Ansicht, dass japanische Angestellte ihre Frauen zu Hause vernachlässigen, während sie selbst sich in den Ausgevierteln

von Tokio vergnügen, schreibt dieses Verhalten fälschlicherweise einer männlich dominierten Gesellschaft zu. Dass die Männer nicht nach Hause gehen, hat damit zu tun, dass ihre Frauen sie oft nicht im Haus haben wollen. Sie bezeichnen sie als *gokiburi* (Kakerlaken). Selbst die berühmten japanischen Liebeshotels, in denen sich japanische Geschäftsleute zu einem Rendez-vous mit einer Gespielin treffen, werden nicht selten von Ehemännern frequentiert, die einfach ihre Liebessendung im Fernsehen schauen wollen.

Zu einer besonders grotesken Betonung des japanischen Männlichkeitsbilds kam es in den frühen 1980ern, als Premierminister Yasuhiro Nakasone erklärte, dass Aids eine westliche Krankheit sei, da es in Japan keine Homosexuellen gebe. Aber seit dem Mittelalter wurde Homosexualität unter Samurai-Kriegern und buddhistischen Priestern offen praktiziert. Der bekannteste japa-

Männer gehen nicht heim – weil ihre Frauen sie oft nicht im Haus haben wollen.

nische Schriftsteller der Nachkriegszeit, Yukio Mishima, wurde berühmt mit seinen homoerotischen Romanen, etwa «Bekenntnisse einer Maske» (1949) und «Verbotene Farben» (1951–1953), die in vielen europäischen Ländern damals nicht hätten erscheinen können. Und das Tokioter Schwulenviertel Shinjuku ist alles andere als ein strenggehütetes Geheimnis.

Problem: Sexlosigkeit

Heute ist Japan das einzige G-7-Land, in dem gleichgeschlechtliche Ehen verboten sind, obwohl Gerichte festgestellt haben, dass dieses Verbot verfassungswidrig ist. Premierminister Fumio Kishida wird von der Öffentlichkeit gedrängt, Gesetze zum Schutz gleichgeschlechtlicher Beziehungen einzuführen, hat aber bislang den rechten Flügel seiner Partei nicht hinter sich bringen können. Meinungsumfragen zeigen, dass 70 Prozent der Japaner gleichgeschlechtliche Ehen befürworten.

Doch dies ist keineswegs das drängendste gesellschaftliche Problem in Japan. 1950 lag die Geburtenrate bei 27 Lebendgeburten, heute sind es nur noch 7. Legt man aktuelle Trends der Berechnung zugrunde, wird die Bevölkerung von der Rekordzahl von 128 Millionen im Jahr 2010 auf 106 Millionen im Jahr 2050 schrumpfen und

am Ende des Jahrhunderts nur noch 75 Millionen betragen. Offensichtlich sind weder Homosexualität noch Mutter-Sohn-Sex das grösste Problem in Japan. Eine viel grössere Rolle spielt die Sexlosigkeit. Laut staatlichen Untersuchungen haben rund 40 Prozent aller Japaner zwischen 18 und 34 Jahren noch nie Sex gehabt. Hinsichtlich der demografischen Entwicklung muss dieses Problem wirklich Anlass zu Sorge geben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Kant ist jetzt Russe

Die Feierlichkeiten zum 300. Geburtstag zeigen alle Widersprüche zwischen Deutschland und Russland auf. In seiner Geburtsstadt Kaliningrad vereinnahmt man ihn mit Stolz.

Wolfgang J. Hummel

Kaliningrad

Was die Vermarktung Kants angeht, ist die Stadtbehörde Kaliningrads von keiner westlichen Marketing-Agentur zu schlagen. Aus Bars mit Allerweltsnamen wurden Kant-Bars, Händler verkaufen allerorten T-Shirts mit «Yes, we Kant». So, als trügen sie Taucherbrillen, spazieren Touristen mit 3-D-Brillen auf dem Weg, den der Philosoph zu seinen Lebzeiten ging, rund um den wiederaufgebauten Dom.

Belagert wird der fünfzig Meter von seinem Grab entfernte Fotoautomat, der es durch moderne Technik möglich macht, ein Selfie mit Immanuel Kant zu schiessen. Wer will, kann sich mit lebenden Eulen auf der Schulter fotografieren lassen.

Grösster Sohn der Stadt

Doch hinter all den Oberflächlichkeiten ist eine tiefe Ernsthaftigkeit zu spüren. Ist Kant nicht ein russischer Philosoph, weil er für Vernunft stand, während heute der Westen und nicht zuletzt Deutschland für Emotionalität, modische Sprunghaftigkeit und Abkehr von der Tradition stehen?

300 Jahre alt wäre der grosse Aufklärer dieser Tage geworden. Zu Kants Lebzeiten war dies hier eine deutsche Stadt (Königsberg). Heute befinden wir

Kant, so die russischen Kritiker, stehe für die Deutschen, denen nichts mehr heilig sei.

uns in Russland (Kaliningrad). An der Baltischen Föderalen Immanuel-Kant-Universität besuchen wir einen Kongress zu Ehren des grössten Sohns der Stadt. «Über sechzig Geschlechter im Westen, Männerhochzeiten, Haschischfreigabe in Deutschland, Millionen ungebildeter Einwanderer aus Afrika: Will Deutschland da noch Vernunft für sich reklamieren?», fragt ein Student.

Später wendet sich der Präsident Russlands per Videobotschaft ans Publikum. Wladimir Putin sagt, dass Kants Wort «Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen» heute heisse, dass Russland sich auf seine Stärken und seine nationalen Interessen besinnen müsse. Kant wird als Russe vereinnahmt.

Putins Sicht bleibt auch unter Russen nicht ohne Widerspruch. Die unterschiedlichen Sichtweisen erinnern an den Streit, den es seit Fjodor Dostojewskis Zeiten gibt: zwischen Slawophilen einer- und Westlern andererseits.

Kant, so die russischen Kritiker, die sich auf Putins Seite schlagen, stehe für die Deutschen, denen nichts mehr heilig sei – weder Kirche

noch Religion, weder Familie noch Nation – und die ihre moralischen Vorstellungen den Russen überstülpen wollten.

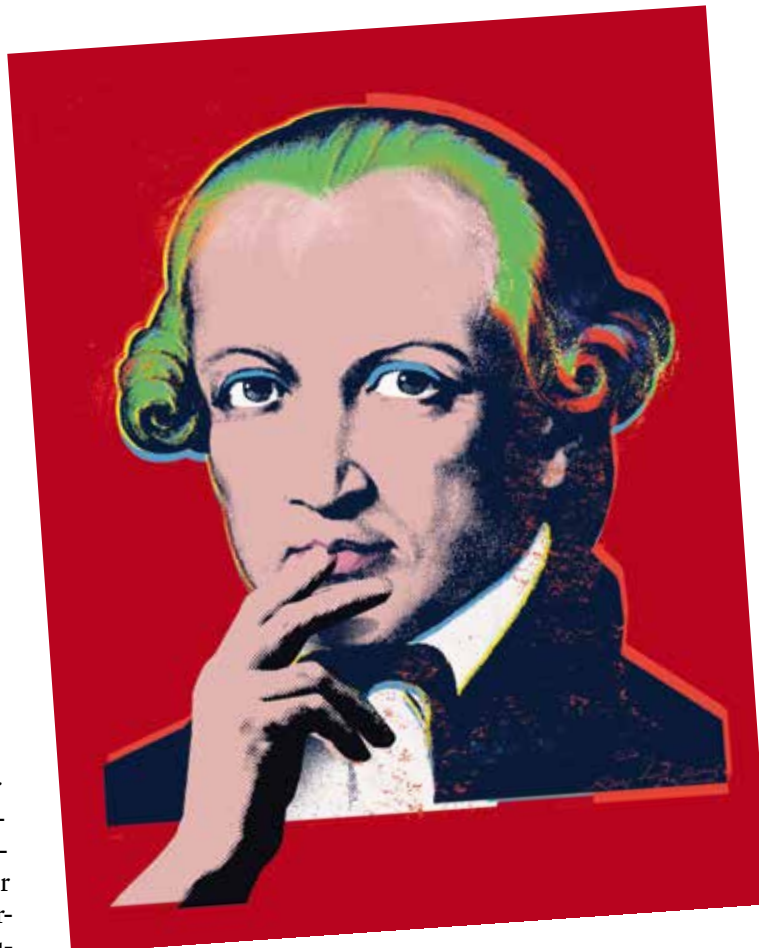
Eine Doktorandin nimmt Bezug auf Kants Schrift «Zum ewigen Frieden». «In keiner Rede erwähnt jemand Kants Forderung: «Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äussere Staatshändel gemacht werden», um gleich anzufügen: «Hoffentlich wird zwischen uns bald wieder alles normal.»

«Frage an Radio Eriwan»

Am Ende zeigt der Kant-Geburtstag auch alle Widersprüche zwischen Deutschland und Russland auf. Aus einer deutschen Stadt wurde eine russische, wo nur noch Dom und preussische Festungsanlagen baulich an 800 Jahre deutsche Geschichte erinnern. Die Reste deutscher Vergangenheit sind in den Alltag integriert. In der Bastion Hohenteach residiert ein russischer Fischerverein. Der düstere Festungsbau ist auf Deutsch mit «Angler Heim» überschrieben.

Die Wunden des Zweiten Weltkriegs sind in dieser Stadt nie verheilt. Das ehemalige Schloss und die es umgebende Altstadt sind bis heute eine riesige Brache und Parkplatz.

Ein alter Freund erinnert mit Spott an einen Witz aus Sowjetzeiten. «Frage an Radio Eriwan: «Stimmt es, dass der Westen mehr und grössere Autos baut als wir?» Antwort: «Im Prinzip ja, aber wir haben mehr und grössere Parkplätze.»»



Dahin die Reste deutscher Vergangenheit.

Wolfgang J. Hummel ist Jurist und Kenner der deutsch-russischen Beziehungen.

Nützliche Idioten

Der linke Antirassismus ist das Einfallstor für den Islamo-Faschismus des 21. Jahrhunderts.



Es ist nicht allzu lange her, dass in Deutschland Hunderttausende Menschen auf die Strasse gingen, um «gegen rechts» zu demonstrieren. Grund war ein angebliches «Geheimtreffen» von AfDlern, CDU-Mitgliedern und Unternehmern in Potsdam.

Dass es hierbei mehr um *virtue signalling* ging, um das gratismutige Positionieren auf der «guten Seite», als um die Sorge um die Demokratie, war schon damals kein Geheimnis. Es wird noch deutlicher, wenn man sich anschaut, welche Meldungen der letzten Wochen nicht annähernd auf ein so derartiges öffentliches Interesse stiessen.

Da wäre zunächst ein tatsächliches Geheimtreffen von radikalen Muslimen der Gruppierung «Muslim Interaktiv» im «Elite Eventhouse» im Hamburger Stadtteil Allermöhe. Hier sprach man in aller Ruhe über die Einführung eines Kalifats in Deutschland, das verhasste Israel und die Einführung der Scharia. Die deutschen Behörden sind machtlos. Muslim Interaktiv ist trotz eindringlicher Warnungen von Sicherheitsexperten noch immer nicht verboten, weil Bundesinnenministerin Nancy Faeser und Verfassungsschutzchef Thomas Haldenwang einzig mit dem «Kampf gegen rechts» beschäftigt zu sein scheinen. Auch der mediale und gesellschaftliche Aufschrei blieb aus.

Ähnlich verhält es sich mit den jüngst vorgestellten Zahlen einer Dunkelfeldstudie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN). Dieses befragte rund 8500 Jugendliche im Durchschnittsalter von fünfzehn Jahren, darunter 300 Muslime, zu ihrem Verhältnis zu Gesetzen, Gottesstaat und Gewalt.

Die Zahlen haben es in sich. 67,8 Prozent der befragten Muslime ordnen die Regeln des Koran über den Gesetzen Deutschlands an. Fast die Hälfte (45,8 Prozent) ist der Meinung, dass ein islamischer Gottesstaat die beste Staatsform sei. 35,3 Prozent zeigen überdies Verständnis für Gewalt gegenüber Personen, die Allah oder Mohammed beleidigt haben, und immerhin 21,2 Prozent vertreten die Auffassung, dass «die Bedrohung des Islam durch die westliche Welt rechtfertigt, dass Muslime sich mit Gewalt verteidigen».

Das ist ziemlich viel antidemokratisches Gedankengut bei jungen Schülern, die nicht selten in Deutschland geboren und sozialisiert wurden. Solche Umfragewerte gegen die Demokratie hätte man vermutlich nicht einmal in einem NPD-Ortsverband Mitte der 1990er Jahre erzielt. Aber auch hier bleibt der Aufschrei bis jetzt aus.

Tatsächlich geht die grösste Gefahr für die Demokratie in Deutschland im 21. Jahrhundert weder von Einzelpersonen wie Björn Höcke noch von irgendwelchen versprengten Neonazis aus, sondern von jenen, die jeden zum Nazi erklären, der es wagt, diese bedenklichen Zustände zu benennen und im Zuge dessen eine Abkehr von der derzeitigen Migrations- und Einbürgerungspolitik fordert.

Der linke Antirassismus ist das Einfallstor für den Islamo-Faschismus des 21. Jahrhunderts, der sich ungestört in Deutschland und anderen europäischen Ländern ausbreiten kann, weil Links das Problem nicht nur negiert, die Debatte tabuisiert, sondern auch noch jene ver-

folgt, die sich dem entgegenstellen. Damit wird die politische Linke selbst zum grössten Helfer antidemokratischer Strömungen.

Die Werte eines Landes – das betone ich seit vielen Jahren – werden nicht allein durch das definiert, was in seiner Verfassung steht. Sie werden auch und vor allem durch das definiert, was die Menschen tagtäglich leben. Die Gleichberechtigung von Mann und Frau mag

67,8 Prozent der befragten Muslime ordnen die Regeln des Koran über den Gesetzen Deutschlands an.

im Grundgesetz verankert sein, hat aber nur wenig Bestand, wenn sie von einem wachsenden Anteil der Bevölkerung nicht anerkannt wird und auch niemand von diesem Teil der Bevölkerung ihre Anerkennung einfordert.

«Wer sich nicht an unsere Werte und Gesetze hält, muss gehen», lautet ein beliebter Satz von Politikern in Talkshows. Die Wahrheit ist jedoch: Niemand muss gehen. Weder der Straftäter noch derjenige, der Israel hasst und die Demokratie ablehnt. Mir wäre kein einziger Fall aus Deutschland bekannt, in dem auch nur irgendeine Person dieses Land verlassen musste, weil sie nicht auf dem Boden des Grundgesetzes steht.

Und so lassen wir uns weiter von innen aushöhlen von linken «Demokratieverfechtern» und islamischen Kalifatsbefürwortern, deren merkwürdige Symbiose so lange anhalten wird, bis Letzteren die Idioten von links nicht mehr nützlich sein werden.

Privatfehde gegen Sawiris

Peter Burkhardt, Wirtschaftschef des *Tages-Anzeigers*, führt seit Wochen eine Kampagne gegen das Urnersee-Projekt von Samih Sawiris. Was seine Leser nicht erfahren: Burkhardt besitzt ein Ufergrundstück auf der anderen Seeseite und hat familiäre Bezüge zu Sawiris' Gelände.

Christoph Mörgeli



«Qualität in den Medien»: Sawiris-Projekt am Urnersee.

Sawiris' Projekt am Urnersee hat ein grosses Problem: das Gesetz – «Das ist das Machtnetz des ägyptischen Investors im Kanton Uri» – «Macht, Einfluss, Geld: Wie Sawiris an eine landschaftliche Perle am Urnersee gelangte» – «Samih Sawiris schnappte zweitem Bieter das Land am Urnersee weg»: So lauteten die Schlagzeilen der *Sonntagszeitung* der letzten Wochen. In der neusten Nummer behauptete das Blatt, Sawiris werde sein «umstrittenes Bauprojekt» auf der Halbinsel Isleten «nicht verwirklichen» können. Dennoch schaffe er «erste Fakten» und habe «sechs mächtige Bäume» fällen lassen. Zitiert wird ein «Holzfachmann», der von «Baummord» spricht, der aber gleichzeitig der unterlegene Kaufinteressent von Isleten ist. Tatsächlich hat der Kanton das Fällen der teilweise in einem Föhnsturm umgestürzten Bäume infolge «Sturzgefährdung» angeordnet.

Die wohlorchestrierte Kampagne gegen Samih Sawiris füllte vier Ausgaben der *Sonntagszeitung*. Dabei konnte dem Schweizer Investor mit ägyptisch-christlichen Wurzeln weder juristisch noch moralisch die geringste Verfehlung vorgeworfen werden. Einziger Stein des Anstosses: Der «Retter» von Andermatt und des Urserentals hatte das Gelände der

2020 aufgegebenen Sprengstofffabrik Chedditte in Isleten, Gemeinde Seedorf/Bauen, gekauft. Im März stellte Sawiris sein deutlich reduziertes Projekt mit Bootshafen, Hotel und Mehrfamilienhäusern mit rund hundert hotelmässig bewirtschafteten Wohnungen vor. Dabei wurden wesentliche Anliegen des Umweltschutzes berücksichtigt. Zweifellos wird das vorgesehene Projekt auch landschaftlich weit attraktiver und das Ufer für die Bevölkerung viel besser zugänglich als im bisherigen Zustand.

Journalist mit Seeanstoss

Überdies hat sich Samih Sawiris im Urnerland längst als nachhaltiger Investor bewiesen, ist es ihm doch gelungen, das raue Urserental in eine touristische Perle zu verwandeln. Umso mehr stellt sich die Frage: Woher kommt der Furor des Hauses *Tages-Anzeiger* gegen das Projekt am Urnersee und gegen die Person Sawiris? Was reitet die *Sonntagszeitung*, seit nunmehr vier Wochen eine Kampagne gegen ein attraktives Bau- und Gestaltungsprojekt in Isleten zu fahren? Ein Projekt wohlverstanden, das gemäss kantonalem Richtplan Teil des Tourismusentwicklungsraums Vierwaldstättersee ist?

Die Antwort ist einfacher, als man denken würde: Der Kampagnenführer und einzige Autor sämtlicher sieben Beiträge sowie alleiniger Gast des Podcast heisst Peter Burkhardt und leitet das Wirtschaftsressort des *Tages-Anzeigers*. Dabei legt Burkhardt nicht offen, dass er stolzer Landeigentümer von 1581 Quadratmetern in Sisikon mit Uferanstoss an den Urnersee ist. Diese exklusive Herrlichkeit besteht aus einem kleinen Haus, Boot, Bootssteg und Cheminée-Sitzplatz, wobei neben dem Wald 458 Quadratmeter auf die Gartenanlage entfallen. Dass der im vornehmen Hottingen-Quartier wohnhafte Journalist tatsächlich Landbesitzer mit direktem Seeanstoss ist, belegt das Grundamtbuch. Doch seine direkten privaten Interessen hat Peter Burkhardt den Lesern nicht offengelegt. Gegenüber der *Weltwoche* reagiert er so: «Ich sehe keinen Zusammenhang zwischen meiner Recherche und dem Grundstück – nicht zuletzt, da man von dort wegen einem Felsvorsprung keinen Blick auf die Isleten hat.»

Seine Interessenbindung beziehungsweise Befangenheit ebenfalls nicht dargelegt hat Ressortchef Burkhardt bezüglich der Tatsache, das ihn in dritter Generation eine prägende Beziehung mit dem von Samih Sawiris erworbenen Gebiet

Isleten verbindet: Sein Grossvater Fritz Burkhardt leitete von 1928 bis 1963 die Sprengstofffabrik und bewohnte die dortige Direktorenvilla, wo sein Vater aufgewachsen ist. Hansjakob Burkhardt sass von 1977 bis 1981 im Gemeinderat von Sisikon. Er hat über die Geschichte des ältesten Industrieareals im Kanton Uri 2012 sogar das Buch «Dynamit am Gotthard» veröffentlicht. Das Werk bietet einen interessanten Einblick in die dortige, 1873 gegründete Sprengstofffabrik. Von einem familiären Interessenkonflikt will Peter Burkhardt aber nichts wissen: «Das hat für meine Recherche keine Relevanz. Ich führe sie nicht unter familiären Gesichtspunkten, sondern arbeite als unabhängiger Journalist.»

Tanz der Hampelmänner

Sein Privatinteresse als Landbesitzer und seine Familiengeschichte – beides nicht öffentlich deklariert – treiben Sohn Peter Burkhardt an, eine verbissene Anti-Sawiris-Kampagne zu führen. Dabei war ihm in seiner Artikelfolge kein Argument und kein Vorurteil zu billig. Zu den redimensionierten Plänen des Investors setzte er in der *Sonntagszeitung* vom 31. März auf die Titelseite: «Sawiris' Projekt verstösst gegen Heimatschutz». Und der journalistische Landbesitzer vom gegenüberliegenden Ufer prophezeite: «Doch da die Halbinsel Isleten in einer geschützten Landschaft liegt, wird auch dieser Plan scheitern.» Richtig ist, dass sowohl der Urner Regierungsrat wie die Gemeinderäte der beiden Standortgemeinden Seedorf und Isenthal das Projekt befürworteten. Unverhohlen bewarb Burkhardt indessen die Volksinitiative der Grünen Partei mit einem faktischen Bauverbot, die möglicherweise im November zur Abstimmung gelangt.

Die Gesetzeslage sei laut Peter Burkhardt so klar, «dass das Sawiris-Projekt nie kommen wird». Dabei wird die Bebauung auf einer rechtskräftigen Industrie- und Gewerbezone geplant. Die Behörden werden über das weitere Vorgehen erst entscheiden, wenn das konkrete Projekt auf dem Tisch liegt und die Volksabstimmung vorüber ist. Doch Burkhardts Artikel liest sich

wie eine Beschwörung, das Bundesgesetz über den Natur- und Landschaftsschutz so eng wie möglich auszulegen. Sawiris' Projekt denunzierte der Autor als «massiven Eingriff in den geschützten Landschaftsraum» und fand zur Bestätigung auch einen Rechtsprofessor und einen Rechtsanwalt.

Im Bild zeigte Burkhardt Investor Sawiris «vor der alten Fabrikantenvilla», allerdings ohne zu erwähnen, dass dort sein Grossvater und sein Vater gewohnt haben. In der *Sonntagszeitung* vom 7. April führte derselbe Journalist Samih Sawiris als «Milliardär» mit «dichtem Machtnetz» vor, «das auf gegenseitigen Abhängigkeiten beruht». Dabei liess er Urner Persönlichkeiten von Politik und Wirtschaft wie Hampelmänner aussehen, die auf Sawiris' Geheiss tanzen.

Er erzählte eine Räubergeschichte von einem «bislang streng geheimgehaltenen Grundlagenbericht», den die Regierung durch einen Bericht mit weniger strengen Auflagen ersetzt habe. Hemmungslos klimperte Burkhardt auf der Klaviatur des Neides: Sawiris habe sich die «landschaftliche Perle am Urnersee» durch «Macht, Einfluss, Geld» angeeignet. Und er rühmte seinen letzten Artikel über das «umstrittene Projekt» gleich selber, habe dieser doch «hohe Wellen» geschlagen. Burkhardt zitierte erste Politiker, die «auf Distanz zum Projekt und zur Kantonsregierung» gingen, und verspottete eine Mitte-Regierungsrätin, die mit Sawiris «glücklich im Sessellift sass und Kutsche fuhr».

Auf drei Seiten breitete Burkhardt dieses angebliche «Machtnetz im Kanton Uri» aus, wobei zum Beweis sogar das Patronatskomitee des zentralschweizerischen Jodlerfestes erhalten musste. Franzsepp «Bobby» Arnold, «womöglich der reichste Urner» und ehemals Präsident der Sprengstofffabrik Cheddite, sei korrekterweise beim Verkauf der Liegenschaft an seinen Geschäftspartner Sawiris in den Ausstand getreten. So läuft auch diesbezüglich jeder Vorwurf ins Leere.

In der dritten darauffolgenden *Sonntagszeitung* vom 14. April führte *Tagi*-Wirtschaftschef Peter Burkhardt einen Aargauer Immobilien-

investor vor, der früher als Sawiris ein Angebot für das Isleten-Areal eingereicht habe. Dieser ist selbstverständlich frustriert, dass er den Zuschlag nicht bekommen hat. Der Grund liegt ganz einfach darin, dass Samih Sawiris mehr geboten hat. Dies sind nun einmal die Gesetze des freien Marktes – das Unternehmen Cheddite AG ist wirtschaftlich tätig, also keine gemeinnützige Organisation. Doch auch aus diesem unterlegenen Anbieter aus Baden bas-

Hemmungslos klimpert Burkhardt auf der Klaviatur des Neids.

telte Peter Burkhardt flugs ein Opfer finsterner Urner Machenschaften. Er witterte «Ungereimtheiten» und äusserte die Überzeugung, dass der Aargauer «die geschützte Landschaft respektiert hätte».

«War alles von langer Hand vorgespurt?»

Burkhardt schwärmte vom «geschichtsträchtigen Gelände, wo Dynamit-Erfinder Alfred Nobel höchstpersönlich eine Fabrik errichtete» – ohne zu deklarieren, dass sein eigener Grossvater und Vater einen erheblichen Teil ihres Lebens dort verbracht hatten. Erneut schimpfte der Journalist über das «nicht bewilligungsfähige» Projekt von Sawiris und die unterstützende «bürgerlich dominierte Urner Kantonsregierung». Er vermutete gar eine Verschwörung und warf die Frage auf: «War alles von langer Hand vorgespurt?» Der Aargauer Investor, der das Areal mit weit weniger renaturierter Fläche überbauen wollte, wurde als eine Art grüner Robin Hood des Heimatschutzes gefeiert, als Garant einer «sanften Umnutzung» und Schöpfer von 173 neuen Arbeitsplätzen.

In Wahrheit wird das Projekt von Samih Sawiris die Attraktivität des Urnersees erheblich steigern. Der Kanton Uri hat bislang im Gegensatz zu den übrigen Gegenden des Vierwaldstättersees eine touristische Erschliessung weitgehend verpasst. Und gegen die Bauten in Andermatt haben die *Sonntagszeitung* und der *Tages-Anzeiger* zwischen 2010 und 2013 in zwei Dutzend Artikeln aus allen Rohren geschossen. Um so weniger verdient Sawiris das mediale Sperrfeuer eines Journalisten, der handfeste Eigeninteressen verfolgt, ohne dies offenzulegen.

Peter Burkhardt ist darum als Allerletzter berechtigt, vom unentwegt informierenden Sawiris «transparente Verfahren» einzufordern. Im Handbuch «Qualität in den Medien» des Tamedia-Verlegers Pietro Supino steht: «Höchstes Gut im unabhängigen Journalismus ist die Unbefangenheit der Journalisten. Richtlinien von Branche, Medienhaus und einzelnen Redaktionen sollen diese Unbefangenheit streng regeln, denn bei Befangenheit stört schon der Anschein.»



«Bei Befangenheit stört schon der Anschein»: Burkhardt und sein Anwesen am Urnersee.



Wenn Unterhaltung zur Waffe wird

Wer glaubt, dass Zeitungen und Mainstream-Medien manipulativ arbeiten, sollte mal ins Kino gehen. Werden wir seit Jahrzehnten geistig umprogrammiert?

Milosz Matuschek

Gerade läuft der Film «Civil War» im Kino. Man muss ihn nicht gesehen haben, um sich zu wundern, dass gerade jetzt ein Film in den Kinos anläuft, der ein Bürgerkriegsszenario in den USA durchspielt. Alles nur Fiktion? Oder ist es ein weiterer Versuch von «predictive programming», einer Vorbereitung durch Fiktion auf ein Szenario, das gar nicht so weit entfernt liegt? 2024 ist Wahljahr in den USA. Es braucht nicht viel Fantasie, um sich vorzustellen, dass keine Partei der anderen einen Wahlsieg gönnen würde. Gewinnt Trump, werden ihn die Medien als populistischen Putschisten darstellen; gewinnt Biden, wird erneut der Vorwurf des Wahlbetrugs im Raum stehen. Das ist das Material, aus dem ein Zündstoff gemacht ist, wie ihn die Welt gerade am wenigsten braucht: ein sich selbst zerlegendes Amerika, mit mehreren Kriegsbeteiligungen, einer durch die Decke schiessenden Verschuldung und einem akut durch wahlweise China oder die Brics-Staaten bedrohten Hegemoniestatus.

Film über Lockdowns

Wer einen Blick in die Zukunft werfen will, gehe ins Kino. 1986 kam «Top Gun» in die Kinos. Danach durchbrachen nicht nur die Düsenjets, sondern auch die Bewerberzahlen für die Air Force die Schallmauer. Die Rekruten von damals dürften bereits startklar gewesen sein für den ersten Golfkrieg 1991. Dass wir in einer Vorkriegszeit leben und nicht in einer Nachkriegszeit, machte wohl die Fortsetzung «Top Gun II: Maverick» nötig. Für Kriegsfilme, die im Sinne der US-Regierung ausfallen, stellt das Militär dem Kino kostenlos Material zur Verfügung. Antikriegsfilme sind ein teures Risiko, Propaganda produziert sich für lau. Weitere Beispiele: «Minority Report» nahm schon vor Jahren das Thema vorausschauender Polizeiarbeit durch; inzwischen rücken die Polizeiwagen in einigen Städten der USA schon aus, bevor ein Verbrechen passiert ist. In «Terminator» übernehmen die Maschinen die Macht und erklären den Menschen den Krieg. Google gab später einem Programm den Namen der übermächtigen Computermaschine aus «Terminator», die



Es ging verlässlich in Richtung des Globalkommunismus.

nach der Macht greift: Skynet. Zu Corona gab es zeitnah einen Film über Lockdowns und Ansteckungswahn in den Kinos («Locked Down», 2021). Wie viel Vorlauf hat eigentlich so ein Film?

Inspiriert sich die Politik an Kino und Literatur? Oder ist das Kino der verlängerte Arm einer vielfach verzweigten Agendapolitik? Es gibt wohl nichts Einfacheres für Menschen mit Geld, als einen Film in eine bestimmte Richtung zu sponsern, einen Twist oder Dreh einzubauen. Die Frage nach Koch oder Kellner stellte sich auch der Technikphilosoph Günther An-

Inspiriert sich die Politik im Kino? Oder ist das Kino der verlängerte Arm der Agendapolitik?

ders, er vermochte sich nur erstere Variante vorzustellen. Für ihn wirkte Science-Fiction vom Schlage H. G. Wells & Co. wie ein Werkzeugkasten für eine Politik, die sich die Zukunft so leichter als Dystopie vorstellen konnte, in der immer mehr Macht zu immer kleineren Zirkeln wanderte. Ob bei Wells, Aldous Huxley oder in den Schriften des Mathematik-Nobelpreisträgers Bertrand Russell, es ging verlässlich in Richtung des Globalkommunismus, mit

Kastensystem, Bevölkerungsreduktion, Kontrolle durch selektive Fortpflanzung, Drogenmanipulation oder Überwachung. «Unterhaltung ist Terror», schloss Anders. Denn Unterhaltung kapert unser Gehirn auf besonders geschickte, unerbittliche Weise.

Dass Kunst und Kultur beliebte Felder für Machtkämpfe aller Art sind, ist hinreichend bekannt. Zu Stalins Zeiten lud man Schriftsteller aus dem Westen nach Moskau ein, um sie von der Höherwertigkeit des Kommunismus zu überzeugen. Hergé verewigte eine solche Passage in «Tim im Lande der Sowjets», wo staunend-einfältigen Auslandsgästen die rauchenden Schlotte eines potemkinschen Industriedorfs präsentiert werden. Als Antwort auf die Sowjetkunstrichtungen lancierten die USA mit CIA-Geld die «Kongresse für kulturelle Freiheit», um die Abwanderung der Kunst-, Kultur- und Literatenszene auf die marxistische Seite zu konterkarieren. In Deutschland halfen unter anderem Heinrich Böll und Siegfried Lenz tatkräftig mit, mehrere Zeitschriften erhielten CIA-Fördergelder, wie *Der Monat* von Melvin Lasky oder der *Encounter*. Gegen Jean-Paul Sartres *Les Temps Modernes* brachte sich Raymond Aron im *Figaro* und *L'Express* in Stellung. Gegen den Spätimpressionismus eines Kasimir

Malewitsch in Russland musste ein Jackson Pollock viele abstrakt-expressionistische Klecksbilder malen, um das Kräftegleichgewicht wiederherzustellen. Gegen den Sozio-Realismus traten die Pop-Artisten à la Roy Lichtenstein und Andy Warhol (mehr schlecht als recht) auf den Plan.

Heute schaffen es Förderrichtlinien in Theater und Film mühelos, die gesamte Filmindustrie auf einen woken Zeitgeist zu bürsten. In der Medien- und Verlagswelt ist neben dem Talent immer häufiger auch die richtige Haltung ein wichtiges Selektionskriterium. Ähnliche Biografien und Studiengänge führen am Ende zwangsläufig zu einem kuratierten Meinungs- und Themenspektrum. Relevant ist dann immer das, was für die eigene Peergroup relevant ist. Von der «Gleich-Haltung» zur Gleichschaltung ist es dann nur noch ein Katzensprung.

Eroberung des Geistes

Passt da der Begriff «Mainstream» noch? Man müsste die Unterhaltungs- und Informationsindustrie umtaufen: Im Kern betreibt sie ein psychologisches Imprägnierungsbusiness, eine Prägestalt der Gedanken und Worte. Zeitungen und Youtube, Tiktok und Hollywood, die mediale Dauerbeschallung ist wie eine Wanne mit (Regenbogen-)Farben, durch welche der Konsument täglich gezogen wird. Der wichtigste Effekt für die Eroberung des Geistes durch Propaganda ist der «Mere-Exposure-Effekt»: Es genügt, Menschen immer wieder der gleichen Botschaft auszusetzen. Was überall ist, wirkt echt, wird für die Realität gehalten. Ein Ausstieg aus dieser Welt ist möglich, aber schwierig, denn es ist nur möglich, wenn man bereit ist, eine liebgewordene (Schein-)Realität aufzugeben, also die «bestehende Welt» untergehen zu lassen und sich den Weg zur wahren Realität vorzugraben. Der Film «Matrix» hat diesen Initiationsweg zum Thema und war der wohl wirkmächtigste Film, wenn es darum geht, die mediale (Film-)Propagandawelt mit den Mitteln des Films selbst zu bekämpfen.

Doch führt der Weg in die Manipulation auch aus der Manipulation heraus? Kann das Problem zugleich Teil der Lösung sein? Am Ende gibt es viele Wege, um die simulierte Welt um uns herum zu erfassen, man muss nicht, wie Neo in «Matrix», auf Botschaften in Chats antworten oder warten, bis einem wie in der «Truman Show» ein Scheinwerfer vor die Füße fällt, der das Leben als Filmszene offenbart. Wer noch Lust hat, ins Kino zu gehen oder Filme zu konsumieren, kann das heutzutage nur noch guten Gewissens tun, wenn der eigene Bullshit-Radar und das Propaganda-Sonar angeschaltet ist. Dann kann es sogar richtig unterhaltsam werden.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er die Kolumnensammlung «Stromaufwärts zur Quelle» (BoD, 2023).

Reduzierte Sorgenfalten

Gesichtsgymnastik heisst nun zeitgeistgerecht «Face Yoga» – und bringt tatsächlich was.

Sarah Pines

In New York City, in Los Angeles, London und seltsamerweise in Oxford – eigentlich nicht als Stadt bekannt, in der Einwohner jeden Schmonzes mitmachen – gibt es das Face Gym. Seit 2014 werden hier «Gesichts-Workouts» angeboten; professionelle Gesichtstrainer verpassen dem Gesicht für 135 Dollar Startpreis ein Training, eine Mischung aus muskelstimulierenden Rollern, Massagen und veganen Schönheitsprodukten irgendeiner No-Name-Marke. Mit dem richtigen Workout, verspricht Face Gym, sollten Falten reduziert werden, Wangenknochen ein natürliches Lifting erfahren und Doppelkinne verschwinden. An diesem Vormittag im Nordstrom auf der 57. Strasse West ist das Face Gym allerdings gähmend leer. Egal.

Hautalterung ist ein komplexer und angstbesetzter Prozess, beeinflusst von endogenen (genetischen, hormonellen, metabolischen) und exogenen (umweltbedingten) Faktoren, wie Lichteinflüssen oder Luftverschmutzung. In alternder Haut nehmen Elastin, Kollagen und Glykosaminoglykane ab. Die milliardenschwere Anti-Aging-Industrie widmet sich der Modulation dieser drei Komponenten durch Kosmetik, Nahrungsmittelergänzungen, invasive Eingriffe oder eben durch Gesichtsyoga.

Wangen kneifen, Nase piksen

Inzwischen hat das Konzept Gesichtsgymnastik zu «Face Yoga» metamorphosiert, ist durch verschiedene Modezeitschriften getingelt, dort besprochen oder vorgemacht von Celebrities, B-Listern, Stilredaktoren und nun unter dem Hashtag faceyoga auf Tiktok angekommen, mit über 66 000 Posts und über zwei Milliarden Views: Junge Menschen, meist Frauen, rubbeln und schubbeln und zerren an diversen Gesichtshäutchen, selbst Tipps für die richtige Positur der Zunge sind dabei. Viele der Posterinnen haben offensichtliche invasive Gesichtsbearbeitungen hinter sich, oder die Makellosigkeit liegt tatsächlich am Gesichtsyoga.

Auf Tiktok postet auch Danielle Collins, «the world's leading face yoga expert», mit der Scharlatanerie um das profane Grimassenschneiden mit Massageunterstützung einen

Gang hochschaltet: Collins hat zwei Bücher veröffentlicht, verkauft Massageöle, hautfreundliche Rosenquarze, Jade-Roller und Onlinekurse – Hybride aus Massage, Akupressur und Gymnastik – zwischen 21 und 161 britischen Pfund.

Wangen kneifen, die Stirn massieren, die Nase piksen, das Kinn zerren, die Augenbrauen in die Höhe schieben: Anhänger glauben an die Gesichtsgymnastik als Verjüngungskur und Ersatz für Botox oder Faltenunterspritzungen – ein holistisches, natürliches Facelift. Und man hat das Gefühl, es damals von Iris Berben vernommen zu haben, oder war es Hannelore Elsner? Die gute alte Gesichtsgymnastik als Verjüngungskur: mehrmals am Tag, so die Empfehlung, wilde Grimassen schneiden, um die 43 Gesichtsmuskeln zu stimulieren, über die jeder Körper verfügt.

Bis zu einem gewissen Grad klappt Gesichtsyoga auch: Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass die Aktivierung von Gesichtsmuskeln Kollagen und Elastin produziert und dass die gestärkten Gesichtsmuskeln durch ihr Volumen den Verlust von Fett und Wasser in der Haut ausgleichen. Ausserdem wird der Zellstoffwechsel angeregt, und die Gesichtsgymnastik-Routine als solche baut Stress ab, was wiederum Sorgenfalten reduziert. Das alles allerdings nur, wenn die richtigen Übungen vorgenommen werden.



Mehrmals am Tag wilde Grimassen schneiden!

Bestgefüllte Handtasche der Welt

Moden und Marken kommen und gehen. Nur das Leder- und Seidenwaren-Haus Hermès bleibt. Weil es in Paris seit 1837 die vielleicht feinste Ware der Welt herstellt. Und weil die unfassbar reiche Besitzerfamilie zusammenhält – abgesehen von einem in der Schweiz lebenden Störenfried.

Mark van Huissing

Sie sass im Flugzeug, da fiel ihre Agenda auseinander. Der Herr auf dem Nebensitz sagte: «Pardon, Sie verwenden eine miserable Agenda.» Sie erwiderte: «Ja, aber sagen Sie das der Firma Hermès.» Darauf sagte er: «Ich bin die Firma Hermès. Ich werde Ihre Agenda überarbeiten lassen.» Worauf sie ihn fragte, weshalb er keine schöne, grosse Tasche im Angebot habe. Er antwortete: «Zeichnen Sie mir eine, und ich werde sie produzieren lassen.» Als die Tasche fertig war, gefiel sie ihm so gut, dass er wissen wollte, ob er sie nach ihr benennen dürfe. Sie dachte: Was für eine Ehre – bisher gab es von Hermès bloss die Kelly Bag, benannt nach Grace Kelly. Das ist die Geschichte der Birkin Bag, Jane Birkin hat sie mir erzählt. Und es ist ein Stück der Geschichte von Hermès, beziehungsweise sie erzählt einiges über das französische Luxus-Familienunternehmen.

Die Tasche, benannt nach der britisch-französischen Schauspielerin, gibt es seit 1984 (die Namensgeberin ist vergangenes Jahr gestorben). Bei dem Herrn, der sagte, er sei die Firma Hermès, handelte es sich um Jean-Louis Dumas-Hermès (1938–2010), einen Nachfahren des Firmengründers; ihn habe ich auch mal getroffen, anlässlich der Ladeneröffnung in Lausanne, das nennt man *soigner les détails*, die Boutique ist nicht sehr bedeutend für das Unternehmen. Und er übertrieb nur leicht («Ich bin die Firma Hermès»), er gilt als *empire builder*, der

Die Familienfirma wurde 1837 in Paris vom Sattler Thierry Hermès aus Krefeld gegründet.

Unternehmer, der eine Lederwarenherstellerin mit regionaler Bedeutung zu einer Weltmarke aufbaute. Zwischen 1978, als er die Geschäftsführung von seinem Vater übernahm – es war der Wechsel von der vierten zur fünften Generation; die Familienfirma war 1837 vom Sattler Thierry Hermès aus Krefeld, damals von Frankreich annektiertes Gebiet, in Paris gegründet worden –, und nach seinem Tod wuchs der Umsatz um das Fünfzigfache.

Eine Birkin Bag kostete 1984 umgerechnet 2500 Euro, heute ist das einfachste Modell für rund 8000 zu haben. Die Tasche ist sowohl langlebiges Accessoire, ach was: Statussymbol, als auch wichtige Erlösbringerin, es heisst, das Haus setze jährlich über zwei Milliarden Euro mit Kellys und Birkins um (Quelle: *Handelszeitung*). Die Birkin-Preissteigerung über vierzig Jahre war bescheiden, im Vergleich zu Handtaschen anderer Luxusmarken jedenfalls. Was nicht heissen soll, *chez Hermès* werde nicht auch kräftig zugelangt: Es gibt immer teurere Super-High-End-Birkin-Modelle, aus seltenem Leder, verziert mit Edelmetall und/oder Diamanten, die so viel kosten wie ein Einfamilienhaus in Pierre-Bénite, dem Lyoner Vorort, wo sich die *maroquinerie* befindet, in der Hermès-Taschen in Handarbeit entstehen (2019 wurde eine Birkin «Himalaya» für 340 000 Euro versteigert).

Superlativlastige Geschichte

Dafür bekommt man – wenn man sie denn bekommt, Birkins und andere gefragte Stücke werden Erstkäuferinnen nicht angeboten – vielleicht die beste Qualität der Welt. Im Preis inbegriffen ist zudem der immaterielle Nutzen, den die Marke stiftet; ihr *quiet luxury*, zurückhaltender Luxus, wird von Kennern als Zeichen des guten, wenn nicht besten Geschmacks gewertet. Die bewusste Verknappung sorgt dafür, dass Must-haves von Hermès nach dem Kauf sogleich an Wert zulegen – für eine 20 000-Euro-Birkin beispielsweise würde man beim Verlassen des Geschäfts im Schnitt auf dem Sekundärmarkt bereits 20 600 Euro lösen. Ausgewählte Modelle performen also besser als zahlreiche andere Kapitalanlagen.

Im Geschäft mit Luxus gibt es häufig superlativlastige Geschichten. Schliesslich verkaufen die Häuser nicht bloss Leder- und Seidenwaren, Schmuck plus Uhren et cetera, sondern vor allem feinstoffliche Werte. Den sogenannten Distinktionsgewinn (nach Pierre Bourdieu «feinen Unterschieden») verschaffen sie Kunden dank ihrer Firmenhistorie, Kunsthandwerkskompetenz sowie dem Kundenstamm, darunter

Königinnen und Könige. Weshalb viele Unternehmen behaupten, bei ihrem Angebot handle es sich um das beste, feinste, vornehmste, das Nonplusultra halt. Nach diesem Haftungsausschluss darf man schreiben: Hermès ist wohl die Marke respektive Firma, die diesen Anspruch am ehesten einlöst. Und nicht bloss, was die

Im Preis inbegriffen ist der immaterielle Nutzen, den die Marke stiftet.

Ware betrifft (siehe die Birkin Bag oder, bis zu deren Entwicklung, das «carré» genannte Seidentuch, im Sortiment seit 1937, Preis: um 500 Euro), sondern auch bezogen auf die Aktien des Unternehmens.

1993 brachte Jean-Louis Dumas die Firma an die Pariser Börse, die Familie behielt 80 Prozent der Anteile (den Nachfahren der Gründer, es handelt sich dabei um Dutzende Erben, gehören heute noch 67 Prozent). In den vergangenen fünf Jahren verteuerten sich die Hermès-Papiere (Kürzel: RMS FP) um mehr als 300 Prozent, während dieser Zeit stieg der Pariser Gesamtmarkt (CAC-40-Index) bloss um knapp 70 Prozent; die Unternehmensbewertung, die unter Axel Dumas, dem Chef und einem Neffen von Jean-Louis, erreicht wurde, beträgt zurzeit 229 Milliarden Euro.

Hermès ist nicht der einzige Luxustitel, der sich in der Vergangenheit stark entwickelte; die Branche, angeführt vom französischen Konzern Moët Hennessy – Louis Vuitton, hat erfolgreiche Jahre hinter sich. Doch 2023 drehte der Trend – Investoren erkannten ein Ende oder zumindest ein Abflauen des Booms (Chinas Wirtschaft lahmt, Amerika rutscht vielleicht in eine Rezession). Das drückt auf die Kurse. Mit einer Ausnahme: Hermès. Die Verkäufe der Marke erreichten vergangenes Jahr fast 13,5 Milliarden Euro (plus 16 Prozent gegenüber 2022), das Betriebsergebnis belief sich auf 4,3 Milliarden (plus 28 Prozent). «Taschen bescheren Hermès grosses Wachstum, trotz Dämpfer im Luxusbusiness», stand in der *Financial Times*. Die Aktien des Unternehmens mit zirka 22 000 Mit-

arbeiterinnen und Mitarbeitern stehen aktuell auf dem Allzeithoch.

Weiter Sonnenbrillen tragen

Und die Zukunft soll blendend bleiben, trotz den Wolken über dem Luxusmarkt können die Familienmitglieder und andere Aktionäre weiter Sonnenbrillen tragen (von Hermès, *bien sûr*): Das Ergebnis (Ebit) dürfte gemäss Schätzungen 2025 rund sieben Milliarden Euro betragen. «Ich zeige mich weiterhin sehr begeistert», schrieb François Bloch, ein Aktientippgeber in der *Schweiz am Wochenende* kürzlich, er lässt sich dabei auch nicht beirren von dem mittlerweile ungemein hohen Preis der Aktie – diese ist ebenfalls ein Luxuskauf, das Kurs-Gewinn-Verhältnis, eine Kennzahl, liegt mit 57 rund viermal so hoch wie bei den grössten Firmen Frankreichs (CAC-40-Index-KGV im Schnitt = 15). Die Dumas-Familie ist, denkbarerweise, sehr begeistert ebenfalls, ihr Vermögen beträgt im Augenblick über 150 Milliarden, damit hat sie die Wertheimers (Chanel's Besitzer) überholt, jetzt ist vor ihnen in Europa bloss noch Bernard Arnault.

Um ihn führt kein Weg herum, wenn man im Luxusgeschäft jemand ist. 2010 gab seine LVMH-Gruppe bekannt, im Besitz von 20 Prozent der Hermès-Aktien zu sein, ein Jahr später lag der Anteil bei über 22 Prozent. Was die Konkurrenzfirma zum Hermès-Hauptaktionär machte, neben der Dumas-Familie. Doch darauf erstritten die Nachfahren des Firmengründers bei der Pariser Börsenaufsicht eine Spezialregelung. Diese erlaubte es ihnen, ihre Bestände in eine Holding-Gesellschaft einzubringen, mittels der sie die Firma kontrollieren können, ohne den anderen Aktionären ein Übernahmeangebot unterbreiten zu müssen wie sonst üblich (um so die «Hermès-Kultur dauerhaft zu sichern», Quelle: *Wirtschaftswoche*). Arnault beziehungsweise LVMH musste acht Millionen Euro Strafe zahlen wegen Missachtung von Börsenregeln. In der Folge verkaufte er die Hermès-Aktien, mit einem Gewinn von 2,4 Milliarden Euro für

sich und seine Aktionäre (Arnaults Familien-Beteiligungsfirma übernahm 8,5 Prozent der Anteile).

Die Antwort auf die Frage, von wem Hermès' schärfster Konkurrent fast 30 Prozent der Aktien kaufen konnte, führt in die Schweiz: ins Wallis, wo Nicolas Puech seit mehr als zwanzig Jahren

von Verwandten, die im Haus das Sagen hatten (und haben), geringgeschätzt fühle. Weshalb er über Jahre Aktien von Mitgliedern der weitverzweigten Familie, die Geld brauchten oder ihre Papiere aus anderen Gründen nicht länger halten wollten, zusammengekauft hatte. Und sie mit Hilfe seines Schweizer Vermögensverwalters an Bernard Arnault abgetreten haben soll (ausgerechnet an den sogenannten Wolf im Kaschmirpullover).

Doch inzwischen sei die Familienfehde beigelegt. Und das Vermögen Puechs, eines bodenständigen Menschen, der sich ab und zu unter Volk seiner Wahlheimat mische, zum Beispiel beim Alpabzug, stieg im Gleichschritt mit dem Aktienkurs. Seine Hermès-Anteile (er hält auch die der verstorbenen Schwester, insgesamt 6 Prozent) trat er nie an Arnault ab, nebenbei erwähnt.

Milliardär sucht Erbe

Vergangenes Jahr fiel der kinder- und partnerlose Alte auf, weil er seinen ehemaligen Gärtner, einen 51-jährigen Marokkaner, adoptieren wollte. Der Plan ist offenbar, den früheren Angestellten vor der Schenkungssteuer zu schützen – der Mann und dessen Frau sollen zu gegebener Zeit einen Grossteil des puechischen Vermögens, zirka dreizehn Milliarden Franken, neuster Stand, erben, eine Stiftung für den guten Zweck, die zuvor alleinige Begünstigte war, soll wesentlich weniger bekommen (der Stiftungsrat geht dagegen vor).

Apropos, wie viel bekam eigentlich Jane Birkin, die mit ihrem geistigen Taschenentwurf sowie als Namensgeberin dazu beitrug, dass die *maison* Hermès heute so erfolgreich ist? «Nichts. Und ich habe meine erste Birkin Bag sogar gekauft», antwortete sie mir 2002. (Nach dem Erdbeben in Taiwan liess sie die Tasche für eine Spenden-

aktion versteigern, für 40 000 Dollar.) Danach habe sie eine neue gekauft, mit 20 Prozent Rabatt. Und später habe ihr Hermès angeboten, in der Pariser Boutique auszuwählen, was sie möchte – ohne dafür bezahlen zu müssen.



Die Zukunft soll blendend bleiben: Victoria Beckham mit einer Birkin Bag.

lebt. Der Achtzigjährige, dessen Mutter eine Dumas war, gilt als zurückhaltend, er spricht nicht mit Journalisten. Doch vergangenes Jahr enthüllten Reporter der *Tribune de Genève* und des *Tages-Anzeigers*, dass der Hermès-Erbe sich

Banalisierung des Extremismus

Die Junge SVP tut sich schwer im Umgang mit der Jungen Tat. Eine klare Distanzierung ist unumgänglich.

Xavier Dufour

In den vergangenen Wochen haben die Medien die Kontakte verschiedener Mitglieder der Jungen SVP zur Jungen Tat und zu Persönlichkeiten der «Neuen Rechten» thematisiert. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stand insbesondere die Weigerung einiger Junger SVPlers, namentlich des Präsidenten Nils Fiechter und der Strategiechefin Sarah Regez, sich klar von der Jungen Tat, der Identitären Bewegung oder der Verwendung des Begriffs «Remigration» zu distanzieren. Diese Nichtdistanzierung banalisiert totalitäre Ideologien und stellt eine Gefahr für unsere Demokratie dar.

«Blood & Honour» und «Combat18»

Die Junge Tat ist in den Berichten des Nachrichtendienstes des Bundes die am häufigsten erwähnte Gruppierung der Schweizer Rechtsextremen. Sie entstand 2020 aus dem Zusammenschluss der Gruppen Eisenjugend und Nationalistische Jugend Schweiz. Diese hatten enge Kontakte zur Gruppe «Blood & Honour», die mit «Combat18» über einen bewaffneten Arm verfügt. Combat18 hat politische Morde zu verantworten und spielte eine Schlüsselrolle bei der Radikalisierung des Mörders des deutschen Politikers Walter Lübcke 2019. Blood & Honour und Combat18 werden in Kanada als Terrororganisationen eingestuft und sind in Deutschland seit 2020 verboten.

Es bestehen weiterhin Kontakte zwischen der Kerngruppe der Jungen Tat und Blood & Honour. Die Junge Tat verwendet die Tyr-Rune als Symbol, die als Abzeichen in der Hitlerjugend diente. Bei Hausdurchsuchungen hat die Polizei bei Mitgliedern der Jungen Tat Waffen beschlagnahmt. Im Rahmen ihrer früheren Organisation Eisenjugend haben sich Mitglieder der Jungen Tat gefilmt, wie sie eine israelische Flagge verbrannten. Bei der Jungen Tat handelt es sich also nicht um Patrioten, die an der

Schweizer Demokratie festhalten, oder um rechte Hipster, sondern um Jugendliche, die mit der nationalsozialistischen Ideologie indoktriniert wurden.

Um ihre politischen Ziele zu erreichen, sind Anhänger der Neuen Rechten bereit, Gewalt anzuwenden. Ein Beispiel ist das Massaker von Christchurch 2019, als ein Rechtsextremist 51 Muslime ermordete; ein anderes das Attentat in Oslo und auf Utoya 2011, als ein Rechtsextremist 77 Menschen umbrachte, vor allem junge Mitglieder der norwegischen Arbeiterpartei.

Die Neue Rechte theoretisiert das Konzept der Remigration. Dieses zielt darauf ab, Millionen von Menschen aufgrund ihrer ethnischen, kulturellen, religiösen oder nationalen Herkunft aus Europa zu vertreiben. Die Befürworter der Remigration streben eine ethnisch und kulturell homogene Gesellschaft an. In Europa soll es nur noch Menschen «weisser Rasse» geben. In den 1930er Jahren verfolgten die Nazis dasselbe Ziel und wollten Millionen von Menschen aus Deutschland deportieren.

Die Identitäre Bewegung stellt die Remigration als Antwort auf den sogenannten «grossen Austausch» dar, eine wahnwitzige Verschwörungstheorie, nach der «Zionisten» die «weisse Rasse» mit anderen Rassen vermischen und schwächen wollen, um Europa so kontrollieren zu können.

Es ist möglich, dass Sarah Regez sich der Definition von Remigration nicht bewusst war, bevor sie diesen Begriff verwendete. Es ist keine Schande, nicht alles zu wissen. Jetzt sollte ihr die Bedeutung bekannt sein, und es ist legitim, von ihr eine Distanzierung zu erwarten.

Die Identitäre Bewegung und die Junge Tat haben aus den Fehlern der Neonazi-Gruppen gelernt. Die Bewegung hat sich intellektualisiert. Ihr Erscheinungsbild ist weniger extrem. Die Konzepte basieren jedoch nach wie vor auf einer Politik der Gewalt und der Entmenschlichung

von Minderheiten. In Frankreich wurde nachgewiesen, dass die Identitäre Bewegung das Ziel verfolgt, die Parteien zu infiltrieren, um sie von innen heraus zu verändern. Wenn der Präsident der Jungen SVP Aargau der Meinung ist, die SVP dürfe sich nicht von der Jungen Tat distanzieren, da diese dieselben Ziele wie die SVP habe, dann ist das ein klarer Beweis dieser Infiltration.

Schweiz ist pragmatischer

Der Umgang mit gewalttätigen extremistischen Gruppen im Ausland unterscheidet sich grundsätzlich von der Praxis in der Schweiz. Häufig werden diese Gruppen und ihre Aktivitäten einfach verboten, so wie Frankreich es mit der Identitären Bewegung im Jahr 2021 gemacht hat oder Deutschland und Österreich für einschlägige Konferenzen. Solche Verbote stellen eine schwere

Der Staat vertraut auf den Bürgersinn, um die Demokratie vor Totalitarismus zu schützen.

Beeinträchtigung der Meinungsfreiheit dar, die ein zentraler Pfeiler jeder Demokratie ist. Damit wird die Demokratie ernsthaft untergraben.

Die Schweizer Praxis ist pragmatischer. Solche Gruppen werden nicht verboten, sondern nur dann überwacht, wenn es konkrete Hinweise darauf gibt, dass sie zum Erreichen ihrer politischen Ziele Gewalt anwenden oder dazu bereit sind. Der Staat vertraut auf den Bürgersinn, um die Demokratie vor Totalitarismus zu schützen. In dieser pragmatischen Praxis haben die politischen Parteien die wichtige Aufgabe, totalitäre Ideologien nicht zu verharmlosen. Die Banalisierung und Normalisierung solcher Ideologien bergen die Gefahr, dass Thesen, die mit Demokratie und Rechtsstaatlichkeit unvereinbar sind, in einigen Jahren salonfähig werden. Daher gibt es für die SVP nur eine Remedur: eine unmissverständliche und klare Distanzierung vom Gedankengut der Jungen Tat.

Xavier Dufour ist Doktorand und Assistent am Institut für Strafrecht und Kriminologie der Universität Bern. Er ist Mitglied der SVP.



Gegen eine Politik der Gewalt: Autor Dufour.

Wenn die Wahrheit ablenkt

Amerikas Konservative empören sich über die Chefin des National Public Radio. Katherine Maher macht es ihren Gegnern aber auch sehr einfach.

Sarah Pines

New York

Die USA platzen vor Streit, und meist geht es im Kern um Meinungsfreiheit. Die neuste Episode schreibt Katherine Maher. Im Januar 2024 ist sie zur Geschäftsführerin des ehrwürdigen NPR (National Public Radio) ernannt worden, einer gemeinnützigen Nachrichtenorganisation, der tausend öffentliche Radiosender unterstehen. Als vergangene Woche ein langjähriger Redaktor auf einer unabhängigen News-Plattform einen kritischen Artikel über seinen Arbeitgeber NPR veröffentlichte, wurde er von Maher fünf Tage suspendiert, daraufhin kündigte er.

Der Redaktor argumentierte, dass NPR zunehmend einseitig mit einer radikal progressiven Haltung berichte, und verdeutlichte dies an wichtigen Themen der vergangenen Jahre: Covid, Transrechte, Israel-Hamas-Krieg. Er habe versucht, der Führungsetage seine Bedenken darzulegen, sei aber nie angehört worden.

Alaska-Hund und Yoga

Der konservative Journalist Christopher Rufo attackierte daraufhin Maher, die in typisch progressiver Manier freie Rede in Anspruch nehme, die sie Rechten in Abrede stelle. So habe Maher bereits vor Jahren ihre Bigotterie unter Beweis gestellt, als sie Trump in einem Tweet von 2020 einen rassistischen Soziopathen nannte oder sich gegen die Veröffentlichung des Gastkommentars eines konservativen Politikers in der *New York Times* aussprach.

Damals, auf dem Höhepunkt der «Black Lives Matter»-Bewegung, hatte der republikanische Senator Tom Cotton auf der Meinungsseite den von Trump geforderten Militäreinsatz in Städten befürwortet, um Geschäftsplünderungen und Sachbeschädigungen zu verhindern, zu denen es im Zuge der Proteste gegen den Mord an George Floyd gekommen war. Cotton hatte sich auf das Aufstandsgesetz («Insurrection Act») der amerikanischen Verfassung berufen. Als Reaktion auf die Empörung von Leuten wie Maher musste James Bennet, einflussreicher



Geschichten über Freiheit: Medienmanagerin Maher.

Meinungsredaktor der *New York Times*, mit sofortiger Wirkung seinen Rücktritt ankündigen.

Eine Meinungsfreiheit, so formuliert es der *Welt*-Journalist Deniz Yücel, die nur für einen selbst und seinesgleichen gelte, sei keine. So ist Katherine Maher für ihre Kritiker so etwas wie

«Tagesordnung für heute? Ein Kleid anziehen, hohe Beamte treffen, in einer Männerwelt das Sagen haben.»

die Verkörperung des typisch westlichen Selbsthasses und damit direkt verantwortlich für den dräuenden Untergang des Abendlandes.

Maher, 41, weist einen ausgezeichneten Lebenslauf vor: Posten bei Unicef, der Wikimedia Foundation, dem Atlantic Council, Gastaufenthalte an der Stanford University. Maher, die beruflich an etwa 200 Tagen im Jahr reist, unterstützt Hillary Clinton und spricht fließend Französisch und Arabisch. Sie wurde in der reichen Gemeinde Wilton, Connecticut, nahe New York City geboren, der Vater Invest-

mentbanker bei Goldman Sachs, die Mutter Senatorin. An der New York University graduierte Maher magna cum laude mit einem Bachelor in Islamwissenschaften.

Sie erzählt gerne Geschichten über Freiheit – so beschreibt es ihr Mann, der Anwalt Ashutosh Upreti, in Texas geboren, in Neuseeland aufgewachsen –, vor allem die von zwei befreundeten arabischen Aktivisten, die in Syrien und Ägypten inhaftiert sind. Maher mag «Game of Thrones» und hat einen Alaskan-Malamute-Hund, macht Yoga und nimmt Psychotherapiesitzungen auf Zoom. Für ihre Strandhochzeit in San Francisco 2023 trug sie unter anderem traditionelle indische Gewänder.

Mit Kamala Harris Baklava verkaufen

Auf Social Media gibt sich Maher seit je *bossy*. Ein alter Tweet lautet: «Tagesordnung für heute? Ein Kleid anziehen, ein paar hohe Beamte treffen, in einer Männerwelt das Sagen haben, Kritik an der Politik der Repräsentation üben, Scotch trinken.» Maher ist vehemente Kritikerin ihrer Hautfarbe und ihrer eigenen privilegierten Stellung – nimmt diese aber ganz in Anspruch. Sie verabscheut toxische Maskulinität und Bossgehabde, den Kapitalismus, das Autofahren, Fliegen, Abgase-Verbreiten, möchte gerne, so beschrieb sie einen ihrer Träume, mit Vizepräsidentin Kamala Harris Baklava an Strassenrändern verkaufen. Ein Kind in eine klimafeindliche, durchkapitalisierte Welt setzen möchte sie hingegen nicht, nein.

Gegen die Kritik an ihren Meinungsäußerungen verteidigte Maher sich in einer Stellungnahme: «In Amerika hat jeder das Recht auf freie Meinungsäußerung als Privatmann. Worauf es ankommt, ist die Arbeit von NPR und mein Engagement als Geschäftsführer: öffentlicher Dienst, redaktionelle Unabhängigkeit und der Auftrag, der gesamten amerikanischen Öffentlichkeit zu dienen.» Früher sagte sie es offener: «Sich auf die Wahrheit zu beziehen, könnte ablenken, und zwar bei dem Bemühen, eine gemeinsame Gesprächsgrundlage zu finden und die Dinge zu erledigen.»

Wilhelm Tell und Robin Hood

Ähnlichkeiten und Unterschiede zweier Nationalhelden.

Jürgen Wertheimer



Heilmittel gegen unsere Albträume: Rächer Hood.

Robin Hood – einen wie ihn müsste man erfinden. Und man hat ihn erfunden. Nicht nur einmal, sondern tausendfach: Dutzende von Chroniken, Balladen, Theaterstücken, Verfilmungen, Spielen berichten von seinen Taten. Untaten: Fehlanzeige.

Dennoch kein klischeehafter Strahlemann in glänzender Rüstung, sondern ein tarnfarbener Outcast und Underdog. Kein Kraftprotz, sondern ein Schlaumeier: gerissen, trickreich, listig. Kein egomanischer Einzelgänger, sondern ein sozialer Gruppenmensch. Ohne seine Bande Gleichgesonnener, den «Merry Men», wäre er ein Nichts. Ohne ihn gäbe es keine «Merry Men».

Robin Hood – das ist der Phänotyp unserer Träume und das ideale Heilmittel gegen unsere Albträume. Einer, der aus dem Nichts auftaucht und Bedrängten und Bedrohten nicht nur zur Seite steht, sondern sie auch rettet. Der Autokraten, Tyrannen, Gewalttätern und brutalen Sadisten wie dem ominösen «Sheriff von Sherwood» in die Parade fährt, korrupte, besitzgierige und erbarmungslose Kirchenfürsten und Äbte um ihre Pfründe erleichtert und den Überschuss an Arme und Bedürftige verteilt. Das Ganze nicht mit Heiligenschein wie eine männliche Mutter Teresa oder gewaltfrei wie Gandhi, sondern, wenn's sein muss, durchaus militant.

Märchenartige Dimension

Und es muss sehr oft sein. Denn seine Feinde sind in der Wahl ihrer Mittel alles andere als zimperlich, und gegen Gewalt hilft im Ernstfall eben doch nur Gegengewalt. Deshalb ist das Symbol von Robin, obwohl er auf seine Art gottesfürchtig ist, nicht das Kreuz, sondern der Bogen, den er virtuos und punktgenau handhabt.

Die Abenteuer von Robin Hood haben das Zeug zu einer unendlichen Geschichte. Es gibt keine Urfassung. Keinen Basistext. Der Strom dieser Legende speist sich aus vielen Rinnalen und schwoll im Lauf der Jahrhunderte immer mehr an. Der Räuber und Dieb aus den Chroniken des 12. Jahrhunderts, der Gesetzesbrecher und Terrorist, wurde peu à peu zum Gerechtigkeitskämpfer und Rächer der Armen und Unterdrückten umgedeutet.

Zugleich wurde er chamäleonartig zum Passepartout unterschiedlicher politischer und regionaler Interessen. Aber nicht «proschottisch» oder «proenglisch»? für Richard Löwenherz oder gegen John Lackland? ist die Frage. Entscheidend ist allein, dass hier ein Basismodell, eine Matrix für ein menschliches Grundbedürfnis nach Gerechtigkeit vorliegt, in das sich viele, ich würde fast sagen: alle, einschreiben, einfühlen können. Eine fast märchenartig anmutende Dimension, wie sie sonst nur Heiligenlegenden vorbehalten ist. Aber Robin ist kein Heiliger, sondern ein höchst irdischer Kämpfer mitsamt seinen gleichfalls alles andere als frommen Kumpanen:

Little John, der Mann fürs Grobe, ein Klotz von einem Kerl, der alle Gemeinheiten und hinterhältigen Attacken Bud-Spencer-artig an sich abprallen lässt und Angreifer kompromisslos neutralisiert. Fast immer im Zusammenspiel mit Robin. Zusammen sind sie unschlagbar. Und zusammen mit all den anderen bilden sie einen repräsentativen Ausschnitt des weniger privilegierten, ja geächteten Teils der Ge-

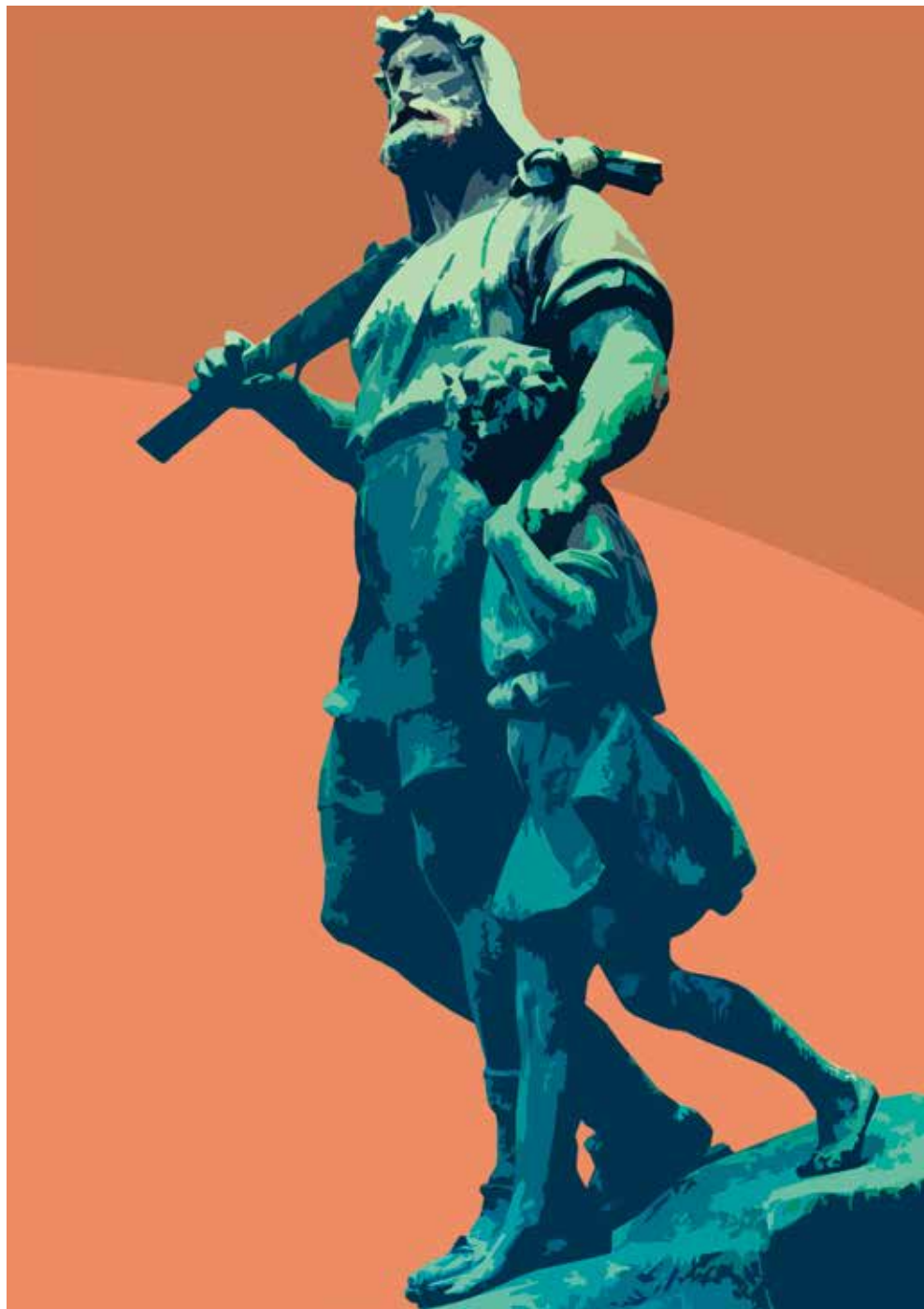
Robin ist kein Heiliger, sondern ein höchst irdischer Kämpfer mit seinen alles andere als frommen Kumpanen.

sellschaft: darunter Wilddiebe, entsprungene Kleriker, brotlos gewordene Handwerker, ehemalige Soldaten, Spieler, Kleinkriminelle mit einem guten Herzen. Manche waren auf die schiefe Bahn geraten, finden aber in Robin und der Gruppe Halt. Und dann natürlich eine Frau. Maid Marian, die irgendwann als romantischer Schwarm Robins auf die Runde trifft – halb Geliebte, halb Krankenschwester. Dazu loyal bis in die Knochen, gerechtigkeitsliebend, zudem adliger Herkunft. Alles in allem eine heile Welt, eine alternative Oase der Redlichkeit, die sich dort im dichten Grün des Sherwood Forest birgt.

Die Legende Robin Hood eroberte die Welt – und erreichte auch die deutsche Klassik, Goethe und Schiller. Karl Moor in den «Räubern» versucht sich als eine Art Robin Hood der Böhmi-schen Wälder zu inszenieren. Und bleibt doch nur ein irrlichternder Egomane. Aber dann ist da noch der Schweizer Robin Hood: Wilhelm Tell.

Nach einer siegreichen Schlacht kehrt Tell zurück. Ein Held, ein Mann des Friedens. Der Empfang ist überwältigend, die kantonale Bevölkerung beginnt sich bereits zu einer grossen Dankes-Wallfahrt zu formieren. Und es hagelt ideologische Felsbrocken. Wie unbefangen und frisch war doch alles beim mittelalterlichen Robin. Und wie verkopft kommt alles im «Tell» daher. Eine simple Bauernhochzeit verwandelt sich in ein republikanisches Hochamt.

Berta: Landleute! Eidgenossen! Nehmt mich auf In euern Bund, die erste Glückliche, Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.



«Der Starke ist am mächtigsten allein»: Rebell Tell mit Sohn Walther.

*In eure tapfre Hand leg ich mein Recht,
Wollt ihr als eure Bürgerin mich schützen?*

Landsleute: *Das wollen wir mit Gut und Blut.*

Berta: *Wohlan!*

*So reich ich diesem Jüngling meine Rechte,
Die freie Schweizerin dem freien Mann!*

Rudenz: *Und frei erklär ich alle meine Knechte.
(Indem die Musik von neuem rasch einfällt, fällt der Vorhang) (5.3)*

Es wirkt fast, als ob Schiller sich selbst karikieren würde. Es gibt wirklich kein Klischee, das nicht bedient würde. Von «Gut und Blut» bis «Kuhreigen» und Gämsenjagd. Eine Schweiz-Idylle wie aus dem Prospekt, in die uns der Dichter versetzt, so, als wäre er selbst intellektuell auf Er-

holungsurlaub an den schönen Vierwaldstättersee gefahren. Resultat: ein treuer Schwyzer Held, ein liebendes Weib, ein braver Älpler, tückische Herren, Rütli-schwur und Apfelschuss inklusive.

Das Paradox: Schiller, der nie einen Berg gesehen hat, stiftet den Schweizer Nationalmythos. Kern der Mythe: der oder das Rütli, eine Wiese am Vierwaldstättersee. Es ist, als hätte die Landschaft auf die Sage gewartet. Jedenfalls handelt es sich um ein eigenartiges Zusammenkommen von Materie und Fiktion, Region und Internationalität: Altnordischer Herkunft ist die Apfelschuss-Geschichte; sie wandert durch Europa, bleibt an den Ufern des Vierwaldstättersees hängen und lässt sich dort heimisch nieder – und verwandelt sich in historische Realität. >>>

Der Historiker Hans Weigl merkt ironisch an: «Ob Wilhelm Tell gelebt hat, weiss man nicht. Aber dass er den Landvogt Kessler umgebracht hat, steht fest.» Fest steht auch, dass es wohl selten einem Autor so nachhaltig gelungen ist (noch dazu einem «Ausländer»), zum Erfinder des Nationalmythos eines Landes zu werden wie Schiller mit dem «Tell».

Auf den zweiten Blick erkennt man freilich, dass Schillers Tell anders ist als alle seiner literarischen Vorgänger. Weder zahmer Repräsentant noch hilfreicher Gemeinschaftsstifter, sondern unbedingter, risikofreudiger Solist – kein Outlaw wie Robin, vielmehr ein entschiedener Einzelkämpfer. Mit allem, was sein politisches Umfeld bewegt, will er erstaunlicherweise nichts zu tun haben, ja er schmettert alle patriotischen Aufschwünge kühl ab:

Stauffacher: Wir könnten viel, wenn wir zusammenstünden.

Tell: Beim Schiffbruch hilft der einzelne sich leichter.

Stauffacher: So kalt verlasst ihr die gemeine Sache?

Tell: Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst.

Stauffacher: Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.

Tell: Der Starke ist am mächtigsten allein. [...]

Doch was ihr tut, lasst mich aus eurem Rat. (1.3)

Also formieren sich die Kräfte des Widerstands unabhängig von der Figur des Protagonisten. Fürst, Melchtal, Stauffacher erörtern Fragen wie: Wie viel ist zumutbar, ist Notwehr legitim? Sie denken an Tyrannenmord. In Koalitionsgesprächen beginnt man eine Ver-

Schiller kreierte keine Nationalfigur. Er zeigt, wie man nationale Ikonen verfertigen kann.

schwörung der Aufrechten vorzubereiten. Es kommt zur Formation eines politischen Kollektivs, Schwurfinger und Bundesgelöbnisse im Minutentakt.

Doch während sich dieser Volkskörper inszeniert, setzt sich in Tell ein ganz anderer Plan fest. Er will das Duell mit dem Tyrannen, mit dem grausamen Landvogt Gessler. Tell ist nur süchtig nach sich und seinen Gefühlen. Warnungen werden weggewischt. Tell sucht die Provokation, halb intentional, halb aus Unbedachtheit. Mit dem Sohn an der Hand geht er gezielt den riskanten Weg.

Gessler-Gruss und Apfelschuss sind zur Folklore-Episode geronnen. Man kennt die Szenen. Kennt man sie wirklich? Hat man den Duellcharakter, das High-Noon-Ritualartige wirklich wahrgenommen? Eine Geschichte zwischen zwei Menschen, zwischen zwei Männern, deren «Fight» zum politischen Symbol gemacht wird. Innere Motivationen spielen die entscheidende Rolle.

Eine Situation der besonderen Art baut sich auf – Machtspiel pur. Viele Umstehende versuchen im Namen der Menschlichkeit zu intervenieren. Gessler aber insistiert:

Gessler: Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuss.

Und er bekommt, was er will: den Schuss. Durch seinen gewagten Schuss knapp am Kopf seines eigenen Sohnes vorbei wird Tell im Bruchteil einer Sekunde zum absoluten Zentrum. Moralisch ist Gessler in diesem Moment ein toter Mann.

Und nach dem Meisterschuss der zweite Schuss. Aus dem Hinterhalt. Tödlich – gegen den, der den ersten wollte: Gessler.

Attacke aus dem Hinterhalt

Schiller war zweifellos fasziniert von der Idee, einen Helden von unten darzustellen, keinen grossen politischen Manipulator, keine Cromwell-Figur, auch keinen Jeanne-d'Arc-Typus, sondern einen, der fast wider Willen in diese Rolle gerät.

Schiller kreierte also keine Nationalfigur, sondern er zeigt, wie der Prozess, nationale Ikonen zu verfertigen, funktionieren kann. Er tut dies auf dem Hintergrund der idyllischen Szenerie von Bergwelt und Schweizertum, doch diese patriarchale Idylle ist nur eine scheinbare, dahinter verbergen sich übertragbare Strukturen der Herrschaft, der Macht und der Mächtigen. Eine verspätete Abrechnung mit den Erfahrungen der Französischen Revolution, der Usurpation, mit der Gewaltfrage. Der Mord an Gessler bleibt vorsätzlicher Mord, geschieht nicht im Affekt, sondern mit nachgeschobener Legitimation. Schillers Trauma der Hinrichtung Ludwigs XVI. scheint noch immer nachzuwirken.

Tell verfährt als Einzelgänger und Einzeltäter. Die Attacke des Jägers erfolgt aus dem Hinterhalt und wirkt dennoch wie der Vollzug einer imaginären «volonté générale»:

Ein erstaunlicher Vorgang. Ein risikofreudiger Einzelgänger verwandelt sich in einen Volkshelden. Ein Spieler wird zur nationalen Leitfigur gemacht.

Auch Schillers Haltung selbst ist ambivalent. In seinem Werk sind Gewalttäter weitgehend negativ konnotiert: Gerade staatlicher Gewalt stand er äusserst kritisch gegenüber. Doch den Blattschuss aus der Deckung verteidigt er öffentlich! Nur wenn man Tell als Hasardeur und Einzeltäter sieht, wird aus dem Stück um den eigenartigen Bundesbruder wider Willen ein Schiller würdiges Kunstwerk. Dennoch, näher an der Grenze zum völkisch angehauchten Kitsch hat Schiller sich nie vorher und nachher bewegt.

Jürgen Wertheimer ist Professor für internationale Literaturen an der Universität Tübingen. Zuletzt von ihm erschienen: «Immanuel Kant. Der Magier der Vernunft in 24 Episoden» (Benevento, 2023).

Nancy Faesers Fake News



«Haltet den Dieb»: SPD-Frau Faesers.

Die Schlagzeile von T-Online ist klar: «Im Jahr 2023 sind die Zahlen rechtsextremer Straftaten deutlich angestiegen. Innenministerin Faesers sieht eine Teilschuld auch bei der AfD.» Nancy Faesers (SPD) war derart begeistert, dass sie den Artikel gleich per X verlinkte und sich selbst zitierte: «Die AfD und ihre Unterstützer schüren immer unverhohlener Rassismus und Menschenverachtung.»

Die Online-Plattform *Epoch Times* hat die Behauptung der Bundesregierung nachrecherchiert. Die angebliche Zunahme rechtsextremer Straftaten basiert nicht auf der Kriminalstatistik (wie der flüchtige Leser vermutet) – sondern auf der Antwort von Faesers Innenministerium auf eine parlamentarische Anfrage der Linksfraktion. Demnach stieg die Zahl «rechtsextremer Straftaten» im letzten Quartal 2023 gegenüber dem Vorjahr von 5113 auf 7170 – also um satte 40 Prozent.

Die Recherchen lassen nur einen Schluss zu: Die Regierung schrieb die Zunahme von antisemitischen Attacken in Deutschland nach den Terrorangriffen der Hamas auf Israel im letzten Oktober einfach den «Rechten» zu – und damit selbstredend der AfD.

Antisemitismus war bekanntlich schon vor 1945 nie eine Exklusivität der Nazis, danach erst recht nicht. Während sich die politische Linke zusehends mit der mehr oder minder offen antisemitischen Causa der Palästinenser identifizierte, solidarisierte sich die Rechte eher mit den liberalen Israeli.

Antisemitismus ist überall anzutreffen, im Zuge des Palästina-Konfliktes aber vornehmlich in linksradikalen und muslimischen Kreisen. Der Versuch der deutschen Regierung, das Problem mit den eigenen Leuten der AfD anzudichten, ist an Zynismus kaum noch zu übertreffen. Dahinter steckt ein klassisches Ablenkungsmanöver, ganz nach dem Motto: «Haltet den Dieb, ruft der Dieb.» *Alex Baur*

Wissenschaft der Unfreiheit

Die Universität Zürich cancelt eine Veranstaltung des Liberalen Instituts. Warum? Weil die linke Zeitschrift *Republik* Druck ausübt. So einfach geht das heute.

Olivier Kessler

Schon vor vielen Monaten hatte die Universität Zürich dem Liberalen Institut und den Studierenden für die Freiheit Zürich Räumlichkeiten für eine Veranstaltung mit Markus Krall zum Thema «Sozialkreditsystem: bald auch bei uns?» zugesagt. Doch dann, rund drei Wochen vor dem Event, bekam die Universität plötzlich kalte Füsse.

Es habe eine Medienanfrage zum Auftritt gegeben. Die Uni sei gefragt worden, weshalb man diesem Redner eine Bühne biete. Anstatt Rückgrat zu zeigen und auf die verfassungsmässig garantierte Meinungsäusserungsfreiheit zu pochen, kam die Universitätsleitung zum Schluss, dass der Event jetzt doch nicht wie geplant durchgeführt werden könne.

Obacht, «radikal»

Sie legte den Veranstaltern zunächst nahe, den Event zu verschieben. Weil sich das Meinungsklima jedoch kaum in ein paar Wochen geändert hätte, wurde dieser Vorschlag verworfen. Doch die Universität liess nicht locker: Sie bestand neu darauf, dass der Event nur bewilligt werden könne, sofern das Liberale Institut für ein horrend teures Sicherheitsdispositiv aufkommen würde.

Insofern entschied sich die mit bescheidenem Budget ausgestattete Denkfabrik, den Event in eine andere Lokalität in Zürich zu verlegen. So konnten die Mittel für die Verbreitung li-

Man muss sich das auf der Zunge zergehen lassen: Ein Journalist will Zensur gegen Andersdenkende.

beraler Ideen eingesetzt werden statt für ein übertriebenes Zwangssicherheitsdispositiv. Die Veranstaltung konnte am gleichen Abend ohne Zwischenfälle durchgeführt werden, was die Forderung der Universität als übertriebene Schikane erscheinen lässt.

Der Verdacht drängt sich auf, dass die angebotene Wahl zwischen Pest (Verschieben) und Cholera (Zwangssicherheitsdispositiv) eine Strategie der Universität war, um die Ver-

anstalter irgendwie rauszuekeln. Durch das Schaffen von unmöglichen Umständen wurde der Event indirekt gecancelt.

Die *Republik* veröffentlichte ein paar Tage danach einen Artikel zum Vorfall mit dem Titel «Universität Zürich lädt radikalen Redner aus», der mit diesen Zeilen beginnt: «Der rechtslibertäre Ökonom und AfD-Sympathisant Markus Krall hätte an der Universität Zürich eine Rede halten sollen. Nach langem Hin und Her kam es nicht so weit.» Darin entlarvt sich das Medium gleich selbst als Hauptakteur, der im Hintergrund die Fäden zog. Es war die *Republik*, welche das Ziel verfolgte, den Event zu canceln.

Dies wird einerseits aus dem Artikel deutlich, in welchem Krall mit allerlei Manipulationsmethoden durch den Dreck gezogen wird, um das fragwürdige Vorgehen der Universität zu legitimieren. Markus Krall sei «radikal», heisst es da etwa. Aus Sicht der *Republik* sind also heute nicht mehr diejenigen «radikal», die mit dem Totalitarismus sympathisieren, sondern die, die wie Krall vor einem Sozialkreditsystem warnen und für eine freie Gesellschaft eintreten.

Markus Krall wird zudem mit der AfD in Verbindung gebracht, obwohl er nicht dort, sondern in der CDU Mitglied war. Da in Deutschland über ein Parteiverbot diskutiert wird, wollte die *Republik* hier wohl suggerieren, dass eine entsprechende Zensur durchaus angebracht sei. Natürlich darf zur Unterstreichung dieses Vorhabens auch der böse Stempel «rechts» nicht fehlen, obwohl Krall eindeutig liberal ist.

Die *Republik* konkludiert: «All das lässt erahnen, warum ein Auftritt Kralls an der Universität Zürich problematisch gewesen wäre.» Das Ziel des Leiters des Ressorts Politik bei der *Republik*, Lukas Häuptli, bestand offensichtlich darin, den (auf seinen Wunsch hin) ge-



Einstehen für Freiheit:
Ökonom Krall.

cancelten Referenten in eine anrühige Ecke zu zerren, um damit das inakzeptable Vorgehen der staatlichen Universität zu legitimieren. Dies wird aus einem Mailverkehr zwischen dem Onlineportal *Muula.ch* mit Bettina Hamilton-Irvine, Co-Chefredaktorin der *Republik*, bestätigt.

Letztere schrieb dabei Folgendes: «Dass Markus Kralls Vortrag an der Universität Zürich abgesagt wurde, war mit der grössten Wahrscheinlichkeit eine Folge unserer Medienanfrage. Unser Redaktor Lukas Häuptli hatte der Medienstelle der Uni Zürich bereits am 18. 3. eine erste Anfrage in dieser Sache

geschickt. Darin stellte er unter anderem folgende Frage: Inwiefern waren bzw. sind Äusserungen von Markus Krall in der Vergangenheit Gegenstand von Überlegungen der Universität Zürich, ihm bzw. dem Liberalen Institut Gastrecht für diesen Vortrag zu gewähren?»

Man muss sich das einmal auf der Zunge zergehen lassen: Ein Journalist will Zensur gegen Andersdenkende ausüben. Er macht bei der Universität Druck und erreicht sein Ziel. Anschliessend schiebt er einen Rechtfertigungsartikel hinterher, um das problematische Agieren der Universität reinzuwaschen.

Meinungsäusserungsfreiheit?

Dieser Vorfall wirft Fragen auf: Was sagt er über das Demokratieverständnis der *Republik* aus? Wieso bleiben die Nachfragen dieser Zeitung etwa bei den zahlreichen Veranstaltungen kommunistischer Studentengruppen an der Universität aus? Inwiefern ist Art. 16 der Bundesverfassung (Meinungs- und Informationsfreiheit) tangiert, wenn eine durch Steuerzahler finanzierte Institution selektiv bestimmte Ansichten direkt oder indirekt ausschliesst?

Olivier Kessler ist Direktor des Liberalen Instituts.

Die disruptive Kraft der Mullahs

Der Iran weitet seinen Einfluss nicht nur im Nahen Osten aus, sondern weltweit – auch in Europa.

Pierre Heumann

Tel Aviv

Ein Hamburger Tourismusportal preist die «Blaue Moschee» in den höchsten Tönen. Das schiitische Gotteshaus an der Aussenalster, erbaut in den sechziger Jahren, sei mit seinen prächtigen Minaretten und der himmelblauen Kuppel «ein kleines Stück Orient im Herzen Hamburgs».

Die «traumhafte Moschee» ist jedoch nicht nur ein denkmalgeschütztes Juwel, sondern auch Teil des globalen iranischen Machtnetzes in Europa, das seit der islamischen Revolution von 1979 als Plattform für den «Export» des schiitischen Islam dient – mit Duldung der deutschen Behörden.

Israel muss «entfernt» werden

Bereits 1993 bezeichnete das Landesamt für Verfassungsschutz das Islamische Zentrum Hamburg (IZH) als «strategischen Aussenposten des iranischen Regimes» mit dem Auftrag, die islamische Revolution in den Westen zu exportieren. Doch die Behörden griffen jahrelang nicht ein. Erst im November eröffnete das Bundesministerium des Innern und für Heimat (BMI) ein «vereinsrechtliches Ermittlungsverfahren» gegen das IZH: Es stehe im Verdacht, «sich gegen die verfassungsmässige Ordnung und gegen den Gedanken der Völkerverständigung zu richten».

Das ist sehr zurückhaltend formuliert. Denn die Islamische Republik macht aus ihren martialischen Absichten kein Geheimnis. Sie be-

Als der Jemen im Bürgerkrieg versank, stockte Teheran die Militärhilfe für die Huthi-Rebellen drastisch auf.

zeichnet die Vereinigten Staaten als ihren primären, ewigen Feind, als den «grossen Satan». Die amerikanische Flagge wird seit der islamischen Revolution von 1979 von rasenden Menschenmengen mit Füßen getreten. Auch gegenüber Israel hat die Islamische Republik finstere Absichten. Auf dem Teheraner Palästina-Platz steht



Finstere Absichten: Milad-Turm in Teheran.

eine Uhr, auf deren Anzeigetafel über die Zahl der Tage bis zum Ende Israels informiert wird. Im Jahr 2040 werde es so weit sein, hatte Ajatollah Ali Chamenei 2015 prognostiziert. Drei Jahre später bekräftigte er seine Vorhersage. Israel müsse «entfernt und ausgerottet werden: Es ist möglich und wird geschehen.»

Trotzdem werden iranische Ideologiefilialen in Europa sanft angefasst. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in London: Das Islamic Centre of England pflegt enge Verbindungen zur iranischen Regierung. Oder etwa in Frankreich: Dort gehören die rund 200 000 Schiiten zehn Vereinigungen und Kulturzentren an, die im Auftrag des Iran religiöse Aktivitäten auf der Grundlage des Schiismus durchführen.

In den letzten Jahren habe der Iran immer wieder seine Fähigkeit zur Zerstörung unter

Beweis gestellt, sagt Ben Soodavar vom Department of War Studies am King's College London. Bis vor kurzem setzte das Regime ausschliesslich auf Stellvertreter, die von Teheran ausgerüstet und finanziert werden. Doch in der Nacht zum 14. April ging der Iran erstmals zu direkten und gezielten Angriffen auf Israel über und zeigte damit eine Erhöhung seiner Risikobereitschaft. Es sei darum gegangen, «ein neues Gleichgewicht zu Israel zu schaffen», lässt sich ein ranghoher iranischer General zitieren.

Systematisch und aggressiv nutze Teheran vor allem im Mittleren Osten jedes Machtvakuum zur Ausdehnung seiner Interessensphäre aus, sagt Iran-Experte Raz Zimmt vom Institute for National Security Studies der Universität Tel Aviv, indem Teheran Stellvertreter einsetze, die von den Mullahs finanziert und ausgerüstet werden. So retteten die Mullahs während des syrischen Bürgerkriegs Assads Regime vor dem Untergang – und weiteten ihren Einfluss auf Syrien aus, indem sie vor Ort auf schiitische Milizen setzten. Im Libanon gehört die Hisbollah zu den wichtigsten Stellvertretern der Mullahs im Orient, die sie für den Kampf gegen Israel einsetzen. Sie ver-

fügt über ein Arsenal von 120 000 bis 200 000 ballistischen Raketen, die weite Teile Israels erreichen können, auch Tel Aviv. Seit dem 7. Oktober hat die Hisbollah mehr als 3100 Raketen, Flugkörper und Drohnen auf Israel abgefeuert. Mehrere zehntausend Bewohner mussten entlang der Grenze, die zur Gefahrenzone erklärt wurde, evakuiert werden.

Der Iran setzt zusätzlich zur Hisbollah auch die Hamas und den Palästinensischen Islamischen Dschihad im Gazastreifen als Verbündete ein, die am 7. Oktober 3000 Israeli angriffen. Für Teheran sind die Islamisten eine lohnende Investition: Nicht nur weil sie Israel den Krieg erklärten, sondern auch weil sie seit den 1990er Jahren den israelisch-palästinensischen Friedensprozess mit Terroranschlägen verhindert haben.

Im Jemen hat der Iran ebenfalls seine Stellvertreter. Als das Land im Bürgerkrieg versank, stockte Teheran die Militärhilfe für die Huthi-Rebellen drastisch auf. Seit dem 7. Oktober haben die Huthi wiederholt Raketen gegen Israel abgefeuert. Mit ihren Attacken gefährden sie auch die Schifffahrt auf dem Roten Meer und damit die Lieferketten Europas. Teheran wolle den Westen in einen langwierigen Nahostkonflikt hineinziehen, um regionale Zwietracht zu säen und seine Hegemonialpläne voranzutreiben, sagt Zimmt.

Weltweit dehnt die Islamische Republik ihre Einflussosphäre aus. In Lateinamerika unterhält sie eine «Achse des Widerstands gegen die USA». Es gebe «eindeutige Anzeichen» dafür, dass die Terrornetzwerke, die der Iran in den 1980er und 1990er Jahren in mehreren südamerikanischen Ländern aufgebaut hat, weiterhin bestünden, sagte in einem Zeitungsinterview vor seiner Ermordung 2015 der argentinische Staatsanwalt Alberto Nisman, der den Bombenanschlag von 1994 auf das jüdische Gemeinschaftszentrum Amia (Asociación Mutual Israelita Argentina) und die israelische Botschaft in Buenos Aires untersuchte. Erst kürzlich, mehr als drei Jahrzehnte nach den tödlichen Anschlägen, hat ein argentinisches Gericht dem Iran die Schuld ge-

geben und ihn zum «terroristischen Staat» erklärt, weil er einen Stellvertreter beauftragt habe, den Anschlag auf das jüdische Zentrum auszuführen, bei dem es 85 Tote und 300 Verletzte gab.

Aktiv ist die Islamische Republik auch in Afrika. Sie verfolgt ökonomische, ideologisch-religiöse und militärische Ziele, indem sie in Vakua eindringt und bei Chaos-Situationen aktiv wird. So hat der Iran seit 2020 eine Putsch-

In Lateinamerika unterhält die Islamische Republik eine «Achse des Widerstands gegen die USA».

kaskade in sechs ehemaligen französischen Kolonien in der Sahelzone und Westafrika – Burkina Faso, Tschad, Gabun, Guinea, Mali und Niger – genutzt, um in Afrika verstärkt Fuss zu fassen. Teheran hofft dort zudem auf neue Märkte für seine Rüstungsindustrie.

Nahost, Europa, Afrika, Lateinamerika: Die Islamische Republik dehnt ihren destabilisierenden Einfluss nicht nur geografisch aus. Seit Jahren arbeiten iranische Ingenieure an der Atombombe. Derzeit sind sie in der Lage, Uran bis auf 60 Prozent anzureichern.

Das konnten auch umfangreiche Sanktionen nicht verhindern. Teheran fand in China und in Russland neue Handelspartner. «Das sollte uns daran erinnern, dass der Iran kein Staat ist, der seine regionalen Ambitionen einfach aufgibt», sagt Ben Soodavar vom King's College London.

Einsatzfähige A-Bombe in zwei Jahren

Sollte es Ali Chamenei anordnen, könnten die Atomstrategen innert zweier Wochen bei der Urananreicherung die 90-Prozent-Marke erreichen, meint Iran-Forscher Zimmt. Der Einsatz der A-Bombe setze aber einen Kopf voraus, der auf eine Langstreckenrakete montiert werden kann. Bis in zwei Jahren, so Zimmt, könnten die Mullahs über eine einsatzfähige Nuklearbombe verfügen. Noch sei der Entscheid allerdings nicht gefallen. Um weder die USA noch Israel zu provozieren, scheue Teheran derzeit das *breakout*-Risiko, also den Moment anzu steuern, an dem der Iran die Schwelle zum Bau einer Atombombe überschreitet. Je stärker sich der Iran aber bedroht fühle, desto eher werde er versuchen, diesen Punkt zu erreichen, um damit das Abschreckungspotenzial zu vergrössern. Dann wird Teheran in der Lage sein, seinen Vorstellungen über die regionale und globale Ordnung Nachdruck zu verleihen.



Bindella
la vita è bella

**Eleganter Cabernet-Blend.
Vom Küstenstreifen der Maremma.
Kraft und Fülle perfekt ausbalanciert.
Grosses Alterungspotenzial.**

Jetzt bestellen!
bindella.ch





CORONA AUFARBEITUNG JETZT!

UNSERE DREI BITTEN AN SIE:

Jetzt Initiative unterschreiben:

Gratis Unterschriftenbogen bestellen unter
www.aufarbeitungsinitiative.ch



Sponsern Sie den Versand von Unterschriften-Bögen in Gemeinden, ab wenigen Franken möglich:

www.aufarbeitungsinitiative.ch/kampagne



Tätigen Sie eine Spende:

IBAN: CH12 0900 0000 1600 7379 2
Verein Aufarbeitung Corona Zeit, 3000 Bern



HERZLICHEN DANK!

Die Aufarbeitungsinitiative wird massgeblich unterstützt von den Freunden der Verfassung.

AUFARBEITUNGSINITIATIVE.CH

Leser, seid empört!

Wenn die Realität keine Entrüstung hergibt, konstruiert der Journalist sie halt.



Die Kleidung der Athletinnen ist sexistisch», lautete neulich eine Schlagzeile bei der NZZ, und «diskriminierend» auch. Der Name des Autors ist weniger von Bedeutung, er tut nur, was viele Journalisten tun, er betrachtet alles durch die Sexismus-Brille.

Der Sportartikelhersteller Nike hat die Kleidung vorgestellt, die das Team der USA an den Olympischen Sommerspielen tragen wird. Ein Bild, das eine weibliche Schaufensterpuppe in einem hochgeschnittenen Bodysuit zeigt, hat weltweit Gemüter erregt. Während die männliche Puppe längere Shorts und ein Tanktop trägt, wurde der Bodysuit von einigen Athletinnen als zu freizügig und unpraktisch kritisiert. Sämtliche Medien haben selektiv genau

Kann es sein, dass sein Hauptanliegen darin besteht, Sympathiepunkte bei den Ladys zu sammeln?

dieses Bild zwecks Verstärkung der Kontroverse abgebildet. Und ja, wenn die Sportlerinnen keine Wahl hätten und gezwungen wären, sich in supersexy Outfits zu zwingen, fände ich das auch problematisch. Nur ist es halt ganz anders.

Die von Nike gesponserte Stabhochspringerin Katie Moon hat auf Instagram geschrieben, dass der gezeigte Anzug «besorgniserregend» sei, aber die Athletinnen viele Optionen hätten. «Wir haben wie die Männer die Wahl, wenn wir sie wollen.» Hätte man sie nicht, wäre es sexistisch. Wenn man bei den Outfits, für die sich Frauen entscheiden, etwas

von «sexistisch» sage, werde man letztlich die Entscheidung der Frauen angreifen, sie zu tragen. Oha. Mit freundlichen Grüßen an den Frauenverstehrer bei der NZZ!

Nicht dass es für die meckernden Journalisten eine Rolle spielt, aber laut Nike sind die Outfits in Zusammenarbeit mit den Athleten entstanden. Via Reuters erklärt das Unternehmen, dass den Damen alternative Teile zur Verfügung stehen, auch solche mit Shorts. Fast fünfzig Bekleidungsstücke haben die Sportler zur Auswahl. Fünfzig! *Oh the irony*, dass man gerade auf Nike losgeht, obwohl sie dort alles tun, damit sich Frauen beim Sport wohlfühlen, und sogar Hidschab-Outfits anbieten.

Dass sie frei entscheiden können, erwähnt unser schreibender Feminist zwar, betrachtet das aber als «schwache Ausreden», er teilt uns auch nicht mit, dass das kritisierte Stück nur eines von fünfzig ist. Stattdessen echauffiert er sich über «Sexismus im Sport». Wenn die Athletinnen eine Auswahl haben, worüber beschwert er sich dann? Ist es ein Problem, wenn sie sich pro freizügige Outfits entscheiden können, wenn sie das wollen? Und Achtung, lieber Frauenretter, viele wollen das sogar! Sind sie jetzt bei der NZZ zu ultimativen Puritanern geworden? Wenn ein empörter zwanzigjähriger Aktivist auf X seine unreflektierte Meinung in die Tasten haut, na ja, dann weiss er es halt nicht besser. Aber diese Zeitung hat ihre Chance auf einen objektiven Kommentar damit klar verpasst.

Ich möchte dem Herrn ja nichts Böses unterstellen, aber kann es sein, dass sein Hauptanliegen darin besteht, einfache Sympathiepunkte bei den Ladys zu sammeln und sich

solidarisch zu zeigen, statt in einer vorurteilslosen Betrachtung? Dass er in den Kommentaren nicht den erwarteten Applaus erhält, dürfte ihm schwer zu schaffen machen. Von einigen hat er ihn möglicherweise erhalten, aber die Kritik überwiegt in aller Deutlichkeit, darunter auch von einer ehemaligen Leichtathletin, die darauf hinweist, dass er den Frauen die Entscheidung überlassen sollte. Viele seien ja auch freiwillig in freizügigen Outfits im Gym oder am Strand unterwegs.

Man könnte jetzt sagen, ein Schreiberling, eine Meinung, keine Bedeutung, und darüber lachen. Aber die meisten Menschen lesen heutzutage nur die Schlagzeile, werfen einen flüchtigen Blick auf das Foto und bilden sich so ihre Meinung: «Das ist schon freizügig!» Summieren sich solche Artikel, in denen der Eindruck erweckt wird, dass Frauen in einer sexistischen Welt leben, die gegen sie ist, bleibt natürlich etwas haften. Am Ende tragen Journalisten – und das gilt für alle Seiten – so zur Eskalation bei, statt zu deeskalieren. Aus persönlichen Motiven konstruieren sie Probleme, wo keine sind, und stiften damit ihre Leser zu Empörung an.

An alle Helden in glänzenden Rüstungen, die Frauen so gerne öffentlichkeitswirksam verteidigen: Wenn selbst die Wahl zu haben, Sexismus und Diskriminierung sein soll, tut ihr uns damit keinen Gefallen. Dann ist alles Sexismus – und eben nichts.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Spielball der Justiz

Nr. 16 – «Aktivisten am Tribunal» –
Rafael Lutz über das Klima-Urteil aus Strassburg

Bisher dachte ich, dass ein Richter beide Seiten anhören muss. Die Strassburger Richter kennen die andere Seite offenbar gar nicht. Es gibt inzwischen Hunderte, wenn nicht Tausende von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, welche den Klimawandel, wie er verkündet wird, in Frage stellen. Es sind berühmte Namen dabei, aber sie werden von den Medien totgeschwiegen. Wer so einseitig ein Urteil fällt, muss damit rechnen, dass die Achtung vor den Richtern und dem Rechtswesen verlorenght. *Helen Wider, Wettingen*

Die heutigen Klimawissenschaften, wie sie von den Medien und dem Volk wahrgenommen werden, haben sich weit von den exakten Wissenschaften entfernt. Sie sind mit CO₂-Simulationsprogrammen zum Spielball der Politik und jetzt sogar der europäischen Justiz geworden. Nicht die gesicherten Erkenntnisse der Klima- und Sonnenphysik waren in der Urteilsfindung massgebend, sondern politische und wirtschaftliche Interessen aufgrund von von Computerspielzeugen angetriebenen CO₂-Modellen. Aus der rot-grünen Erziehungsanstalt namens Schweiz bewegten sich die angeblich geschädigten Klimafrauchen nach Strassburg, um ihre CO₂-Dreckkeule gegen ihre Miteidgenossen zu werfen. Wenn Sie diese Frauen dann fragen sollten, was die exakte Bedeutung von «Klima» ist, weiss das möglicherweise keine einzige Klägerin. Nur das kann ich mit Sicherheit sagen: Greenpeace wird nie mehr Geld von mir bekommen. *Werner K. Rüedi, Saint-Laurent-de-la-Salanque (F)*

Ich bin eine Menschenrechtsseniorin! Und ich frage mich, ob die Menschenrechte nicht auch für junge Frauen und Männer und sogar für «alte weisse Männer» gelten. Vor kurzem war ich in Irland und wollte ein paar Tage in einem schönen Bed and Breakfast verbringen. Leider befand sich in der Nähe ein Windrad; schlafen war unmöglich, und nach einer Nacht bin ich fluchtartig weitergereist. Ist Schlafen möglicherweise auch ein Menschenrecht?

Maria Hufenus, St. Gallen

Schulfach «Dialog»

Nr. 15 – «Redet mit allen, immer und überall»
Philipp Gut über die neuen Sprech- und Kontaktverbote

Sogar in den alten vedischen Schriften steht geschrieben, dass man miteinander sprechen soll. Da gibt es sogar Anweisungen, wie man es tun soll (Jai Guru Dev):

*Let us be together,
Let us eat together,
Let us be vital together,
Let us be radiating truth, radiating the light of life.
Never shall we denounce anyone,
never entertain negativity.*

Meiner Meinung nach sollte man schon in der Primarschule ein Fach «Dialog» einführen.

Otto Odermatt, Seelisberg

Gedemütigte Nation

«Weltwoche daily»-Spezial
Roger Köppel im Gespräch mit Björn Höcke

Alles für Deutschland tun zu wollen, soll eine Straftat sein? Dieses Bestreben wäre die eigentliche Aufgabe der deutschen Bundesregierung. Aber «im besten Deutschland, das wir je hatten» regiert eine an Autismus grenzende grüne

Ideologie mit professioneller Inkompetenz über eine gedemütigte Nation, welcher der eigene Untergang als alternativlos verkauft wird. Ihre Slogans lauten «Alles für die Ukraine», «Alles für Israel», «Alles für kulturfremde Glücksritter», «Alles für den Klimawahn». Das ist die neue Staatsräson, und dafür gibt's medialen Applaus. Aber erst «wenn die Deutschen zusammenhalten, so schlagen sie den Teufel aus der Hölle»! Das wusste schon Bismarck. Genau darum soll dieser Zusammenhalt mit aller Macht und sogar juristisch verhindert werden. *Eva Maria Griese, Salzburg (A)*

Und Schopenhauer?

Nr. 14 – «Kant und die Folgen»
Peter J. Brenner über den grossen Philosophen

Erstaunt hat mich, dass neben Herder, Hamann, Fichte, Schelling und Hegel ein weiterer «Vollender Kants» mit keinem Wort erwähnt wird: Arthur Schopenhauer. In dessen Hauptwerk «Die Welt als Wille und Vorstellung» findet sich im Anhang seine «Kritik der Kantischen Philosophie». Dort bekennt Schopenhauer, er habe das Beste seiner eigenen Entwicklung «nächst dem Eindrucke der anschaulichen Welt, sowohl dem Werke Kants, als dem der heiligen Schriften der Hindu und dem Platon zu verdanken». In der Schrift «Über die Universitäts-Philosophie» steht, die kantsche Philosophie, die Schopenhauer auch an anderen Stellen immer wieder erwähnt, sei «die wichtigste Lehre, welche seit 2000 Jahren aufgestellt worden» sei. Ob Universitätsprofessoren Schopenhauer wegen dessen Invektive [Schmähschrift] ignorieren? *Ernst Ziegler, St. Gallen*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Daniel Dennett (1942–2024)
 Adrian Lehmann (1989–2024)



Radikaler Materialist: Philosoph Dennett.

Für viele Philosophen ist die Welt rätselhaft, schwer zu entschlüsseln und geheimnisvoll. Deshalb entwickeln sie komplizierte Theorien, hoch spekulativ und mitunter kaum verständlich. Anders Daniel Dennett. Für den amerikanischen Star-Philosophen war nichts geheimnisvoll, nicht die Welt, nicht der Mensch, nicht das menschliche Bewusstsein. Was wir, je nach Blickwinkel, Geist oder Seele nennen, unsere Gefühle, Gedanken und Empfindungen waren für ihn das Produkt neurologischer Prozesse. Und die kann man sehr gut verstehen.

Man könnte meinen, Dennett habe so Banalitäten formuliert, die in einer aufgeklärten Gesellschaft selbstverständlich sein sollten: Alles geht mit rechten Dingen zu, alles ist naturwissenschaftlich erklärbar, es gibt nichts Übernatürliches. Doch der Aberglaube blüht nach wie vor, auch unter Wissenschaftlern und Philosophen – nur, dass diese ihn vornehmer und gebildeter artikulieren. Viele Philosophen etwa lehnen die Vorstellung ab, dass unser inneres Erleben, unser Bewusstsein das Produkt neuronaler Prozesse ist. Das ist ihnen zu einfach. Sie hätten es gern komplizierter. Auch deshalb, weil ihnen sonst ganze Forschungsfelder abhandenkommen.

Daniel Dennett hingegen war ein grosser Entzauberer. Die grossen Rätsel der Philosophie waren für ihn keine grossen Rätsel, sondern einfach das Produkt von Denkfehlern und mit Hilfe der Naturwissenschaften zu lösen.

Unser Bewusstsein etwa, so Dennett, sei eine Art Benutzeroberfläche des Gehirns für sich selbst. Im Grunde gebe es unsere Empfindungen und Gefühle gar nicht. Es gebe keine Angst, keine Rotempfindung und kein Gefühl von Kälte. Es gebe nur neuronale Reize und Verschaltungen, die das hochkomplexe System Gehirn sich selbst als Empfindungen präsentiere, um sie effektiver verarbeiten zu können. Und auch unser Ich sei eine Illusion. Unser Gehirn sei, wie der Mensch als Ganzes, das Produkt biologischer Evolution.

Doch Dennett war nicht nur ein radikaler Materialist, sondern auch ein überzeugter Atheist. Der Glaube an Götter war für ihn eine im Laufe der kulturellen Evolution zeitweise sinnvolle Illusion. Zugleich war der Philosoph jedoch auch ein grosser Humanist, der darauf verwies, wie dankbar wir sein müssen. Nicht gegenüber einem Gott, aber gegenüber den unzähligen Wissenschaftlern, Forschern, Musikern, Künstlern und Literaten, die im Laufe der Menschheitsgeschichte dazu beigetragen hätten, dass unser Leben besser, sicherer, schöner und erfüllter sei. Daraus erwachse die Verantwortung, der Menschheit ebenfalls etwas zu geben.

Dennett ist das ohne Zweifel gelungen. Am vergangenen Freitag ist er, der Denker mit dem markanten Rauschbart, Bestsellerautor und seit 1971 Professor für Philosophie an der Tufts University (Massachusetts), im Alter von 82 Jahren verstorben. *Alexander Grau*

Der Langenthaler Adrian Lehmann war ein Läufer aus Leidenschaft. Und er hatte ein grosses Ziel. Auf seiner Homepage steht: «Tief in mir ist der Traum von der Teilnahme an Olympischen Spielen verwurzelt. Die nächste Austragung findet 2024 in Paris statt. Um dann an der Startlinie zu stehen, werde ich weiterhin als Vollprofi trainieren.» 2016 und 2021 war er gescheitert: weil im entscheidenden Moment der Winter zurückkehrte – oder weil auch sein Bestes (noch) nicht gut genug war.

Aber Lehmann war ein Kämpfer. Und er arbeitete sukzessive dem grossen Ziel entgegen. Vor Jahresfrist gewann er am Zürich-Marathon den Schweizer-Meister-Titel über die klassischste aller Distanzen und setzte mit einer persönlichen Bestzeit von 2:11:44 ein starkes Zeichen.

Der Einzelsportler war auch ein Teamplayer. An der Heim-EM 2014 lief er mit Viktor Röthlin in dessen letztem Marathon zu Team-Bronze. Zwei Jahre später gelang ihm in Amsterdam der grosse Coup. Über die Halbmarathondistanz gewann Lehmann mit der Mannschaft den Europameistertitel. Damals sagte er: «Zuoberst auf dem Podest zu stehen und die Nationalhymne zu hören, war ein unvergessliches Erlebnis und Motivation für weitere Höhenflüge.»

Es war jener Antrieb, der Lehmann noch härter trainieren liess. Seine minutiös geführte Statistik: 82 421 Kilometer: «Ich befinde mich auf der dritten Erdumrundung», pflegte er mit einem Augenzwinkern zu sagen. Doch vergangene Woche kam das jähe Ende. Im Training zum Zürich-Marathon erlitt Lehmann einen Herzinfarkt. Der Schweizer Sport verliert einen seiner talentiertesten Läufer – und einen lebenswürdigen Menschen. Adrian Lehmann lief nicht gegen die anderen Sportler – er lief mit ihnen. Er wurde nur 34 Jahre alt.

Thomas Renggli



Teamplayer: Adrian Lehmann.

Konsumieren wie Jeff Bezos

Berichte zu Einkommensnotlagen überdecken, wie gewaltig das Wohlstandsniveau gestiegen ist.



Immer mehr Leute kommen mit ihrem Budget nicht mehr richtig durchs Leben – so tönen jetzt im Umfeld von Abstimmungen viele Zeitungsberichte, Klagen über krasse Einkommensunterschiede, Reportagen über Schweizer Familien an der Armutsgrenze.

Alarmlmeldungen zur sozialen Lage werden meist kombiniert mit der Botschaft, die Leute müssten in der Not ihren Konsum auf ein katastrophales Niveau reduzieren, und letztlich seien die Marktkräfte schuld daran.

Stimmt das? Bei solchen Darstellungen wird meistens völlig ausgeblendet, welche enorme Konsummöglichkeiten die wirtschaftliche Entwicklung den Menschen in den vergangenen Jahrzehnten gebracht hat. Reichen wie armen Schichten praktisch gleichermassen, einfach nicht ganz gleichzeitig.

Haushalte unterer Einkommensschichten können sich heute, real gesehen, einen Konsum leisten, von dem die Reichen in den sechziger und siebziger Jahren nur träumen konnten. Der schwedische Autor und Philosoph Johan Norberg, Senior Fellow am amerikanischen Cato-Institut, hat diese Zusammenhänge kürzlich in einer Publikation des Liberalen Instituts unter dem Titel «Der Jeff-Bezos-Test» veranschaulicht.

Die Konzentration auf die Einkommensungleichheit in Franken und Rappen, so Norberg, blendet oft das aus, was viel wichtiger sei: was man mit diesem Geld kaufen könne. Der Amazon-Gründer und -Eigentümer Jeff Bezos möge zehn Millionen Mal reicher sein als normale Bürger – aber die Frage stelle sich, ob er damit auch zehn Millionen Mal besser dran sei.

Norberg nennt als Annehmlichkeit eines Milliardärs etwa den Privatjet – aber man müsse sehen: In den vergangenen fünfzig Jahren seien Flugreisen allgemein erschwinglich geworden, gewaltig sei die Differenz also nicht. Auch mit Blick auf Smartphone, Computer, Internet, Unterhaltung und Wissen, bei Essen, Kleidern, Wohnen wie auch bezüglich Gesundheit und Lebenserwartung seien die Möglichkeiten des Milliardärs nicht so viel anders als das Konsumniveau des breiten Publikums.

Superreiche Leute, die technisch revolutionäre Leistungen zunächst zu Superpreisen kauften, so Norberg, trügen da zu Nachfragesteigerung und folglich Preissenkungen bei, bis irgendwann alle sich diese Produkte leisten könnten.

Resultat dieser Entwicklungen sei, dass ein Franken des Bruttoinlandsprodukts (BIP) heute oft eben viel mehr an realem Gegenwert für die Nutzer biete als vor zwanzig Jahren, das entspreche einer versteckten Zunahme des Konsumentennutzens.

Beispiel: Für jährlich achtzig Milliarden Fotos à fünfzig Rappen habe man früher vierzig Milliarden gezahlt. Die zwei Billionen Fotos von Smartphones von heute dagegen machten kaum mehr etwas aus in der Rechnung. Und früher habe man für Landkarten, Lexika, Bücher grosse Summen bezahlt, heute biete die digitale Verfügbarkeit den Konsumenten zu Minimalkosten enormen Nutzen. Allen.

Es gibt für Norberg einfache Testfragen, um dem Konsumentennutzen auf die Spur zu kommen, so die Frage, wer heute tauschen möchte mit dem Leben in den siebziger Jahren. Stille.

Nachhaltigkeit gegen Rendite

Publica, die Pensionskasse des Bundes, betont im neuen Geschäftsbericht 2023 die Bedeutung nachhaltigen Anlegens nach ESG. Beim Lesen zeigen sich jedoch Konflikte zwischen dem ESG-Ansatz und der treuhänderischen Pflicht, das Geld für die Versicherten möglichst gut, also mit hohen Renditen anzulegen.

ESG ist die Abkürzung für Environment (Umwelt), Social (Gesellschaft) und Governance (Unternehmensführung), somit die Erfolgsmessung nach ökologischen, sozialen und wirtschaftlichen Kriterien. Konflikte verdeutlichen etwa die folgenden zwei Sätze:

a) «Es sollen bei den Anlageentscheidungen auch ökologische, ethische und soziale Aspekte mit einbezogen werden, wenn sie das Erreichen der Vorsorgeziele nicht beeinträchtigen.»

b) «Die Ausübung des Stimmrechts [bei Firmen, wo Publica Aktionärin ist; Anm. d. R.] orientiert sich an den langfristigen Interessen der Versicherten. Dabei wird darauf geachtet, dass der Unternehmenswert der betreffenden Gesellschaft maximiert wird, und zwar langfristig.»

Satz a) lässt vermuten, dass ESG etwas kostet, dass man das aber in Kauf nimmt, solange gewisse Renditeziele erreicht werden. Satz b) heisst dagegen, Publica wolle den Ertrag für die Versicherten maximieren. Was stimmt jetzt?

Publicas Argument: Man orientiere sich an der Brundtland-Definition von Nachhaltigkeit, damit könne langfristig die Rendite im Verhältnis zum Risiko verbessert werden. Anders gesagt: Wenn Publica-Experten mehr wissen als die Märkte, dann geht es.

AMERIKA

Gavin McInnes



«Seid ihr den ganzen Weg aus der Schweiz hergekommen, um eine Story zu machen mit dem Titel: Vom Hipster zu Hitler?», fragte uns der Gründer der Proud Boys, der mit dem Punk- und Lifestyle-Magazin *Vice* reich geworden ist. Eine Geschichte über Medien, Drogen, Schusswaffen und ein Land, das an einem Kulturkampf zerbricht.

Daniel Ryser und Tomo Muscionico

«Wenn Trump verliert, werde ich vor laufender Kamera eine Maus fressen»: Gavin McInnes.

Werden Sie bereit sein, Mr. McInnes?

Was, wenn Donald Trump erneut Präsident wird?
Rutscht das gesplante Land ab in die Gewalt?
Hausbesuch beim Gründer des Lifestyle-Magazins *Vice* –
und der rechtsextremen Miliz Proud Boys.

Daniel Ryser und Tomo Muscionico (Bilder)

*Die wahren Befreier der amerikanischen Frauen
waren nicht die feministischen Lärmhämmer,
sondern das Auto, der Supermarkt,
das Einkaufszentrum, der Geschirrspüler,
der Wäschetrockner, die Gefriertruhe.*

Pat Buchanan

Es wurde mir nie verrückt genug.
Hunter S. Thompson

Die überlegene westliche Kultur, die uns vor dem Niedergang der heterosexuellen Männer und deren Hausfrauen retten wird, trug ein T-Shirt mit der Aufschrift «Ich furze beim ersten Date». Fairerweise muss man sagen, Gavin McInnes, der Gründer der rechtsextremen Miliz Proud Boys mit über 40 000 Mitgliedern, trug an diesem Tag noch ganz viele andere Dinge. Ständig zog er sich um, zog sich aus, posierte in Unterwäsche, im Anzug und oben ohne – das zwölfstündige Treffen in New Rochelle an der Grenze zur New Yorker Bronx war in erster Linie ein Fotoshooting. Und ein Besäufnis. Denn in der Tat, liebe Leserinnen und Leser, nüchtern war das alles irgendwann schwer auszuhalten. Und wir waren schliesslich Profis.

«Ich bestelle die Leute immer hierher», sagte McInnes, nachdem er auf einem Triumph-Motorrad vor der Polizeistation vorgefahren war. «Die Antifa klebt mir am Arsch. So verhindere ich einen Hinterhalt.»

Wir überquerten die Strasse, und schon standen wir im Studio seines eigenen Internet-Kanals Censored.TV, wo pro Woche insgesamt acht Sendungen produziert werden. Herzstück des Kanals sind die «Gavin McInnes Show» und «Get Off My Lawn», die McInnes als Comedy-Show verstanden haben will. Wir würden heute mehreren Live-Sendungen beiwohnen.

Gavin McInnes, 53 Jahre alt, war in den Neunzigern berühmt geworden, als er 1994 mit zwei Kollegen das Punkrock- und Lifestyle-Magazin *Vice* gründete, wo man sich einer Abart des Gonzo-Journalismus verschrieben hatte, dem hedonistischen Erbe des subjektiven Drogenjournalismus von Hunter S. Thompson, der

Anfang der Siebziger zum Schluss gekommen war, dass man als Journalist der Brutalität der Nixon-Jahre nur mit grossen Mengen an chemischen Substanzen, hochprozentigem Wild-Turkey-Whiskey und gnadenloser Subjektivität bekommen konnte. McInnes war es bei *Vice* wichtig, «Style-Führer» zu präsentieren, wie man sich als Mann zu kleiden hatte. Männer sollten beispielsweise wieder Bart und Hosenträger und Anzüge tragen und rumlaufen wie 1950, und deswegen wird McInnes nebenbei auch als Urvater der Hipster-Bewegung betrachtet. Er ist quasi verantwortlich dafür, dass wir heute auch in Zü-

*Bart, Hosenträger und Anzüge:
McInnes wird auch als Urvater der
Hipster-Bewegung betrachtet.*

rich von komplett überbewerteten Barber-Shops terrorisiert werden. 2008 trennten sich die Wege von *Vice* und McInnes, und der gebürtige Schotte war finanziell ein gemachter Mann.

Schon als wir uns für das Interview installierten, zog McInnes sein T-Shirt aus, posierte für den Fotografen vor einer amerikanischen Flagge und erklärte, warum er Kokain gegenüber Crystal Meth bevorzuge. «Meth ist in den Südstaaten heute so allgegenwärtig wie Kokain», sagte er. «Du kannst irgendeine Bar in South Carolina betreten, und alle sind auf Meth: Lehrer, Buchhalter, Hillbillys. Alle mit Riesen-



«Ich habe neun Leben gelebt»:

tellern.» Meth sei für ihn nichts. Man sei drei Tage wach, trinke dabei so viel, dass einen der Kater danach umbringe. «Kokain hingegen ist so harmlos wie Gras. Man sollte es sofort legalisieren. Die einzige Person, die vermutlich jemals an einer Überdosis Kokain gestorben ist, ist Harold Hunter aus dem Film «Kids». Kennt ihr den Film? Harold und ich waren Bekannte. Für ein bisschen Kokain war er bereit, wirklich alles zu tun, so süchtig war er.»

Wir bestaunten die Sex-Pistols-Fanartikel in seinem Studio – Poster, T-Shirts, Plastikfiguren –, und sowieso sah hier alles ein bisschen aus wie in einem Neunziger-Jahre-Skateboardshop, da passte auch der Verweis auf den Film «Kids» und auf die verstorbene Skateboard-Legende Harold Hunter ganz gut, also fragte ich McInnes, ob er uns das erklären könne, den Weg vom



Gavin McInnes in seinem Haus in New Rochelle, New York.

hedonistischen Lifestyle-Journalisten, der befreundet war mit schwarzen Skateboardern, zum Gründer einer rechtsextremen Schlägertruppe, die in Kanada und Neuseeland als terroristisch eingestuft wird.

«Was für eine unglaublich dumme, abgedroschene Frage», begann das Interview bedingt vielversprechend. Erstens sei Kanada, sein Herkunftsland, ein Witz, Justin Trudeau sei schliesslich der Sohn von Fidel Castro. Zweitens habe nicht er sich verändert, sondern die Welt. Auch Johnny Rotten von den Sex Pistols sei heute «Full MAGA», ein grosser Trump-Anhänger. «Seid ihr den ganzen Weg aus der Schweiz hergekommen, um eine Story zu machen mit dem Titel: «Vom Hipster zu Hitler?»», fragte er.

Die «Antifa-Idioten» würden sich über den Sturm auf das Kapitol empören, sagte er. «Ich

dachte, das sind Anarchisten. Die Konservativen sind die neuen Punks, und die Antifa sind das Establishment. Das sagt auch Johnny Rotten, und die *Antifa bitches* sollten applaudieren, wenn die Regierung gestürzt wird.»

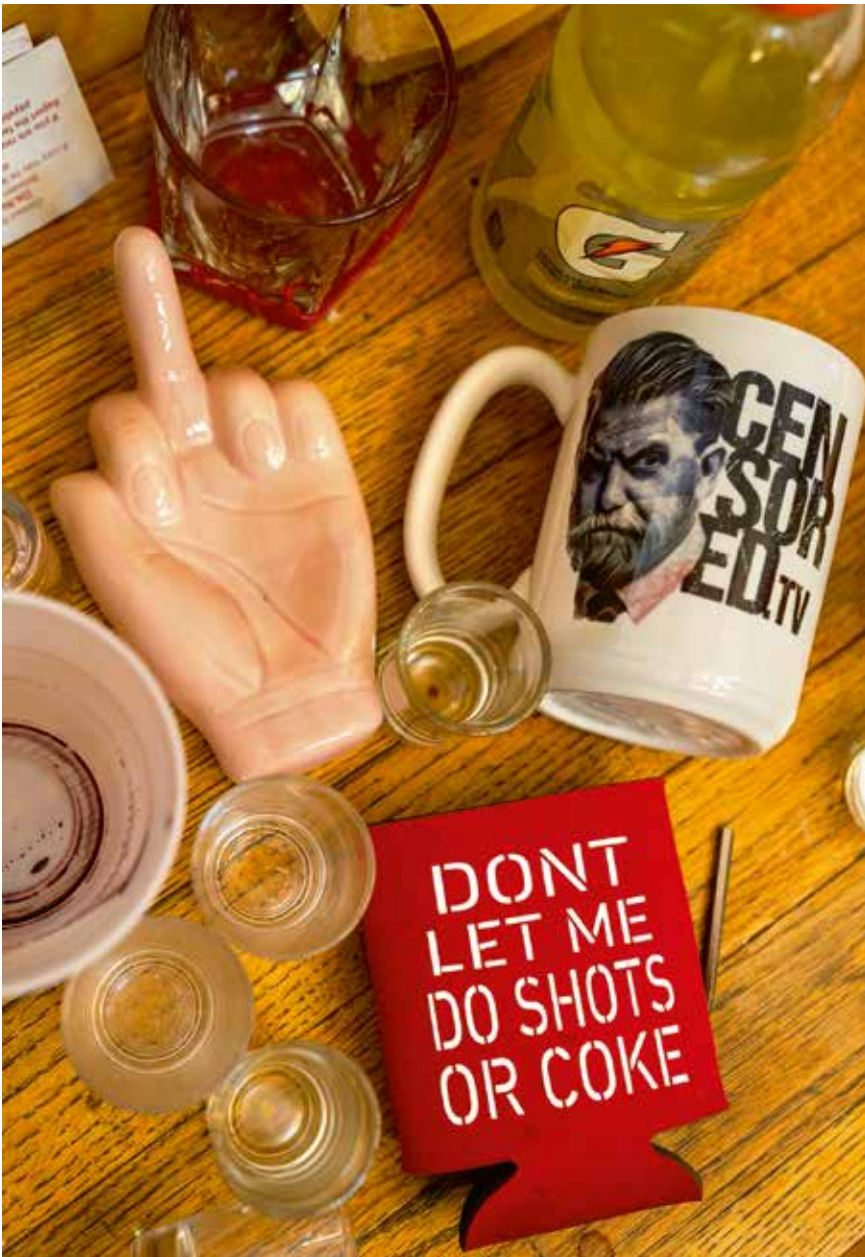
Das Interview – beziehungsweise das Besäufnis der Schweizer Entourage – musste bald unterbrochen werden für eine Live-Schaltung zu *Infowars*, den Superstars der rechten Verschwörungsszene. *Infowars*, die Plattform des Verschwörungstheoretikers Alex Jones, machte zu ihren Glanzzeiten 2018 800 000 Dollar Umsatz pro Tag und wurde schliesslich finanziell durchgerüttelt durch ein Urteil, das die Plattform zu einer Schadensersatz- beziehungs-

weise Schmerzensgeldzahlung von einer Milliarde Dollar verpflichtete, weil Alex Jones jahrelang hartnäckig und finanziell offenbar einträglich die Lüge verbreitet hatte, das Mas-

«Du kannst in South Carolina eine Bar betreten, und alle sind auf Meth: Lehrer, Buchhalter, Hillbillys.»

saker von 2012 an der Grundschule Sandy Hook in Newtown, Connecticut, bei dem zwanzig Kinder und sechs Erwachsene ermordet wurden, sei eine Inszenierung gewesen.

Sie, liebe Leserschaft, mögen sich fragen: Wen interessiert denn bitte eine Geschichte über solch einen Rüpel? Aber dies hier ist nicht nur eine Geschichte darüber, dass McInnes mit fast



«Ich hasse die Regierung. Ich hasse das Weisse Haus. Ich hasse das Department of Motor Vehicles.»

30 000 Abonnenten, die jeden Monat zehn Dollar zahlen, immerhin fast drei Millionen Dollar im Jahr verdient. Es ist in erster Linie die Geschichte über ein Land, das an einem Kulturkampf zerbricht, und McInnes spielt in diesem Kulturkampf eine Rolle. Zudem besteht die Möglichkeit, dass der Mann, sollte Donald

«Ich will zurück nach 1986. Als man mit einem Lamborghini noch bewundert wurde.»

Trump ein zweites Mal Präsident werden, in den nächsten vier Jahren eine ziemlich unangenehme und laute Rolle spielen wird.

Wir beobachteten die Live-Schaltung aus der Ferne, knackten Dosenbier, und zusammengefasst kann man über die Sendung und viele Sendungen davor und danach Folgendes sagen: Gavin McInnes, Gründer der Proud Boys, sendungsbewusster Multimillionär und Anhänger von Donald Trump, träumt von einer Zeit, als die USA noch keine «Verschwörung von Kommunisten und Pädophilen» waren, eine Verschwörung, angeführt von Joe Biden und «dessen paramilitärischem Arm Antifa», und zwar, um den «weissen Suizid» voranzutreiben mit «acht Millionen illegalen Einwanderern jedes Jahr». Illegale, die, von der Regierung gesteuert, das Land fluteten, so wie in Deutschland «von eurer kinderlosen Kommunistin Merkel».

McInnes will zurück in eine Zeit, in der Männer noch Männer waren, die raus auf die Strasse gingen, um Frauen anzumachen und zu schwängern, und nicht acht Stunden jeden Tag mit «The Legend of Zelda» vor dem Computer verbrachten, *fucking losers*, und Frauen nicht ständig auf Onlyfans rumhurten, sondern noch damit zufrieden waren, fünf Kinder zu gebären, «denn ein Kind ist für Verlierer, zwei Kinder sind für Schwuchteln, drei sind das absolute Minimum». Eine Zeit, bevor Gertrude Stein den Frauen in den Kopf gesetzt hatte, sie könnten auch glücklich sein mit einem anderen Lebensentwurf. Eine Zeit, bevor die «sozialistische US-Regierung gezielt mit finanziellen Anreizen alleinerziehende Mütter förderte», um der Familie den Krieg zu erklären, denn das sei es, was heute los ist in den USA, liebe Leserinnen und Leser, «ein Krieg gegen die heterosexuelle Kernfamilie», wo Frauen-Basketball boomt, ein «Zoo für Lesben», eine Zeit, wo der «Diversity-Wahnsinn» grossartige amerikanische Unternehmen wie Boeing ruiniere, weil es heute um Diversity statt um Qualität gehe, und deswegen liege Boeing am Boden.

Gavin McInnes reist nach Israel, um ein Video aufzunehmen mit dem Titel: «Zehn Gründe, warum ich Juden hasse». Er will aber nicht, dass ihn deswegen gleich irgendwelche politisch korrekten Trottel, die mal wieder gar

nichts von Humor verstanden haben, einen Antisemiten nennen, er habe schliesslich nichts gegen Juden, im Gegenteil, er sei ein Zionist, viele Juden seien Trump-Anhänger, viele linksliberale Juden hingegen seien bei den Eliten, die die Welt kontrollierten, prozentual übervertreten, und das sei dann halt ein Problem.

Gavin McInnes will nicht, dass man ihn einen Rassisten nennt, sagt aber im gleichen Satz, dass Tommy Robinson einer seiner besten Freunde sei. Robinson mag dem einen oder anderen aufmerksamen Zeitgenossen dadurch bekannt sein, dass er derzeit der berüchtigtste englische Rassist ist, ein mehrfach verurteilter Krimineller und Gründer der English Defence League, der englischen Variante von «Hooligans gegen Salafisten» in Deutschland. Einmal sei er sogar extra nach England geflogen, um Robinson bei einem seiner Prozesse zu unterstützen, sagte McInnes.

«Sie kennen Tommy Robinson?»

«Sie fragen einen Christen, ob er Jesus kennt?», antwortete McInnes, der nicht Rassist genannt werden will.

Ebenfalls an diesem Tag wurde die Censored-TV-Show «Cops and Robber» live gestreamt, wo zwei pensionierte Polizisten und ein Ex-Hells-Angel Bodycam-Videos guckten und, von McInnes moderiert, darüber berieten, ob das nun verhältnismässig war, dass die Cops eine schwarze, offensichtlich irrsinnig arme Frau, die bei McDonald's den Käse für den Cheeseburger gestohlen hatte, mit drei fadengeraden Faustschlägen ins Gesicht niedergestreckt hatten.

Wir brauchten dringend mehr Alkohol. Kriegten wir, denn McInnes, ursprünglich Schotte, dessen Eltern nach Kanada ausgewandert waren – der Mann, der die Grenzen hochziehen will und in den USA mit einer Greencard lebt –, kriegte wegen der Herkunft seiner Eltern ständig Scotch geschenkt, den er aber selber gar nicht mochte, «dieses rauchige Zeug rühr ich nicht an». Der Mann bevorzugte süssen Bourbon, also schnappten wir uns die Oban-Flasche, was er ganz hervorragend fand. «Wir sind ein *match made in heaven*», sagte er und schenkte uns ordentlich Scotch und sich einen doppelten Bourbon ein.



«Sie reden ständig von Kommunismus und Sozialismus», sagten wir. «Aber dieses Land hatte die Kommunistenverfolgung Joseph McCarthys. In diesem Land herrscht eine Paranoia vor dem Kommunismus. Können Sie uns sagen, wo in den USA der Sozialismus grassiert?»

«Wir steuern auf den Sozialismus zu», sagte er. «Wenn ich sage: *Make America great again*, dann meine ich damit nicht die Zeit der Sklaverei. Ich will zurück nach 1986. Als man mit einem Lamborghini noch bewundert wurde und nicht wie in Scheisskanada ausgelacht wird.»

«1986, das ist die Republikanische Partei von Ronald Reagan, die Trump eigenhändig zerstört hat.»

«Er ist das Beste, was wir haben.»

«Das ist *fucking sad*.»

«Er ist ein Geschäftsmann. Das ist meine Top-Priorität. Das Business zum Laufen kriegen. Keine Gefallen mehr. Keine faken Industrien mehr.»

Michael Moore habe mal gesagt, Trump sei eine Handgranate, die man ins Weisse Haus geworfen habe, sagte McInnes. «Und das stimmt. Drum liebe ich ihn. Ich hasse die Regierung. Ich hasse das Weisse Haus. Ich hasse das Department of Motor Vehicles. All diese verdammt dummen Arschlöcher, die mir mein Geld wegnehmen. Ihr denkt, ich sei ein Rassist? Ich bin bloss ein Fiskalkonservativer. Ein Libertärer. Ich möchte weniger Steuern zahlen. Ich möchte, dass sich die Regierung aus allem raushält. Ich möchte, dass alles privatisiert wird. Die Energie, allem voran die Bildung. All dieses dumme Geschwätz, Milliarden zu investieren in Diversität – Vielfalt, Gerechtigkeit, Inklusion, wie sie es hier nennen: Alles weg! Kein Geld mehr für Israel! Kein Geld für die Ukraine! Kein Geld nach Afrika! Ich bin ein totaler Isolationist. Verpiss dich von meinem verdammt Rasen!»

«Kein Geld mehr für Israel! Kein Geld für die Ukraine! Kein Geld nach Afrika! Ich bin totaler Isolationist.»

keit, Inklusion, wie sie es hier nennen: Alles weg! Kein Geld mehr für Israel! Kein Geld für die Ukraine! Kein Geld nach Afrika! Ich bin ein totaler Isolationist. Verpiss dich von meinem verdammt Rasen!»

«Okay, ich habe es kapiert, Gavin», sagte mein Fotograf plötzlich und knallte seinen Scotch auf den Tresen. «Du hast deine Prinzipien und dieses ganze Ding mit der Männlichkeit, all diesen ganzen Blödsinn», sagte er laut und schwankte, mit einer Hand wedelnd, in McInnes' Richtung, und McInnes begann laut zu jaulen wie ein betrunkenener Wolf, als komme endlich ein bisschen Bewegung in die Sache. «Aber Donald Trump, den ich im Gegensatz zu dir persönlich kenne», sagte mein Fotograf, «mit dem ich in den Neunzigern einige Male zu tun hatte, der mir seine beschissene Limousine vorbeischickte und den ich mehrmals fotografiert habe, er ist der grösste verdammt Dreckskerl, der rumläuft, und er ist auch nicht

gut für dein Geschäft. Denn das Einzige, was dieser Bastard tun wird, ist, dass er dich übers Ohr hauen wird.»

McInnes setzte seinen Bourbon an, trank einen Schluck und sagte dann ruhig: «Das ist bloss eine weitere Sache, welche die Leute bezüglich Trump nicht verstehen. So, wie sie nicht verstehen können, wie ein Mann in dritter Ehe ein *family man* sein kann. Wenn du Geschäfte machst in New York, dann musst du wie Trump sein. Hier herrschen noch immer die Gangs of New York. Und deswegen ist Trump auch der richtige Mann für das Amt des Präsidenten. Ted Cruz mag auf dem Papier der bes-

«Dieses Land ist nicht gespalten, versteht ihr? Wir sind geschieden. Wir sind im Krieg.»

sere Mann sein, Mitt Romney ebenso. Die beiden haben nie gekokst, nie betrogen, sie sind wandelnde Verfassungspatrioten, *fuckin*g Abraham Lincolns. Und was ist mit ihnen passiert? Die monolithischen Linken haben sie lebendig gefressen. Ihr bekloppten Schweizer: Dieses Land ist nicht gespalten, versteht ihr? Wir sind geschieden. Es ist eine Kampfscheidung. Wir sind im Krieg. Wir müssen die andere Seite bekämpfen, wir müssen ihr die Macht wegnehmen. Ich will, dass diese Leute verschwinden. Es ist ganz einfach: Wir übernehmen nun. Wir fahren jetzt den Bus. *Fuck off!*»

«Wenn Trump gewinnt, was dann?», fragte ich.

Beim Vorgespräch am Telefon war McInnes lauter gewesen. Trump werde haushoch gewinnen, und dann werde «aufgeräumt». Jetzt sagte er: «Man weiss nie, was sein wird. Es ist wie beim Boxen: Du fühlst dich fit, dein Gegner sieht scheisse aus, hat eine miese Bilanz – aber dann kriegst du in der ersten Runde einen Haken gegen das Kinn und liegst auf der Matte.»

«Und was, wenn Trump nicht gewinnt, Mr McInnes?»

«Ich verspreche Ihnen hier und jetzt Folgendes», sagte der Proud-Boys-Gründer. «Wenn Trump verliert, werde ich am Tag nach seiner Niederlage vor laufender Kamera eine Maus fressen. Ich werde der Maus bei lebendigem Leib den Kopf abbeissen», sagte er, und wir sagten, dass wir uns darauf freuen würden.

Kurz vor der Wahl von Donald Trump sorgte McInnes 2016 wie-

der für weltweiten Wirbel. Diesmal nicht, indem er ein Lifestyle-Magazin gründete, sondern einen rechtsextremen Schlägertrupp (McInnes widerspricht dieser Darstellung, die Proud Boys seien ein Haufen friedliebender Typen, die ganze Sache sei eine provokative Witzangelegenheit gewesen, aber diese Aussage steht zu sehr im Widerspruch schon allein mit den Statuten der Organisation, in denen unter anderem Gewalt gegen politisch Andersdenkende gefordert wird).

Während man sich in den USA also zu fragen begann, ob «The Donald» tatsächlich Präsident werden könnte, entwarf Gavin McInnes, der Ex-Journalist und Ex-Hipster, Regeln für einen Klub, die sich surreal und wahnwitzig lesen, so, als seien sie der Feder von Chuck Palahniuk entsprungen, dem Autor des wunderbaren Buchs «Fight Club» (aus dem der ebenso wunderbare Film entstand). Auf jeden Fall klang in diesen Statuten alles ganz verrückt nach «Fight Club» und nach den Neunzigern, fast so wie ein Streich des *Vice*-Magazins, aber bald wurde daraus blutiger Ernst, und McInnes behauptete uns gegenüber, er habe «Fight Club» nie gelesen, den Film nie gesehen, mit «Fight Club» habe die Sache nichts zu tun, denn um *fight* sei es nie gegangen, und langsam kam uns der Gedanke, dass der Mann einen guten Anwalt hatte.



«Die Zeit der Entschuldigung ist vorbei.»

Die Versammlungsstatuten der Proud Boys, sie lauten so:

Nur Männer dürfen teilnehmen (egal welcher Hautfarbe). Dann müssen die Männer Folgendes wiederholen:

«Ich bin ein westlicher Chauvinist...»

(warten, bis die Anwesenden die Aussage wiederholt haben)

«... der sich weigert, sich dafür zu entschuldigen...»

(warten, bis die Anwesenden die Aussage wiederholt haben)

«... die moderne Welt geschaffen zu haben»

(warten, bis die Anwesenden die Aussage wiederholt haben).

Danach wird eine Passage vorgelesen aus dem Buch «The Death of the West: How Dying Populations and Immigrant Invasion Imperil Our Country and Civilisation» – ein Spätwerk des erzkonservativen, gegen Ende seiner politischen Karriere rechtsextremen Republikaners Pat Buchanan, ein Geschichtsrevisionist von der Sklaverei bis zu Adolf Hitler und in den Siebzigern einflussreicher Redenschreiber von Richard Nixon (William F. Buckley, eine der zentralen Figuren des Konservatismus in den USA im 20. Jahrhundert, schrieb in einem Essay in der *National Review*, es sei unmöglich geworden, Buchanan gegen Vorwürfe des Antisemitismus zu verteidigen. Die Anti-Defamation League, auch nicht gerade ein linksliberaler Leuchtturm, bezeichnete Buchanan als «reuelosen Fanatiker», der «wiederholt Juden und Minderheiten dämonisiert und sich offen mit weissen Rassen verbündet»).

McInnes paraphrasierte für uns die entsprechende Seite aus «The Death of the West», den Whiskey in der Hand, das «Ich furze beim ersten Date»-Shirt enganliegend: «Ja, wir haben in unserer Vergangenheit Sünden begangen. Unser Verhalten gegenüber den Indianern war nicht das, was man von Menschen erwarten würde, denen die Bergpredigt ein göttliches Gebot ist. In unserem Bedürfnis, uns von diesen Sünden zu befreien, sind wir jedoch zum Sündenbock von schwarzen Rassisten wie Al Sharpton oder Jesse Jackson geworden. Die Zeit der Entschuldigung ist vorbei. Der Westen hat die Sklaverei nicht erfunden, der Westen hat die Sklaverei abgeschafft.»

Im nächsten Schritt, so steht es in den von McInnes entworfenen Proud-Boys-Statuten, wird das Glas erhoben: «Ein Toast auf die grösste Zivilisation der Welt und den Mann, der sie aufgebaut hat. *Uhuru!*»

Dann folgen weitere Toasts: auf die Unternehmer, auf die Hausfrauen und so weiter.

Und bevor man sich als angehender Proud Boy verpflichtet, höchstens einmal im Monat zu masturbieren und sich stattdessen darauf zu fokussieren, eine willige Frau zu suchen, um sich fortzupflanzen, und bevor man sich verpflichtet, sich ein Proud-Boys-Tattoo stechen zu lassen und einen politischen Gegner zusammenzuschlagen, vor all dem wird der Aufnahmewillige zuerst einmal selbst ordentlich verprügelt, «und zwar verdammt hart», wie McInnes uns erklärte, «so, dass du am nächsten Tag komisch läufst». Es wird so lange auf den Aufnahmewilligen eingeschlagen, bis er es geschafft hat, fünf Frühstücks-Cereals aufzusagen: «Kellogg's Corn Flakes! Cheerios! Rice Krispies! Kind Honey Almond! Frosted Flakes!» Sie haben richtig gelesen, wer te Leserschaft.

«Das klingt einfach, aber mach das mal, wenn vier Leute auf dich einschlagen», sagte McInnes. «Es geht um Adrenalin Kontrolle. In der Nacht, in der Trump gewählt wurde, sagte einer während des Rituals: «Mir fallen keine Cereals mehr ein. Ich weiss nur drei.» Wir sagten: «Dafür haben wir keinen Notfallplan vorgesehen. Du wirst sterben.»»

«Pat Buchanan hat mein Leben verändert», sagte McInnes beim dritten Whiskey. Jener Buchanan, der im Präsidentschaftswahlkampf 1992 in einer Rede an der Nationalversammlung der Republikanischen Partei den Begriff des *culture war* prägte, der in den USA heute allgegenwärtig ist und der McInnes' ganzes Leben ausfüllt.

Buchanan sagte damals: «In unserem Land findet ein Religionskrieg um die Seele Amerikas statt. Es ist ein kultureller Krieg, der für die Art von Nation, die wir eines Tages sein werden, genauso entscheidend ist wie der Kalte Krieg selbst.»

In diesem Krieg, sagte Buchanan, würden Themen wie Umweltschutz und Feminismus zentral, wie auch Fragen der öffentlichen Moral. «Die Agenda, die Bill und Hillary Clinton Amerika aufzwingen würden», sagte Buchanan 1992, «Abtreibung auf Verlangen, ein Lackmustest für den Obersten Gerichtshof, Rechte für Homosexuelle, Diskriminierung religiöser Schulen, Frauen in Kampfeinheiten – das ist Veränderung, ganz



«Es geht um Adrenalin Kontrolle»: McInnes, kurz bevor ihm die Flinte aus den Händen fiel.

klar. Aber es ist nicht die Art von Veränderung, die Amerika will. Es ist nicht die Art von Veränderung, die Amerika braucht. Und es ist nicht die Art von Veränderung, die wir in einer Nation tolerieren können, die wir immer noch Gottes Land nennen.»

Wenn man Pat Buchanan versteht, versteht man Gavin McInnes. Dabei geht es gar nicht

so sehr um die Ideologie von Buchanan, sondern um etwas anderes: Anhand von Buchanan kann man den Weg von McInnes' eigener Radikalisierung nachzeichnen, die er selbst vehement bestreitet – er sei derselbe geblieben, die Zeiten hätten sich geändert. Aber das ist falsch, und man kann es belegen. Denn bevor Buchanan das Leben von Gavin McInnes veränderte,



«Wir hielten Kerzen in unseren Händen und weinten, denn wir waren gestorben an Sieger-Aids.»

war es schon einmal auf den Kopf gestellt worden, wie er selbst sagte, und zwar vom Journalisten Hunter S. Thompson. Das ist nicht weiter erstaunlich, war doch *Vice* von Anfang bis zum Schluss eine eher abgedroschene, häufig leicht gehemmte, protestantische Variante des im Original ungezügelter politischen Gonzo-Journalismus, den Thompson Ende der Sechziger erfunden hatte.

Hunter S. Thompson, eine prägende Figur der amerikanischen Gegenkultur, trat als Journalist konsequent von unten nach oben. Er legte sich permanent mit den Mächtigen an und kannte dabei keine Furcht. Und das ist der fundamentale Unterschied zwischen Hunter S. Thompson und Pat Buchanan, einem Mann des

«Trump's Hass ist eine wunderbare Sache. Ich will, dass wir wieder mehr Konflikt haben.»

republikanischen Establishments. Und dieser Unterschied zwischen Thompson und Buchanan zeigt auf, wohin sich Gavin McInnes, der immer derselbe geblieben sein will, bewegt hat. 1994 war er ein Punk, der womöglich viel zu viel kokste, der wilde Dinger drehte und dabei in alle Richtungen trat. Heute ist er ein Punk, der womöglich immer noch viel zu viel kokst, aber eigentlich konsequent nach unten tritt. Und das ist die grosse Veränderung, die er selbst so vehement verneint.

Auf der Wahlkampftour von 1974 verbrachten der Polit-Journalist Hunter S. Thompson und Nixons Strategie Pat Buchanan viel Zeit zusammen, und Thompson schrieb danach im Magazin *Rolling Stone*: «Pat Buchanan ist der aggressivste rechte Hardliner seit Josef Goebbels.»

Im Oktober 2018, Trump war Präsident, die Proud Boys prügeln sich auf Demonstrationen durchs Land, sah man Gavin McInnes, wie er vor dem Metropolitan Republican Club in Manhattan aus einem weissen Kleinwagen stieg und vor einigen Gegendemonstranten ein Samurai-Schwert aus der Scheide zog. Ein Polizist drängte ihn, so sieht man es auf dem Video, umgehend zurück in den Wagen. Später am Abend stellten McInnes und sein Assistent Ryan im Inneren des Klubs die Ermordung von Inejiro Asanuma nach, dem Führer der japanischen Sozialisten, der 1960 bei einer Wahlveranstaltung live am TV von einem Rechtsextremen mit einem Samurai-Schwert ermordet worden war.

Das Foto des Attentats gewann den Pulitzer-Preis und wurde später ein Meme in der Neuen Rechten der USA. Die *New York Times* schrieb über den Abend im Metropolitan Republican

Club, das Publikum sei «ein Querschnitt der rechtsextremen Subkultur New Yorks: Libertäre, Verschwörungstheoretiker und Nationalisten, die sich in ihrer Ablehnung des Islams, des Feminismus und der liberalen Politik zusammengeschlossen haben».

«Ich möchte nicht woke klingen ...», sagte ich.

«Sie sind *fucking woke*», unterbrach mich McInnes.

«Ist es nicht komplett unlustig, in einem Raum voller Rechtsextremer die Ermordung eines Sozialisten durch einen Rechtsterroristen zu zelebrieren?»

«Nein. Es ist verdammt lustig.»

«Was ist daran lustig?»

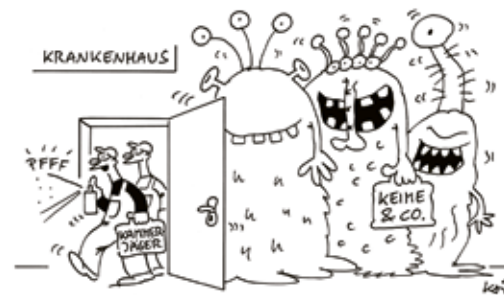
«Sehen Sie: Sie klingen woke. Sie klingen pedantisch. Rassistische Witze sind gut für unsere Gesellschaft.»

«Aber Sie selbst sind ja dauerempört. Banalste Themen – und schon explodiert Ihnen der Schädel.»

«Wir alle sind ständig *offended*. So ist nun mal das Leben. *Love Trumps Hate* – das ist ein *bumpersticker*. Und das ist die Essenz: Trumps Hass ist eine wunderbare Sache. Ich will, dass wir wieder mehr Konflikt haben in unserer Gesellschaft. Ich will mehr rassistischen Humor und mehr Mobbing. Weil es gesund ist!

Candace Owens sagt: «Wenn es dich verletzt, zieh dir einen Helm an.» Wissen Sie eigentlich, was ich alles ertragen muss in meinem Leben? Ich hasse Crocks. Ich hasse *fucking* Flip-Flops. All diese Zehen den ganzen Sommer lang. Ich hasse Männer, die sechs Stunden am Stück Videogames spielen. Ich hasse *fucking* Onlyfans. Ich hasse diese perfekt getrimmten Bärte der Puerto-Ricaner. Ich hasse Cosplay und Comicon. Und ich hasse Menschen, die sich nicht verkleiden für Halloween-Partys. Versuche ich, das anderen aufzuzwingen? Nein, das tue ich nicht. Das ist es, was diese Cancel-Leute nicht kapieren. Sie wollen einem dauernd ihren Müll aufzwingen. Wollt ihr einen richtig lustigen Witz hören, verdammt *Swissers*? Ich bin Mets-Fan. Die Mets verlieren immer. Mets-Fan zu sein, das ist so schlimm, wie als Jude in Auschwitz zu sitzen.»

Im Anschluss an die Veranstaltung im Metropolitan Republican Club, wo McInnes seinen Assistenten Ryan zum Spass mit dem Samurai-Schwert ermordete, kam es zu heftigen Schlägereien zwischen Mitgliedern der Proud Boys und der Antifa, und am nächsten Tag war McInnes in New York Stadtgespräch. Der Bürgermeister twitterte über ihn, der Governor, und der Polizeichef sagte, man werde von nun an ein Auge auf die Gruppe haben. Facebook sperrte seine Konten, bald darauf auch Youtube, wegen «Hassrede». «Meine Nach-



«Gegen unser neues Spezialspray haben wir bestimmt keine Chance...»

barn belästigten mich mit Schildern auf ihren Rasen: «Hass hat hier kein Daheim.» Meine Ehe ging fast in die Brüche. Ich wurde überall gecancel. Wie viele andere Rechte. Es war eine einschneidende Zeit.

Wir fragten uns: «Wie kann das sein, Trump ist doch Präsident?» Aber nach den ersten Monaten Siegestaumel merkten wir: Unser König sass zwar im Schloss, aber alle anderen im Schloss wollten ihn killen. Trump hatte versprochen, wir würden noch ganz krank vor lauter Siegen. Wir hatten das geglaubt und einige Monate nach seiner Wahl am Times Square eine Andacht abgehalten: Chevrolet hatte eine Produktionsstätte von Mexiko zurück in die USA verlagert, die Börse war auf einem Rekordhoch, ebenso die Quote von Tucker Carlson – wir hielten Kerzen in unseren Händen und weinten, denn wir waren gestorben an Sieger-Aids. Wir glaubten, jetzt sei alles möglich. Aber die Freude hielt nicht

«Meine Ehe ging fast in die Brüche. Ich wurde überall gecancel. Es war eine einschneidende Zeit.»

lange. Eigentlich hielt sie nur ein paar Monate. Dann war die Linke wieder am Drücker, zumindest kulturell.»

Er und Dutzende andere Blogger und Podcaster der «Neuen Rechten», wie er die Bewegung nennt, seien in den Untergrund gegangen. «Es war wie in der Eiszeit, als alles zu sterben begann: Wir mussten alle verschwinden, tauchten ab und wurden besser. Jetzt sind wir plötzlich auf Twitter wieder sichtbar mit unseren eigenen Plattformen, in besserer Qualität, und wir sind allgegenwärtig.» In gewissem Sinne sei die Entwicklung ein Glücksfall gewesen für ihn und andere, von der Libertären Lauren Southern bis hin zum Antisemiten Nick Fuentes.

Nach dem Vorfall in Manhattan trat McInnes 2018 als Anführer der Proud Boys zurück. Viel später an diesem Tag, als wir nach zirka zwanzig Bieren und mehreren Whiskys eine andere Seite von ihm kennenlernten, beschlich uns der Verdacht, dass der Mann vielleicht tatsächlich immer noch sehr viel *Vice* in

sich hatte, viel mehr, als ihm lieb war, und viel mehr Hipster als Hitler war, kurz: ein Showman, der mit Hassrede gutes Geld verdiente. Dass dieser Mann damals nämlich realisierte, dass er womöglich gar nicht bereit dafür war, die Suppe auszulöffeln, die er den USA eingebrockt hatte, die Hitze auszuhalten, die er entfacht hatte.

Zwei Jahre nach seinem Abgang als Anführer der Proud Boys, viele Schlägereien und Auseinandersetzungen später, fragte CNN-Moderator Chris Wallace während der TV-Präsidentschaftsdebatte den amtierenden Präsidenten Donald Trump: «Sind Sie bereit, heute Abend weisse Rassisten und Milizgruppen zu verurteilen und zu sagen, dass sie sich zurückhalten müssen?» Und Präsident Trump antwortete: «Proud Boys, bleibt zurück und haltet euch bereit! Aber ich sage euch auch, irgendjemand muss etwas gegen die Antifa und die Linken unternehmen.»

Damit, so sind sich Politbeobachter in den unfassbar gespaltenen USA einig, bereitete Trump den Boden für den Sturm auf das Kapitol ein halbes Jahr später.

«Sie gehören nicht mehr zu den Proud Boys?», fragte ich.

«Korrekt», sagte McInnes. «Aus rechtlichen Gründen muss ich unklar bleiben.»

«Was sind das für rechtliche Gründe?»

«Ich sage nur, dass ich nicht mehr im Klub bin, aber ich unterstütze die Proud Boys von ganzem Herzen.»

Der Multimillionär McInnes schien gut beraten zu sein (und reiste deswegen auch am 6. Januar 2021 nicht nach Washington). Sein Nachfolger als Anführer der Proud Boys wiederum, Enrique Tarrío, sitzt die nächsten 22 Jahre in einer Bundesjustizvollzugsanstalt in Manchester, Kentucky – die härteste Strafe von allen Verurteilten der Ereignisse vom 6. Januar 2021.

Die zweite Live-Aufnahme des Tages, eine Episode von «Get Off My Lawn» für Censored.TV, in der sich McInnes eine Stunde lang an Social-Media-Videos abarbeitete, wurde von unserer Pizzabestellung gestört, die mitten in die Aufnahme platzte.

«Hey, Gavin, es hat geklingelt, das muss die Pizza sein», sagte Assistent und Co-Host Ryan während der Aufnahme (wir hatten die Klingel nicht gehört, denn wir folgten der Angelegenheit von der Studiobar aus und waren beim siebten oder achten Coors auf leeren Magen angekommen. Bud Light, McInnes' früheres Lieblingsbier, durfte aus irgendeinem Kulturkampfgrund nicht mehr getrunken werden).

«Wir haben heute ein paar Schweizer im Studio», liess McInnes sein Publikum wis-

sen. «Sie schreiben wahrscheinlich einen sehr ausführlichen Artikel darüber, wie ich vom Hipster zu Hitler wurde und wie ich Juden hasse. Sie fragten mich nach dem Video <Zehn Dinge, die ich an den Juden hasse>. Haben Sie es gesehen? Nein. Sind aber natürlich ent-rüstet. Fragen mich über Pat Buchanan aus. Haben keines seiner Bücher gelesen. Wie kann man Buchanan nicht mögen, wenn man ihn nie gelesen hat?»

Ryan: «Weil sie Hunter S. Thompson mögen. Das ist die Rechnung.»

McInnes: «Das ist wie bei Ann Coulter. Die Leute sagen: <Meint sie wirklich, was sie sagt?>. Welchen Satz aus welchem Buch oder welchen Auftritt meint ihr denn? Dasselbe gilt für Fox News. All diese Leute, die Fox News hassen, haben sich noch nie hingesezt und eine ganze Folge von, sagen wir, Hannity oder Gutfeld geschaut ... Oder Alex Jones.»

Ryan: «Oder Adolf Hitler.»

McInnes, glucksend: «Keiner dieser Leute, die Adolf Hitler hassen, hat sich die Zeit genommen, <Mein Kampf> zu lesen oder zumindest einige seiner Gemälde zu studieren.»

Werbeunterbrechung.

Schliesslich fuhren wir in einem riesigen, nigelnagelneuen schwarzen Chevrolet Escalade zu seinem riesigen Haus. Für den Fall einer Polizeikontrolle drückte uns McInnes Polizeibadges in die Hand, die ihn als Freund der lokalen Polizei und der örtlichen State Troopers auswiesen. «Damit werden wir keine Probleme



Ein klassischer linksliberaler Haushalt.

haben», sagte er und schwenkte am Steuer sein Budweiser-Bier. «Die haben mir meine Cop-Freunde geschenkt.»

Das Haus, nun, das hier war definitiv nicht Beverly Hills. Aber auf jeden Fall befanden wir uns plötzlich in einer ziemlich spiessigen und sehr gehobenen Einfamilienhausgegend. Amerikanisches Establishment. Den Chevrolet Escalade parkte McInnes neben einem Land Rover, der in der Einfahrt stand. Die Garage war leer, bis auf eine Hantelbank. So weit, so Proud Boys. Dann aber betraten wir das Haus und ... Nun, liebe Leserschaft, wir können Ihnen gar nicht

«Sie sind kein Teil mehr der Proud Boys?» – «Korrekt. Aus rechtlichen Gründen muss ich unklar bleiben.»

genau sagen, was wir denn erwartet hatten vom Gründer einer rechtsextremen Miliz, deren Anführer wegen «aufrührerischer Verschwörung» 22 Jahre in einer Bundesjustizvollzugsanstalt sitzt. Aber sicher nicht den Geschenkshop des Museum of Modern Art.

Denn genau so sah es hier aus. Ein zurückhaltend, ja feingliedrig kuratiertes Wohnzimmer mit einem *coffee table*-Buch über die Geschichte der schwarzen Dancehall-Musik und einem über die Ausstellung «Every Day I Pray for Love» der japanischen Avantgardistin und Feministin Yayoi Kusama neben Büchern von Nick Cave und der Sängerin Debbie Harry und einer Boombox von The Clash. Im Schlafzimmer der Eheleute McInnes hing ein riesiges Poster von John Lennon und Yoko Ono, und auf dem Nachttisch der Gattin lag der wunderbare und poetische Roman «Auf Erden sind wir kurz grandios» des homosexuellen, amerikanisch-vietnamesischen Autors Ocean Vuong, in dem dieser den Mythos des amerikanischen Traums dekonstruiert und der als Mensch öffentlich dafür einsteht, dass er ganz allein von Frauen aufgezogen wurde und dass er nichts an dieser Erfahrung missen möchte.

Ein klassischer linksliberaler Haushalt also, hätte sich in diesem Moment Gavin McInnes nicht auf sein Bett plumpsen lassen, eine mit Magneten unter dem Bett befestigte und durchgeladene Mossberg-&-Sons-Schrotflinte mit Streumunition hervorgeschwungen, einmal den Lauf durchgezogen, so dass eine riesige Patrone auf den Boden spickte, und gesagt: «Die verdammten illegalen Einwanderer, die kürzlich in meine Garage eingebrochen sind, weil mein bescheuerter Sohn die Türe nicht abgeschlossen hat – wie gerne hätte ich sie erwischt und erschossen.»

McInnes holte ein zweites Gewehr hervor, dabei fiel ihm die geladene Schrotflinte auf den Boden – keine Ahnung, was die ent-



«Wenn ihr einen Pädophilen auf der Strasse seht, erschießt ihr ihn nicht?»: McInnes auf seinem Ehebett.

sicherte Flinte in dem Moment davon abhielt, ein riesiges Loch in die Wand zu blasen. McInnes wusste es offensichtlich auch nicht.

Denn als wir ihn fragten, wie seine Gewehre denn ganz genau funktionierten, da sagte er, er habe absolut keine Ahnung. Er habe eigentlich gar keine Ahnung von Waffen, er sei eigentlich ein Städter, und auch Schlägereien seien ihm eigentlich zuwider, behauptete er, und er wirkte dabei nicht wirklich so, als würde er einen Witz machen.

Im Wohnzimmer lag noch ein drittes Gewehr, gegen Kojoten, wie er sagte, «und andere wilde Tiere, illegale Einwanderer», und seine Frau kicherte: «Honey, sag doch nicht solche

Er habe eigentlich absolut keine Ahnung von Schusswaffen, er sei eigentlich ein Städter.

Dinge.» Und spätestens im Keller, einer improvisierten Bar mit einem Hells-Angels-Patch an der Wand, der dort gar nicht hängen dürfte, wie er uns erklärte, da er ja selber gar kein Angel sei, aber ein Freund habe ihm diesen Patch geschenkt, ein Ex-Angel, der fünfzehn Jahre wegen Raub gesessen hatte und auf Censored.TV eine Kochshow hat, spätestens in diesem Moment war er wieder jener Gavin McInnes, der Konflikte am liebsten mit Fäusten und Schusswaffen regelt.

«Wenn Leute in euer Haus einbrechen in der Schweiz, was macht ihr dann? Schenkt ihr ihnen Schokolade?»

«Wenn die Einbrecher hungrig sind, ja, vielleicht. In der Regel rufen wir in solchen Fällen die Polizei!», sagten wir.

«Und was macht ihr mit Pädophilen?», fragte er. «Wenn ihr einen Pädophilen auf der Strasse seht, erschießt ihr ihn nicht?»

«Wie sollen wir wissen, ob jemand pädophil ist?»

«Wenn ihr wisst, das ist ein Pädophiler?»

«Wenn es ein Mensch ist, der psychisch krank ist und sich zu Kindern hingezogen fühlt, dann versucht man, ihm therapeutisch zu helfen. Wenn es ein Krimineller ist, der sich an Kindern vergeht, und man bekommt das mit, dann ruft man die Polizei.»

«Die Cops tun nichts gegen Pädophile», sagte er.

Und da fiel uns dann auch nichts mehr ein. Wir nippten an unseren Scotchs. Schliesslich sagte ich: «Was habt ihr Leute eigentlich immer mit Pädophilen? Ich hing eine Zeitlang mit rechten Hooligans rum, und dort hiess es auch immer: Uns Hooligans bestraft man, aber die Pädophilen lässt man laufen. Als ob das wahr wäre. Ich habe eine Theorie. Wollen Sie die hören?»

«Okay», sagte McInnes.

«Ihr fokussiert so sehr darauf, weil ihr selbst am Rand der Gesellschaft steht und Pädophile euch die Möglichkeit geben, nach unten zu tre-

ten. Denn die stehen ganz unten in der Hackordnung, noch unter Hooligans und Nazis und was weiss ich. Da reinzutreten, das ist quasi gratis. Wer ist nicht gegen Pädophile? Schlimmer wäre wohl nur noch ein pädophiler Nazi.»

«Nein», sagte McInnes und wurde laut. «Die Sache mit den Pädophilen ist für mich deshalb so ein Riesending, weil es das Allerschlimmste ist. Okay, Mord ist vielleicht noch schlimmer. Aber ein Kind zu missbrauchen! Ein Leben für immer zerstört! Solche Leute gehören erschossen!»

Und dann, liebe Leserinnen und Leser, klingelte das Telefon, und natürlich werden Sie jetzt sagen, das kann doch gar nicht wahr sein, das ist doch gar nicht möglich, die haben zu viel Bier und zu viel Scotch getrunken, wie passt denn das bitte alles zusammen? Andererseits, wenn Sie bis hierhin gelesen haben, dann teilen Sie womöglich die Meinung, dass wir uns in einer Welt befinden, in der alles ein wenig durch-



einandergeraten ist: John Lennon und Yoko Ono und Gedichte von Ocean Vuong, kombiniert mit einer Welt aus Schrotflinten und aus Hass auf alles, was nicht weiss und männlich ist, eine Welt, die vor allem aus popkulturellen

«Die Bolschewiken wollen die Macht übernehmen, und die meisten merken es nicht einmal.»

Referenzen besteht, wo es auf Wahrheit oder Stringenz nicht mehr ankommt und wo deshalb auch alles möglich ist.

In dem Moment also, in dem uns der Proud-Boys-Gründer im Keller seines Hauses erklärte, dass man Pädophile erschossen müsse, da klingelte sein Telefon.

«Oh, das ist Mercedes», sagte er. «Eine Freundin von mir. Ein Anruf aus dem Gefängnis. Da muss ich rangehen.»

«Wer ist Mercedes?», fragte ich, während die auf Lautsprecher gestellte automatisierte Stimme McInnes fragte, ob er damit einverstanden sei, dass der Gefängnisanruf von den Behörden aufgezeichnet werde.

«Mercedes Carrera», sagte McInnes. «Eine ehemalige Pornodarstellerin. Eine enge Freundin. Sie sitzt seit fünf Jahren im Gefängnis und wartet dort auf ihren Prozess.»

Die beiden sprachen knapp eine Minute. «Ich habe Besucher aus der Schweiz», sagte McInnes. «Willst du ihnen etwas sagen?»

«Die Proud Boys sind der Kopf der Revolution», sagte Mercedes. «Die Bolschewiken wollen die Macht übernehmen in diesem Land, und die meisten merken es noch nicht einmal.»

Die Proud Boys sind wie die Schwarzen Hundertschaften während der Russischen Revolution, die für den Zaren kämpften, und du, Gavin, bist ihr Anführer, ich liebe dich.»

«Ich liebe dich auch», sagte McInnes.

«Die Schwarzen Hundert hat man ebenfalls als Faschisten bezeichnet, dabei haben sie bloss die Bolschewiken bekämpft, so, wie du das tust», sagte Mercedes.

«Ich bin froh, habe ich diesen Anruf entgegengenommen», sagte McInnes und legte auf.

«Warum sitzt Mercedes denn im Gefängnis?», fragte ich.

«Wegen sexuellen Kindesmissbrauchs.»

PS: Am nächsten Morgen schien Gavin McInnes eine sportliche Ladung seines geliebten kolumbianischen Marschpulvers erwischt zu haben. Aus dem Nichts bombardierte er mich mit Nachrichten.

«Ich bin Thomas Wolfe. Meine Schriftstellerkarriere ist in Vergessenheit geraten, aber wir hatten denselben Einfluss und sind gleichermassen ikonisch.»

«Ich bin das, was Paul Weller für die Mods war und was Malcolm McLaren für den Punk war.»

«Ich habe neun Leben gelebt.»

«Ich bin William F. Buckley.»

«Ich bin Hunter Thompson.»

Ich antwortete mit einer Sprachnachricht, die ihn offensichtlich nicht auf seinem Höhen-



Vom Hipster zu Hitler?

flug abholte. Vor lauter Besäufnis hätte ich fast vergessen zu fragen, was er eigentlich von Trumps Aufforderung gehalten habe, sich zurück- und bereitzuhalten.

«Ich bin das, was Paul Weller für die Mods war und was Malcolm McLaren für Punk war.»

«Bist du meisterhaft behindert?», schrieb er zurück.

«Zurückhalten, bereithalten – das war Trump, der es vermasselte zu sagen: <Tretet ab.>»

«Viele scherzten, dass er uns als seine persönliche Armee bezeichnete, aber das war eindeutig ein verbaler Tippfehler.»

Und dann: «Ich habe die Tochter von Trump einmal getroffen. Sie hat eine Comicseite für *Vice* gestaltet. Tolles Mädchen, aber ich fürchtete, sie würde sich im Heroin verlieren, und ich schrieb ihren Eltern einen Brief, in dem ich ihnen das mitteilte. Ich sagte ihnen, sie sollten sie verdammt noch mal aus NYC rausholen. Sie haben nie geantwortet, aber sie ist nach Frankreich zurückgekehrt.»

Und dann: «Ups. Ich wollte sagen: die Tochter von Crumb [dem Comiczeichner Robert Crumb; die Red.]. Sophie Crumb. Tolles Kind, aber sie hat leider das künstlerische Talent ihrer Mutter geerbt.»

Und dann war Ruhe.

PPS: Ein paar Minuten später, ich sass gerade in der Metro, erschütterte ein Erdbeben New York, das erste seit über hundert Jahren. Mein Fotograf textete: «Guten Morgen! Hast du das Erdbeben gespürt? 4,8! Hier in Brooklyn. Ich war gerade unter der Dusche am Masturbieren. *Fucking hell!* Gott hat uns für das bestraft, was wir gestern getan haben! Ich fühle mich völlig erschöpft und ausgelaugt. Was für ein Tag. Ich habe das Ganze noch nicht verarbeitet. So viel Hass und negative Energie. Was für eine verdammte Scheisse.»



«Auf Erden sind wir kurz grandios»: ein Haus wie der Geschenkshop des Museum of Modern Art.

LITERATUR UND KUNST

«Jodeln ist eine
Lebensphilosophie»,
sagt die Chefin der
Jodler im Gespräch.
Benjamin Bögli,
Seite 74

Herausgegeben von Daniel Weber



Fahrt voller Horizonte.

Caspar David Friedrich, Die Lebensstufen, 1835 – Lange war er von der Bildfläche verschwunden. Hing in Museen, die Menschen huschten an seinen Bildern vorbei, nahmen als Bild einen flüchtigen Eindruck mit, wie Menschen eben so sind. Sahen über Generationen hinweg nicht die Welt und die Welten des grössten Malers der Romantik, jenes Malers, der den Mond mehr mochte als die Sonne, die Abenddämmerung lieber als den Sonnenaufgang, der tagsüber die Vorhänge zuzog, damit genug Dunkelheit herrschte für das Licht der inneren Bilder.

Da sind fünf Menschen versammelt in der Abenddämmerung und fünf Schiffe, die auf

Fahrt gehen werden oder von der grossen Fahrt auf den Gewässern zurückkehren oder schon angekommen sind, um die Fracht für die allerletzte Fahrt aufzunehmen, in die Nacht zu segeln und nie mehr in einem Tag anzukommen.

Das ist das Leben; eine grosse Fahrt durch Flauten und Stürme, unter brennenden und kalten Sonnen, leuchtenden und stumpfen Monden, voller Horizonte, die stets zum Greifen nah scheinen und doch unerreichbar sind, voller Freude und Melancholie, jeder und jede sein eigenes Schiff auf demselben Gewässer.

Als Caspar David Friedrich (1774–1840) diese Allegorie malte, war er der beste Maler, der er werden konnte, all seine inneren Bilder hatten

sich zu Klarheit verdichtet, kaum andere Boote waren noch in seiner Sichtweite, er segelte allein dem Tod entgegen, der ihm in Form eines Schlaganfalls schon eine Grussbotschaft hat zukommen lassen.

Seine Kunst war damals schon aus der Zeit gefallen und dümpelte. Friedrich wollte nicht über den Schatten seiner Romantik springen und sich treiben lassen von den neuen Strömungen. Er verarmte, starb und geriet länger, als er lebte, in Vergessenheit. Jetzt wird er gerade wiederentdeckt, in grossem Stil. Wahrscheinlich, weil die Sehnsucht nach romantischem Leben ferner scheint, als ein Horizont es je sein kann.

Michael Bahnerth

Das süsse Gift der Südsee

Schon die ersten Seefahrer erlagen dem Zauber der pazifischen Inseln. Nach ihnen widerfuhr dies auch vielen Schriftstellern. Nicht allen bekam es gut.

Urs von Schroeder



Vorstellungen geheimnisumwobener Insulaner und üppig-lasziver Frauen.

Bilder von menschenleeren Atollen, lichtdurchfluteten, türkis schimmernden bis kobaltblauen Lagunen, Bilder einer sinnesbetörenden Vegetation, an Korallenriffen wuchtig zerschellender Brandungen und bizarrer Vulkanmassive: Sie haben unser Kopfkino schon immer ebenso verrücktspielen lassen wie die Vorstellungen geheimnisumwobener Insulaner und üppig-lasziver Frauen unter wiegenden Palmenkronen. Kaum eine Weltregion hat Literaten mehr in den Bann gezogen als die Südsee. Die pazifischen Inseln, die aus europäischer Sicht buchstäblich am Ende der Welt liegen, sind zum Ziel diffuser Sehnsüchte geworden.

Diesem Zauber erlagen bereits die ersten Seefahrer bei ihrer Erkundung des Pazifiks, wohin es sonst – obwohl dieser mit seinen Zehntausenden Inseln einen Drittel der Erdoberfläche bedeckt – auch heute noch die wenigsten Menschen in ihrem Leben schaffen. Louis Antoine de Bougainville, der als erster Franzose die Erde umrundete und Tahiti entdeckte, ortete dort «einen Garten Eden», der seinen Bewohnern im Übermass alles böte, was sie zum Leben brauchten. Seine Schilderungen paradiesischer Harmonie von Natur und friedlichen Eingeborenen weckten in Europa die Neugier für die fernen Territorien und prägten auch Rousseaus These vom «Edlen Wilden».

Betörende Kulissen

Seither erlagen zahllose Schriftsteller den Lockungen der verzückenden Archipel in den unendlichen pazifischen Weiten. Die Liste der

von der Südsee verzauberten Autoren umfasst Namen wie Herman Melville, Mark Twain, Robert Louis Stevenson, James Jones, Jack London, William Somerset Maugham, James Norman Hall und James A. Michener. Für viele bildete die exotische Inselwelt nur Kurzetappen auf ihren abenteuerlichen Lebenswegen, wie bei Somerset Maugham, Twain oder Jones, aber nicht ohne literarische Spuren zu hinterlassen.

Der rastlose Abenteurer London unterbrach eine Weltreise auf Hawaii. Dort machte er sich zum Anwalt der Insulaner, etwa für die auf die Insel Molokai verbannten Leprakranken, was einen Niederschlag in seiner Erzählung «Koolau» fand. Später weilte er auch auf den von steilen Felsen umrundeten Marquesas, auf Tahiti, den Gesellschaftsinseln und Samoa. Auf den Salomonen tauchte er tief in die dortige Kultur ein und traf auf einen herberen Menschenschlag als in der südlicheren Inselwelt, auch auf Nachfahren einstiger Kopfjäger und Kannibalen. Gesundheitliche Gründe zwangen ihn zur Rückkehr mit einem Kohlefrachter nach Amerika. Inzwischen mit seinen Romanen (z. B. «Südsee-reise») und Reportagen wohlhabend geworden, wurde er dort erstmals richtig sesshaft.

Die Südseeliteratur der früheren Jahre ist geprägt durch die sinnesbetörenden Kulissen und die Urgewalt der Natur, die sich zuweilen in apokalyptischen Zyklonen entlädt. Die literarischen Bühnen bevölkern Ensembles von rauen Walfängern, zwielichtigen Abenteurern, uralte Traditionen umpflügenden Missionaren, verschlagenen orientalischen Händlern und Perlen-

jägern. Dazu natürlich mächtige Häuptlinge und freizügige braunhäutige Verheissungen, denen das menschliche Strandgut aus dem «zivilisierten» Norden verfiel wie süssem Gift.

Melville und Stevenson

Der Schriftsteller und Essayist Melville hatte turbulente Zeiten hinter sich. Nachdem er mit Bankjobs, als Farmgehilfe und Pelzhändler versagt hatte, heuerte er in Nantucket auf einem Walfänger an, der in Richtung Pazifik auslief. Die Verhältnisse an Bord erlebte er als so menschenverachtend, dass er auf der zerklüfteten Marquesa-Insel Nuku Hiva desertierte, dann aber in Gefangenschaft des Typee-Stamms geriet und so erstmals in Berührung mit der dortigen Kultur kam. Früchte dieser Zeit sind die Romane «Typee» und «Omoo». Auf einer abenteuerlichen Odyssee driftete er später kreuz und quer durch die Südsee. Zufällig stiess er auf die dramatischen Geschichten der nach einem Pottwal-Angriff gesunkenen «Essex» und des Walfängerschiffs «Pequod» mit seinem von der Jagd nach einem weissen Riesen besessenen Kapitän Ahab. Daraus entstand der berühmte Roman «Moby Dick». Zu Lebzeiten Melvilles verkauften sich nur gerade 3000 Exemplare.

Wer auf der samoanischen Insel Upolu unweit der Hauptstadt Apia auf einer gewundenen Strasse bergauf fährt, gelangt am Fuss des Mount Vaea auf ein Hochplateau mit einem atemberaubenden Rundblick. Dort steht ein stattliches Landhaus im Kolonialstil, in dem Stevenson seine letzten Jahre verbrachte. Wie die



meisten Schriftsteller kämpfte auch der Schotte aus gutem Haus lange mit finanziellen Nöten. Erst als seine ersten Werke Früchte zu tragen begannen, konnte er sich auf eine langersehnte erste Südseereise begeben, die ihn über die Marquesas nach Tahiti und Hawaii führte.

Dort freundete er sich mit König Kalakaua an, der ihn mit den komplizierten sozialen Strukturen des Inselreichs vertraut machte. Als er später nach Honolulu zurückkehrte, war Kalakauas Thronfolgerin bereits gestürzt worden und die

«Die Schatzinsel» wurde rund um den Erdball mit heissen Wangen verschlungen.

hawaiianische Königsdynastie Vergangenheit. Unter Tuberkulose leidend, fand Stevenson auf Samoa das für ihn perfekte Refugium. Aus seinem umfangreichen Œuvre sticht ein Buch hervor, «Die Schatzinsel», das rund um den Erdball mit heissen Wangen verschlungen wurde wie Daniel Defoes «Robinson Crusoe».

Profundester Kenner

Nach dem Ersten Weltkrieg, an dem der Amerikaner Hall zuerst bei den Briten und dann bei den Franzosen teilgenommen hatte, verbrachte er den grössten Teil seines Lebens auf Tahiti. Dort, in der Umgebung von Papeete, oberhalb eines bescheidenen Holzhauses mit einem verückenden Fernblick zur Insel Moorea, ist er auch begraben. Er gehört unter den westlichen

Schriftstellern zu den profundesten Kennern der polynesischen Welt. Davon zeugen Werke wie «Mid Pacific», «The Far Lands», seine Biografie «My Island Home» und vor allem die zusammen mit Charles Nordhoff geschaffene «Bounty»-Trilogie.

Der Zweite Weltkrieg mit seinen in der friedlichen süd pazifischen Inselwelt angespülten GIs führte zu einem neuen Realismus in der Südseeliteratur. Beispiele dafür sind Jones' «Verdammt in alle Ewigkeit» oder «Insel der Verdammten». Der Autor hatte den Angriff auf Pearl Harbor miterlebt und war bei der grausigen Schlacht von Guadalcanal dabei gewesen. Zum Kreis der Berühmtheiten zählt auch Michener, dessen erstes Werk («Die Südsee») während eines Einsatzes auf der Vanuatu-Insel Espiritu Santo entstanden war.

Frisbies gescheiterte Träume

Bei diesen herausstechenden Namen ist leicht zu vergessen, dass es eine ungleich grössere Zahl von Literaten gab, die in den Weiten des Pazifiks verkümmerten und, oft unter erbärmlichen Verhältnissen dahinvegetierend, namenlos untergingen. Kaum einer der Europäer oder Amerikaner, die in den letzten zwei Jahrhunderten den langen Weg dorthin auf sich nahmen, reiste ohne die hehre Absicht, Grosse darüber zu schreiben, doch den wenigsten von ihnen gelang dies erfolgreich.

Berührend ist die Geschichte des Amerikaners Robert Dean Frisbie aus Ohio, der Anfang der 1920er Jahre als junger Mann euphorisch in

Papeete an Land ging und sich am Ziel seiner Träume glaubte. Er trug als fast einzige Habe eine Schreibmaschine und eine Kamera mit sich und war erfüllt von der ehrgeizigen Vision, ein grosses Buch zu schreiben, das einen Platz in der Weltliteratur finden würde. Sein vordringliches Ziel bestand darin, ein Boot zu erwerben, das ihm ein sorgenloses Dasein in der Südsee ermöglichen würde. Beides schaffte er bis zu seinem Lebensende nicht. Sein einziges zuverlässiges Einkommen bestand – er hatte am Ersten Weltkrieg teilgenommen und litt an Tuberkulose – aus einer monatlichen Kriegsrente.

Frisbie schlug sich auf Tahiti, den Cook-Inseln und Samoa durch, bis er das winzige, nur von zwei Familien bewohnte Paradies Puka-Puka fand, dort eine Insulanerin heiratete und sesshaft wurde. Der Ehe entsprangen fünf Kinder. Er schrieb wie besessen Kurzgeschichten und Romane und schaffte endlich auch sein erstes Buch – «The Book of Puka-Puka» –, doch zum Durchbruch reichte es nie.

Nach dem tragischen Tod seiner jungen Frau übersiedelte er mit den Kindern auf das weit abgelegene Atoll Suvarrow im Norden des Cook-Archipels. Auch das dortige Glück fand ein Ende, als ein infernalischer Zyklon über die Insel brauste und fast alles wegspülte, auch die bescheidene Habe und das gesamte Schriftwerk des Literaten. Diese Erfahrung verarbeitete er im Roman «Island of Desire». Seine letzte Ruhe fand er auf dem Friedhof Avarua in Rarotonga.

Ganze Arbeit der Missionare

Natürlich hat die Neuzeit auch die süd pazifische Inselwelt erreicht und moderne Er rungenschaften angespült, aber weder die grandiose Schönheit der Natur noch die Lebensart nachhaltig zerstört. Gelassenheit, Gemächlichkeit und Selbstgenügsamkeit prägen die Insulaner, denen die Mangos und Kokosnüsse förmlich ins Schlafzimmer wachsen und denen das Meer einen Überschwang an Nahrung bietet.

Noch immer ist der Grossteil der Inseln nur mit Fährschiffen erreichbar, die oft nur einmal im Monat oder noch seltener Güter heranschaffen. So wie auch in Hiva Oa auf den Marquesas, wo Paul Gauguin und Jacques Brel ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Die einschneidendsten Veränderungen brachten in den letzten Jahrhunderten die weissen Missionare, weshalb es nirgends auf der Welt mehr Gotteshäuser und mehr beflissene Kirchgänger gibt als zwischen Honolulu und Fidschi. Jeden Sonntag strömen sie festlich gekleidet, die Frauen mit prächtigen Blumenkränzen im Haar, zusammen und preisen herzerweichend die Gnade Gottes. Spürbar ist heute, wie stark sich das Bewusstsein der alten Kultur wieder regt und neu belebt, in einer Mischung aus Tradition und Moderne. Noch immer ist es so, dass wir uns nirgends sonst entfernter vom lärmigen Getöse und den desaströsen Umtrieben der Welt fühlen als dort.

Eine Frau erfindet sich selbst

Holger Fuss

Klaus-Rüdiger Mai: Die Kommunistin. Sahra Wagenknecht: Eine Frau zwischen Interessen und Mythen. Europa Verlag. 240 S., Fr. 34.90

Die DDR war der Sommernachtstraum vom Sozialismus, wie ihn sich der deutsche Spieser vorstellt. Ein graues Einerlei voller Vorschriften. Hier war die Vitalität in ihren Unwägbarkeiten gebändigt, die Leidenschaften auf ein unvermeidliches Mindestmass heruntergeregelt, das Vergnügen wurde zur Sättigungsbeilage der Pflicht. Und was mit Abweichlern zu geschehen hat, hatten die Deutschen längst erprobt.

Kurzum: «Im Vergleich zur BRD war die DDR, was immer man im Einzelnen an ihr aussetzen mag, in jeder Phase ihrer Entwicklung

Die junge Sahra verschlang Bücher wie andere Menschen Süßigkeiten, entdeckte Hegel und Goethe für sich.

das friedlichere, sozialere, menschlichere Deutschland», resümierte Sahra Wagenknecht in einem *Spiegel*-Interview 1994, fünf Jahre nach Zusammenbruch des SED-Staates.

Ein Besuch in der Gedenkstätte des Foltergefängnisses der Stasi in Berlin-Hohenschönhausen würde wohl ausreichen, um einen gegenteiligen Eindruck zu gewinnen.

Gleichwohl formulierte die damals 26-jährige Frontfrau der Kommunistischen Plattform in der PDS, der Nachfolgepartei der SED und Vorläuferin der Linkspartei, ein Lebensgefühl, das auch noch im 34. Jahr der deutschen Einheit unerschütterlich oszilliert. Auf seltsame Weise hat es die DDR im Gedächtnis vieler Ostdeutscher geschafft, als ein Unrechtsstaat in Erinnerung zu bleiben, in dem es sich trotz aller Widrigkeiten recht gut leben liess. Jedenfalls, solange man nicht allzu sehr totgeschossen auf dem Grenzstreifen lag.

Insofern verfügt Klaus-Rüdiger Mai, 61, dessen Monografie über Sahra Wagenknecht den etwas unscheinbaren Titel «Die Kommunistin» trägt, über einen unschätzbaren Wettbewerbsvorteil gegenüber bisherigen Biografen und Porträtisten der Links-Ikone: Er stammt wie Wagenknecht, 54, aus der DDR.

Der Dramaturg, Schriftsteller und politische Publizist Mai hat die einstige sowjetisch besetzte Zone nicht nur erlebt, sondern sichtlich durchlitten. Seine Schilderung der jungen Wagenknecht als aufblühende Intellektuelle in der bereits dahinsiechenden DDR liest sich denn auch ein bisschen wie eine persönliche



Aura der Sphinx: Politikerin Wagenknecht.

Auseinandersetzung des Biografen mit dem verzweifelten Unterfangen der Intelligenzia, in der Geistesferne des real existierenden Sozialismus zu überleben.

Sahra Wagenknecht kam 1969 zur Welt, als uneheliche Tochter einer Ostberliner Studentin und eines Studenten aus Westberlin, der aus dem Iran stammte und Schah-Gegner war. Sie war noch Kleinkind, als ihr Vater von einer Reise in seine Heimat nicht mehr zurückkam. Der Verlust des Vaters war für sie prägend. Wer nichts weiss über den Verbleib eines Elternteils, trägt sein Leben lang eine Fragestellung mit sich herum. Dieses Mysterium, behauptet Mai, wurde für Wagenknecht zum «Material für die Gestalt, die sich Sahra Wagenknecht zu geben wünscht». Die Aura der Sphinx, mit der sich Wagenknecht in ihrer politischen Laufbahn umgibt, ist eine Eigenkonstruktion – «die Erfindung der Sahra Wagenknecht».

Vor dem glanzlosen Alltag im Mauerstaat flüchtete sich die junge Sahra in Bibliotheken. Sie verschlang Bücher wie andere Menschen Süßigkeiten, entdeckte Hegel und Goethe für sich, lernte den «Faust» auswendig und gewann den linientreuen Dichter Peter Hacks, der sich für einen sozialistischen Klassiker und Wiedergänger Goethes hielt, als ihre geistige Vaterfigur. In seinem Kielwasser ästhetisierte sie sich die DDR als das bessere Deutschland zu recht. Als die Mauer fiel, trat sie in die SED ein – als eine beinharte und sogar für späte DDR-Verhältnisse aus der Zeit gefallene Stalinistin.

Untiefen des Postmodernismus

Klaus-Rüdiger Mai trägt mit kenntnisreicher Ausführlichkeit die geistigen Grundlagen von Wagenknechts Weltbild zusammen. Wir erfahren viel über Marx und Hegel; auch den Untiefen des Postmodernismus ist ein anschau-

licher Exkurs gewidmet. Mais These lautet, dass Wagenknecht, bei all ihren Pirouetten und Häutungen, eine getreuliche Kommunistin geblieben ist. Ob dies stimmt, ist schwer zu beurteilen, weil nicht einmal Kommunisten zu sagen vermögen, was der utopische Begriff Kommunismus genau bedeuten soll. Verlässlich Auskunft geben können vermutlich nur die Opfer, sofern sie kommunistische Experimente überlebt haben.

Allemaal ist diese Biografie lesenswert, weil Mai pointiert und geistreich schreibt und mit dem Ausbreiten von Wagenknechts Herkunft auch viel über unsere Gegenwart erhellt. Denn dass Sahra Wagenknecht sich derzeit anschickt, mit einer selbstkreierten Partei die politische Landschaft in Deutschland durcheinanderzuwirbeln, hat auch mit ihrer biografischen Routiniertheit zu tun, sich selbst erfinden zu können.

Wahrheit, nichts als Wahrheit?

Thomas Bodmer

Michael Köhlmeier: Das Philosophenschiff.
Hanser. 224 S., Fr. 33.90

Es ist ein zweifelhaftes Kompliment, dass die hundertjährige Architektin Anouk Perelman-Jacob ausgerechnet den Schriftsteller Michael bittet, sich ihre Erlebnisse als Vierzehnjährige anzuhören und in Buchform zu bringen. Denn dieser – wie der tatsächliche Michael Köhlmeier – vermischt gern Fakten und Fiktion und hat deshalb einen «etwas windigen Ruf»: «Was niemand weiss, das sollen Sie schreiben», sagt die alte Dame, «ein Schriftsteller, dem man nicht glaubt, was er schreibt. Wenn es keiner glaubt, umso besser. Aber erzählt werden soll es.»

Kranker Mann im Rollstuhl

Die Fakten sind diesmal: Philosophenschiffe gab es tatsächlich. Auf ihnen wurden 1922 allerlei Intellektuelle aus Sowjetrussland nach Deutschland verfrachtet. Die Ausgewiesenen, erklärte Trotzki, seien «potenzielle Waffen in den Händen unserer möglichen Feinde». Falls es zu «militärischen Komplikationen» komme, «werden wir gezwungen sein, sie nach dem Kriegerecht zu erschiessen». Deshalb ziehe man es vor, sie jetzt auszuweisen, und man hoffe, das werde als «vorausschauende Humanität» anerkannt.

Und so erhalten eines Tages der – erfundene – alte Architekturprofessor Michail Jacob und seine 25 Jahre jüngere Frau Maria Perelman, eine Ornithologin,

den Befehl, binnen einer halben Stunde das Wichtigste zusammenzuraffen und sich gemeinsam mit ihrer Tochter am Hafen von St. Petersburg einzufinden. Schon vor ihnen wurden etwas über 200 Intellektuelle auf dem Seeweg nach Stettin gebracht. Sie selbst gelten als «Zweifelsfälle», insgesamt zwölf Personen sind es nur, die auf ein luxuriöses Schiff kommen, auf dem zweitausend Platz hätten.

Als einziges Kind langweilt sich Anouk auf dem Schiff. Ihre Eltern kommen ihr vor «wie Tote, die noch nicht wissen, dass sie tot sind». Sie entdeckt, dass sie von einem Fenster aus eine Eisenleiter erreichen kann, auf der sie von der dritten bis in die erste Klasse hochklettert. Zwanzig Meter ist diese Leiter lang und glitschig, aber Anouk tut das immer wieder.

Nachdem das Schiff einige Tage lang stillgelegt und ein Kutter offenbar jemanden darauf abgeladen hat, sieht das Mädchen auf dem Sonnendeck der ersten Klasse einen sichtlich kranken Mann in einem Rollstuhl: «Eine Seite seines Körpers war gelähmt, die Finger der rechten Hand waren ineinander verkrallt.»

Neuer Besucher

Wie sich herausstellt, ist das Lenin, also der Mann, der veranlasst hat, dass all diese Intellektuellen ins Exil transportiert wurden. Und zwischen dem 52-jährigen Paralytiker, niedergestreckt von Schlaganfällen, und dem Mädchen entwickelt sich ein Gespräch und daraus so etwas wie Freundschaft. So gebrechlich Lenin ist, so sehr überschätzt er sich. Er glaubt: «Die werden sich noch nach meinem Tod vor mir fürchten.»

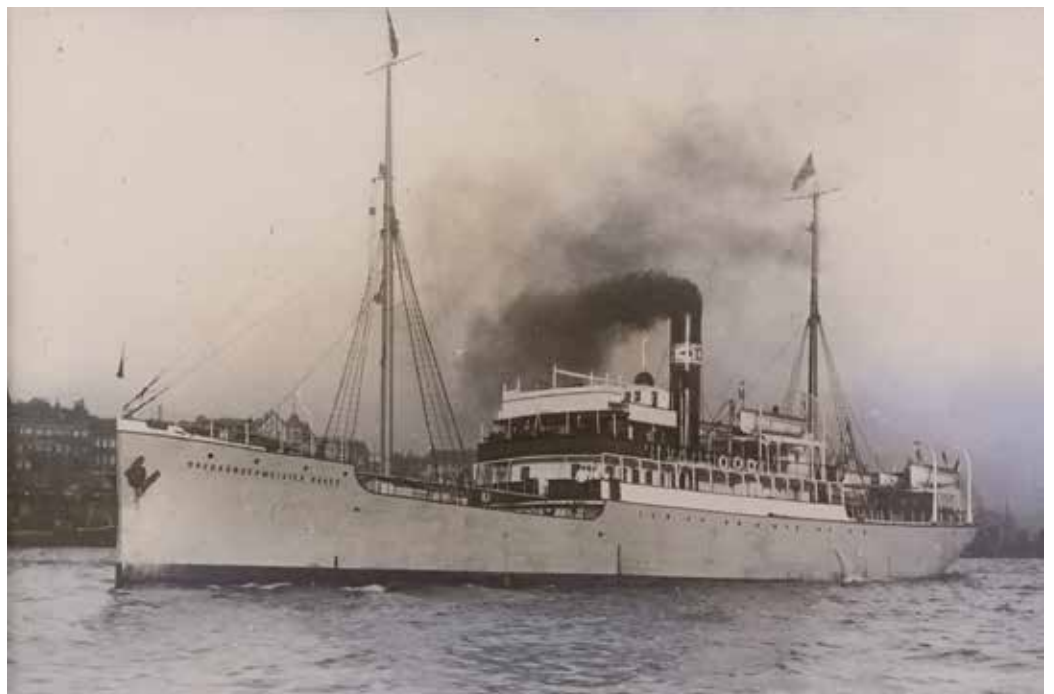
Hier wird «Das Philosophenschiff» richtig gut, während auf den rund 120 Seiten vorher viel Beliebigeres zu lesen war. Immer wieder kehrt der Erzähler Michael zur Gesprächssituation

Lenin glaubt: «Die werden sich noch nach meinem Tod vor mir fürchten.»

zurück: Anouk Perelman-Jacob ist sehr herrisch, verbietet ihm, zu seiner Familie nach Vorarlberg zurückzukehren, bevor sie ihm die ganze Geschichte erzählt hat. Er kocht für sie, bringt ihr Zigaretten, mit denen sie sich gezielt zu Tode rauchen will, und allzu oft gibt es Dinge, wo man sich als Leser fragt: «Warum erzählt er mir das?»

Doch die letzten sieben Seiten machen das Buch unbedingt lesenswert. Das Schiff bleibt dann noch einmal stehen, es kommt ein Besucher an Bord, der Lenin unumwunden erklärt, dieser sei deswegen auf dem Schiff, weil er nicht mehr gebraucht werde. Sein Fehler sei es gewesen, zu glauben, der Mensch wolle frei sein und seine Ketten abwerfen. Doch «der Mensch ist schwächer und niedriger, als du ihn hinstellen möchtest. Du hast kein Mitleid mit ihm, weil du ihn zu hoch eingeschätzt hast. Du wolltest den Menschen befehlen, frei zu sein.» Doch «die Millionen wollen genug zu essen haben, und sie wollen befreit sein von der Freiheit».

Die historischen Umstände machen klar, wer da spricht. Wir Leser von heute glauben, Putin reden zu hören. Und das macht «Das Philosophenschiff» zu einem so aktuellen wie beunruhigenden Buch.



Luxuriöse Abschiebung: Dampfer für ausgewiesene sowjetische Intellektuelle.



Gnadenloser Idealist: Comedian Semsrott.

Einfach abscheulich

Wolfgang Koydl

Nico Semsrott: Brüssel sehen und sterben – Wie ich im Europaparlament meinen Glauben an (fast) alles verloren habe. Rowohlt. 352 S., Fr. 28.90

Nico Semsrott ist sicher kein einfacher Mensch. Er leidet nach eigener Aussage an Depressionen, ist kontaktscheu und hüllt sich vermutlich daher vorzugsweise in einen Hoodie, dessen Kapuze ständig oben ist. Ausserdem ist Semsrott ein gnadenloser Idealist, der fest an das Gute im Menschen glauben und die Welt nicht nur zu einem besseren, sondern zu einem guten Ort machen will. «Ich war naiv», gesteht er selber ein.

Nicht die besten Voraussetzungen für eine politische Karriere, und schon zweimal nicht in der Schlangengrube europäischer Politik in Brüssel. Doch genau dort landete Semsrott vor fünf Jahren: Für die deutsche Spasspartei Die Partei wurde der Satiriker mit Martin Sonneborn ins Europaparlament gewählt. Einmal und nie wieder. Enttäuscht, erschüttert, desillusioniert, ja, angewidert, wird er dieses Jahr

nicht mehr kandidieren. Ausserdem hat er auf 350 Seiten eine gewichtige Abrechnung mit der EU vorgelegt: «Brüssel sehen und sterben – Wie ich im Europaparlament meinen Glauben an (fast) alles verloren habe».

Um eines vorwegzunehmen (Achtung, Spoiler-Alarm): Den Glauben an die EU hat Semsrott nicht verloren. Sie sei eine «super Idee, nur leider ziemlich schlecht umgesetzt». Er habe sich denn auch oft gefragt, «wie dieses Parlament es schafft, so schön und so scheisse gleichzeitig zu sein». Ungeschminkt gibt er zu, dass dieses Gremium mit seinen 705 Abgeordneten, 8000 Beamten und einem Jahresbudget von 2,38 Milliarden Euro eigentlich überflüssig ist: Wenn Demokratie bedeute, dass viele Menschen beteiligt und wahrgenommen würden, «ist die EU das absolute Gegenteil: Es wird so gut wie niemand beteiligt, und wahrgenommen erst recht nicht.»

Grauzone des Lobbyismus

Dass das EU-Parlament weitgehend machtlos ist, hat sich schon herumgesprochen. Im Grunde sassen dort «705 kleine Bundespräsident:innen, die Sonntagsreden halten und hoffen, dass das irgendjemand mitbekommt und irgendetwas berührt». Es sei «ein Ort der Unfreiheit und der Ohnmacht». Mit dem Volk müssten die

Volkvertreter, wenn sie nicht wollten, gar nicht in Kontakt treten: Im Parlamentsgebäude gibt es vom Postamt und dem Supermarkt bis zum Arzt und zum Friseur alles, was man braucht. Korridore verbinden die einzelnen Gebäude miteinander, und selbst den monatlichen Trip zum zweiten Tagungsort Strassburg legt man – unter sich – im eigenen Charter-TGV zurück.

Semsrott enthüllt auch detailliert, wie korrupt es im Parlament zugeht. Korruption, so schreibt er, «ist de facto so lange erlaubt, bis es herauskommt». Das beginnt bei Kleinigkeiten: Obwohl er eine deutsche und eine belgische Bahncard als Teil üppiger Privilegien erhält,

«Dieses System ist auf so vielen Ebenen abgefickt, dass ich am Ende nur sagen kann: Respekt!»

kann er trotzdem ein Billett von Berlin nach Brüssel abrechnen. Einen Beleg muss er nicht vorlegen. Will er noch mehr absahnen, rechnet er Kilometergeld für die Strecke ab – ebenfalls ohne Beweis. Auch Privatreisen werden klaglos rückerstattet.

Weiter oben beginnt die Grauzone des Lobbyismus, wo es keine Trennung der Gewalten gibt: Abgeordnete arbeiten schamlos für Unternehmen. «Oben», so Semsrott, ist alles eins. Die Parlamentspräsidentin beschäftigt den Mann ihrer Schwester, und wenn, wie vor zwei Jahren, wirklich mal ein grösserer Fall von Korruption publik wird, versendet der sehr rasch. Semrotts zynisches Fazit: «Dieses System ist auf so vielen Ebenen abgefickt, dass ich am Ende nur sagen kann: Respekt!» Es funktioniere nach einem einfachen Prinzip: «Einige Abgeordnete wollen Regeln, die anderen wollen keine Regeln – man einigt sich auf Regeln, die keiner kontrolliert.» Und: «Macht ist, wenn du dir einfach aussuchen kannst, ob die Regel jetzt gilt oder nicht.»

Die bittere Erkenntnis des Satirikers: Er sei im EU-Parlament «ein schlechterer Mensch» geworden: «Mein Idealismus ist von Erfahrung zu Erfahrung Stück für Stück abgestorben.» Dennoch wirbt er dafür, im Juni ein neues Parlament zu wählen: «Die Idee, dass ich Arschlöchern das Leben ein bisschen schwerer machen kann, ist für mich Motivation genug, wählen zu gehen.»



Folgenreiche Bluttat in Jerusalem

Peter Bollag

Arnold Zweig: De Vriendt kehrt heim.
Neuausgabe im Verlag Die Andere Bibliothek.
Erscheint im August 2024.

Chaim Arlosoroff 1933, Emil Grünzweig 1983 und nicht zuletzt Ministerpräsident Jitzhak Rabin 1995: drei Morde, die darum als speziell angesehen werden, weil Täter wie Opfer jüdische Israeli waren. Wobei im Falle Arlosoroffs bis heute nicht restlos klar ist, wer für die Tat wirklich verantwortlich war.

Unbestritten scheint die Täterschaft dagegen bei jenem Mord, der demjenigen aus den 1930er Jahren fast eine Dekade vorausging und der bis heute als erster politischer Mord im modernen Palästina gilt: Am 30. Juni 1924 wird der aus den Niederlanden stammende Rechtsanwalt Jacob Israël de Haan in Jerusalem erschossen, nachdem er vom Abendgebet aus der Synagoge gekommen ist.

Als Täter wird später der Geschäftsmann Avraham Tehomi (1903–1990) ausgemacht, der für seine Tat nie zur Rechenschaft gezogen wird. Viele Jahre nach der Tat gibt er an seinem damaligen Wohnort Hongkong einem Fernsehteam zu Protokoll: «Ich habe getan, was die Hagana (die Vorgängerorganisation der israelischen Armee) entschieden hatte.» Er bedauere nichts, denn de Haan «wollte die gesamte Idee des Zionismus zerstören».

Wer war dieser de Haan, der den späteren Staatslenkern als so gefährlich erschien, dass sie sogar einen Mord in Auftrag gaben? Jacob Israël de Haan wächst zusammen mit sieben Geschwistern in der holländischen Provinz auf, sein Vater ist Kantor, die Erziehung ist traditionell-religiös. Schon früh entdeckt de Haan sein Interesse an der Jurisprudenz – und am eigenen Geschlecht. Er verfasst zwei Romane mit dieser Thematik und hat, obwohl verheiratet, mehrere homosexuelle Beziehungen.

Nachwirkende Schatten

Bald kommt eine weitere Leidenschaft dazu – der Zionismus, der de Haans jugendliche Faszination für den Sozialismus schnell ablöst. 1919 landet er folgerichtig im britischen Mandatsgebiet Palästina, macht sich über sein zukünftiges Leben aber keine Illusionen: «Ich verlasse Holland nicht, um meine Lage zu verbessern. Weder materiell noch intellektuell wird mein Leben in Palästina meinem Leben hier entsprechen.»

In Jerusalem wandelt sich der begeisterte Zionist bald zum orthodoxen Skeptiker der jüdischen Nationalbewegung und damit zur Hassfigur der links geprägten zionistischen

Bewegung. Als Vertreter der strenggläubigen Agudat-Israël-Partei ist de Haan eine Art Aussenminister der Ultraorthodoxen und versucht, die regierende britische Mandatsmacht davon zu überzeugen, dass nicht alle im «Jischuw» (Siedlungsgebiet der jüdischen Bevölkerung im Land) einen eigenen Staat anstreben. Sondern auf ein göttliches Zeichen warten und gleichzeitig zunächst einmal den Ausgleich mit der arabischen Bevölkerung verfolgen.

Kompliziert wird das Ganze noch dadurch, dass de Haan offenbar mehrere arabische Liebhaber hat, seine Ermordung darum eine Zeitlang auch als mögliche Milieu-Tat angesehen wird.

Die Beziehung zu einem vermutlich minderjährigen arabischen Jungen – heute würde man wohl von einem Missbrauchsfall sprechen – thematisiert der Schriftsteller Arnold Zweig (1887–1968) in seinem 1932 erschienenen Roman «De Vriendt kehrt heim». Der Autor, der von 1933



Arabische Liebhaber: Rechtsanwalt de Haan.

bis zur Staatsgründung 1948 im Mandatsgebiet lebt und danach in die DDR emigriert, stellt aber dennoch klar den politischen Mord an de Haan in den Mittelpunkt. Allerdings verlegt er diesen ins Jahr 1929, jenes Jahr, in dem in Palästina schwere Unruhen zwischen der arabischen und der jüdischen Bevölkerung ausbrechen, deren Schatten möglicherweise bis heute nachwirken.

Was Zweigs Roman bis heute lesenswert macht, ist seine Beschreibung eines zeitlosen Antisemitismus: «Die Völker verleibten sich alles ein, was ihnen Kräfte zuführte; aber mit dem Schmachbild des Juden räumten die Undankbaren deshalb doch nicht auf, darum war es möglich, den ewig Unmündigen immer wieder die Juden als Ursache ihres jeweiligen Unglücks zu denunzieren, mitten in der kühlen Welt der aufgeklärtesten Jahrhunderte.» Das könnte auch 2024 geschrieben worden sein.



Die Bibel

Vitalitäts- und Wirtschaftswunder

Und Noah, der Ackerbauer, war der Erste, der einen Weinberg pflanzte (Genesis 9, 20). – Die biblische Sintflutgeschichte könnte eine Erinnerung an einen maritimen Vulkanausbruch mit anschließendem Tsunami sein. Klar ist, dass eine unsäglich-Katastrophe das Leben weitgehend ausgelöscht hat und dass die Erholung davon wie eine neue Schöpfung wahrgenommen wurde. Dass Noah zuerst einen Altar baute, zeigt, dass es eine Religion braucht, damit eine menschliche Gesellschaft sich organisieren und Ackerbau betreiben kann (vgl. *Weltwoche* Nr. 13/24, «Wo alles begann»). Die Kultivierung von Reben hat nicht den obersten Vorrang, setzt also vorangegangene Produktionserfolge voraus und deutet ein Vitalitätswunder an, wie es für post-katastrophale Phasen typisch ist. Das lässt sich auch an der Makrogeschichte unseres Planeten beobachten: Nachdem er rund achtzig Millionen Jahre bis zum Äquator vereist war und nur wenige Organismen überleben konnten, setzte sich angereichertes, wundervolles CO₂ frei, sodass die Durchschnittstemperatur innert weniger Jahrtausende von –50 auf +50 Grad Celsius anstieg. Es folgte eine Explosion der Lebens- und Artenvielfalt.

Ein naheliegendes Beispiel der Mikrogeschichte ist das deutsche Wirtschaftswunder nach 1945. Damals gab es in Deutschland praktisch keinen Staat mehr. Die Menschen waren auf sich selbst und ihre Nächsten gestellt. Es fehlte jegliche Regulierung, sodass der Neustart in einer freien Wirtschaft erfolgen konnte. Entscheidend war die Freiheit. Sie erfüllt die Menschen mit Einsatzfreude, Kreativität und gewiss auch Liebe. Das ist die richtige Wirtschaftsförderung: Man schraube die Umverteilung, die Regulierung und die Bürokratie um zwei Drittel runter, und alles wird besser. Dies ohne Krieg und Katastrophe zu tun, wäre ganz besonders schlau.

Peter Ruch

«Jodeln ist eine Lebensphilosophie»

Karin Niederberger, seit fünfzehn Jahren die höchste Jodlerin im Land, spricht über den Sound der Schweiz, das Bewahren des Brauchtums und ihre Grossfamilie.

Benjamin Bögli

Die 53-jährige Bündner Strahlefrau empfängt die *Weltwoche* zum Gespräch in ihrem Haus in Malix mit prächtiger Aussicht auf Berg und Tal. Hier wohnt sie zusammen mit ihrem zweiten Mann Ruedi, einem Landmaschinenunternehmer, und ihrer Familie. Niederberger, die in Malix aufwuchs, hat sechs Kinder im Alter zwischen 19 und 34 Jahren. Die Bauerntochter machte eine Lehre als Metzgereiverkäuferin und später eine sozialpsychologische Ausbildung. Sie ist Gemeindepräsidentin von Churwalden und seit 2009 Präsidentin des rund 16 000 Mitglieder grossen Eidgenössischen Jodlerverbands. An dessen 110. Delegiertenversammlung im März wurde sie mit tosendem Applaus wiedergewählt.

Weltwoche: Waren Sie schon immer so beliebt?

Karin Niederberger: Am Anfang nicht. Ich habe das Amt auch nicht gesucht. Ich liess mich aber überzeugen. Der Verband stand damals kurz vor dem 100. Geburtstag, aber niemand wollte Präsident werden und dieses Jubiläum stemmen. Ich dachte: Das kann ja nicht sein! Wir besingen stets unser schönes Land sowie den Zusammenhalt, und jetzt will niemand übernehmen? Das reizte mich und ich bewarb mich.

Weltwoche: Wie waren die Reaktionen?

Niederberger: Bei der Wahl stand jemand auf und sagte, eine Mutter mit sechs Kindern könne ein solches Amt nicht bewältigen. Ich war völlig überrascht, dass das überhaupt ein Thema war. Ich bin auf einem Bauernhof aufgewachsen. Für mich war immer selbstverständlich, dass Frau und Mann auf Augenhöhe arbeiten. Es meldete sich dann eine Jodlerin, die sagte, ob man einen Mann mit sechs Kindern dasselbe fragen würde. Damit war die Sache vom Tisch.

Weltwoche: Wie hat sich der Jodlerverband unter Ihrer Führung verändert?

Niederberger: Inhaltlich nicht, unsere Aufgabe ist es ja, an der Tradition der Gründer festzuhalten. Aber die organisatorischen Strukturen wurden laufend überprüft und angepasst.

Weltwoche: Haben Sie eiserne Prinzipien, wie Sie das Brauchtum schützen?

Niederberger: Es gibt die ursprünglichen Regeln, die wir jedes Jahr während unserer Klausurtagung beherzigen, dabei fragen wir uns stets: «Machen wir genug, um das Brauchtum zu erhalten?» Es gibt Dinge, die uns entschlüpft sind, die Trachten zum Beispiel: Viele tragen sie traditionell, aber manche Vereine sehen mittlerweile aus wie normale Musikgesellschaften.

Weltwoche: Was tun sie dagegen?

Niederberger: Diese lockerere Art hatte vor meiner Präsidentschaft begonnen. Um so etwas wieder rückgängig zu machen, war es leider zu spät. Es ist auch in Ordnung, wenn sich das Drumherum weiterentwickelt. An einem Jodlerfest gelten aber die traditionellen Regeln. Dann werden auch die Trachten korrekt getragen.

Weltwoche: In welchem Zustand befindet sich das Jodeln in der Schweiz?

Niederberger: In einem sehr guten. Ich sehe auch, dass Jodeln, Alphorn-, Büchelblasen und Fahنشwingen immer noch sehr beliebt sind und vielen Leuten in dieser narrenverrückten Welt einen Halt geben. Bei uns sind alle vertreten – vom Doktor bis zum Bauer –, und wenn man am Jodlerfest die Trachten trägt, spielt es keine Rolle, was du bist, man sieht es auch nicht. Dann sind alle gleich. Das gibt einen sozialen Zusammenhalt. Auch die Jungen kommen nach. Ich sehe das in meiner Familie. Meine Kinder fragen sich vermehrt: Was sind unsere Wurzeln, was ist wirklich wichtig, was hält uns zusammen? Natürlich ist das auch in anderen Verbänden und Klubs so. Wir besingen und bespielen den Zusammenhalt einfach auch noch. Jodeln ist eine Lebensphilosophie.

Weltwoche: An der Hochschule Luzern hat kürzlich jemand zum ersten Mal einen Masterabschluss im Jodeln gemacht. Was halten Sie von dieser Akademisierung?

Niederberger: Bis jetzt kam der Jodlerverband auch ohne Akademisierung aus. Aber wenn in der heutigen Zeit das Bedürfnis danach besteht, ist das wunderbar. Es ist sicher eine grosse Bereicherung in der musikalischen Ausbildung. Nun kann Jodeln auch in der Schule unterrichtet werden. Das dürfen wir «Laien» ja nicht. Andererseits gehen Leute mit einem Ab-

schluss im Jodeln sicher nicht zum gleichen Lohn dirigieren, wie wir es machen. Die Frage lautet dann: Kann sich ein Klub das leisten?

Weltwoche: In Zürich wurde vor ein paar Monaten der erste schwule Jodlerchor gegründet. Wird das bei Ihnen diskutiert?

Niederberger: Das ist überhaupt kein Thema. Bei uns sind alle herzlich willkommen, ob jemand jetzt auf *Schnäbis* oder was auch immer steht. Die sexuelle Orientierung spielt keine Rolle.

Weltwoche: Auch unter Feministinnen wird gejodelt. Jüngst trat der Chor «Echo vom Eierstock» im Bundeshaus auf. Was halten Sie davon?

Niederberger: Für mich persönlich ist das etwas zum Fremdschämen. Mit diesem Namen wird der weibliche Körper für eine Provokation missbraucht. Und auch die Kompositionen sind

«Bei uns sind alle herzlich willkommen, ob jemand jetzt auf «Schnäbis» oder was auch immer steht.»

respektlos. Ohne die Komponisten zu fragen, ändern sie Texte um. Aber es ist irgendwie auch ein Spiegel der Gesellschaft: Je ausgefallener etwas ist, desto mehr wird es beklatscht, während man auf das Normale, Bodenständige herabschaut. Viele sehen nicht, wie viel Arbeit hinter dem sogenannten Normalen steckt. Für mich ist das eine unrühmliche Wohlstandserscheinung. Die Gesellschaft hebt immer mehr ab. Es ist kein Zufall, dass heute so viele Jugendliche mit psychischen Problemen kämpfen. Jeder braucht eine Insel, wo er sich erden, wo er auftanken kann. Das war schon immer so. Ob das nun Blasmusik, Sport oder eben Jodeln ist. Wenn wir bei uns die schönen Schweizer Wiesen und Blumen besingen, ist das echt, die gibt es ja wirklich. Findet aber eine Entwurzelung statt, ist das nicht gut für das Zusammenleben.

Weltwoche: Andererseits ist Jodeln so mainstreamig wie noch nie: Die Alben des Jodelchors Heimweh zum Beispiel erreichen in der Pop-Hitparade regelmässig Spitzenplätze. Wie erklären Sie sich das?

Niederberger: Es war ja der Nidwaldner Jodlerklub Wiesenberg, der am Anfang dieser Popularisierung stand. Nun, Tradition macht sich auch in den sozialen Medien gut. Die Verbreitung ist dadurch einfacher. Die Mischung zwischen Modernem und der Tradition ist ausserhalb unseres Verbandes eine grosse Bereicherung für die Schweizer Musikwelt.

Weltwoche: Nimmt die Qualität des Jodelns durch die Kommerzialisierung und die Akademisierung zu?

Niederberger: Ja, das tut sie. Einerseits ist das positiv. Andererseits führt die Professionalisierung dazu, dass die Ansprüche an die Chöre, die das Jodeln ja als Hobby betreiben, steigen. Das sorgt bei unseren Mitgliedern auch für Kritik: weil es mit dem üblichen Aufwand vielleicht plötzlich nicht mehr reicht, um bei einem Jodelfest, das gleichzeitig immer auch ein Concours ist, eine gute Klassierung zu erhalten. Und wird es zu anspruchsvoll, verlieren wir Mitglieder. Wir reagieren darauf, indem wir an den Festen eine Kategorie ohne Benotung eingeführt haben.

Weltwoche: Welche Führungsgrundsätze haben Sie als Präsidentin?

Niederberger: Vieles kommt aus dem Bauch heraus. Aber ich habe natürlich meine Werte, die ich im Verband hochhalte: ehrlich sein, authentisch bleiben – und nicht für mich, sondern für die nächste Generation arbeiten.

Weltwoche: Sie haben eine achtköpfige Familie, managen sie diese wie den Verband oder den Verband wie die Familie?

Niederberger: (*lacht*) Das sind schon zwei unterschiedliche Herausforderungen. Wobei ich natürlich versucht habe, den Kindern unsere Werte zu vermitteln. Der Weitblick ist für mich immer wichtig: Es muss nicht nur für uns im Moment reichen, sondern auch für die kommende Generation. Grundvoraussetzung dafür ist, dass man gut zusammen funktioniert. Und das Zusammenleben in unserer Gesellschaft beginnt in der Familie. Wirklich bewusst ist mir das im Verband geworden. Das heisst auch, dass sowohl im Verband als auch in der Familie alle mithelfen müssen. Sonst hätte ich es nicht geschafft, sechsfache Mutter, Gemeindepräsidentin und Verbandspräsidentin zu sein.

Weltwoche: Ihr Mann war und ist voll berufstätig. Wie hat das trotzdem funktioniert? Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist seit Jahren ein grosses Politikum.

Niederberger: Mit sechs Kindern auch noch Karriere machen, geht nicht. Wenn wir Familie haben wollen, müssen wir auch verzichten können. Und ich wollte meine Kinder selber erziehen. Ganz am Anfang haben mich meine Mutter und die Schwiegermutter unterstützt. Bei mir funktionierte es, weil ich ehrenamtlich arbeite. So konnte ich auch mal sagen, dass ich nicht an diese Versammlung oder jene Sitzung komme, wenn ein Kind krank war. Wenn ich in einer Firma angestellt gewesen wäre und Kar-



«Es gibt Dinge, die uns entschlüpft sind»: Präsidentin Niederberger mit Hündin Hanna.

riere hätte machen wollen, hätte ich meinem Arbeitgeber gegenüber ein schlechtes Gewissen gehabt. Ich denke da vielleicht altmodisch. Die beste, schönste und anstrengendste Aufgabe, die ich je gemacht habe, war aber die Familie: das Grossziehen unserer Kinder. Ihnen die Schweiz mit ihren jahrhundertealten Werten und Traditionen als Mutter und Verbandspräsidentin zeigen zu dürfen, war und ist ein grosses Privileg.

Weltwoche: Was bedeutet Ihnen Jodeln ganz persönlich?

Niederberger: Sehr viel. Erdung, zu mir finden, bewusst atmen, zusammen ein Ziel erreichen. Das Publikum begeistern. Es hat so

viele Aspekte. Ich bin ja auch noch Dirigentin des Klubs, und ich trete hin und wieder solo auf. Alphornblasen, Fahenschwingen und Jodeln bedeutet natürlich auch Tradition und Heimat: Für mich ist Jodeln der Sound der Schweiz. Das habe ich auch während der verrückten Corona-Zeit gemerkt: Wir mussten einfach zusammenhalten, und das haben wir auch getan. Das sah ich dann am letztjährigen eidgenössischen Jodlerfest in Zug: Es war ein grosser Erfolg, der mich bei meiner Ansprache, nach dieser herausfordernden Zeit neben Bundesrat Berset und vor unseren Aktiven und den Gästen stehend, zu Tränen rührte. Das Vertrauen in die Gesellschaft habe ich nicht verloren. Im Gegenteil.



„Kombiniere: Wir sind wahrscheinlich nur Romanfiguren, Watson!“

Fernsehen

Glanz des Ewigheitigen

Benjamin Bögli

Inside Kronenhalle – Luxus und Tradition:
SRF-Dok. 3 Folgen. Abrufbar auf Srf.ch

Wenn etwas Ikonisches wie die Zürcher «Kronenhalle» porträtiert werden soll, besteht die Kunst für die Verantwortlichen, aber auch für die Journalisten darin, genau so viel zu zeigen, dass keine Entzauberung stattfindet. Beiden Seiten gelingt dies ziemlich gut.

Das bekannteste Restaurant Zürichs, oder vielleicht sogar des ganzen Landes, feiert dieses Jahr seinen 100. Geburtstag. Das Schweizer Fernsehen erforschte deshalb das Innenleben der «Kronenhalle». Die grosse Leistung des fabelhaften Lokals, das wird sofort klar, ist die Konservierung des Geists der Gründerfamilie Zumsteg. Man geht nicht mit der Zeit und bleibt deshalb besonders. Die Gäste lieben den Glanz sowie die Qualität des Ewigheitigen. Und, wie es scheint, hält dieser Spiritus auch die Belegschaft zusammen: Der forsche Küchenchef (hat schon für Sophia Loren gekocht), genialer Verwalter des Bodenständigen, seit Jahrzehnten dabei, die sorgfältige Chef de Rang und die quirlige Lehrtochter – sie alle ziehen am selben Strick. Das ist nicht nur gastronomisches Gold, sondern auch mediales.

Allerdings sorgt der Fokus des Dreiteilers hin und wieder für Stirnrunzeln: Mit einem Feueralarm in der «Kronenhalle» beschäftigten sich die Fernsehleute, obwohl nichts passiert, minutenlang, während die beiden berühmtesten Schweizer, die regelmässig in der Zürcher Traditionsgaststube zu essen und zu trinken pflegten, unerwähnt bleiben: Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch.

Ballett Stunde null tanzen

Lilo Weber

An Accident / a Life: Von Marc Brew und Sidi Larbi Cherkaoui. Nächste Aufführungen: Sierre, Théâtre Les Halles, 4. und 5. Mai; Bulle, Salle CO2, 10. Mai; Kaserne Basel, 16. und 17. Mai

Der 11. Oktober 1997 änderte alles. Marc Brew war ein junger Balletttänzer in Südafrika und mit drei Freunden unterwegs, als ein angetrunkenen Fahrer in ihr Auto krachte. Nur einer der vier jungen Leute überlebte: Marc Brew, und er würde nie mehr laufen können. Aber in seinem Kopf und seinem Herzen war er der Tänzer geblieben, der er seit seiner Kindheit in Australien sein wollte. Also tanzte er weiter, organisierte sich neu, trainierte neu – und ist zu dem Marc Brew geworden, den wir heute kennen: einer der charismatischsten Tänzer im Rollstuhl weltweit. Und ein Leuchtturm für den integrativen Tanz.

Längst choreografiert der heute in Schottland lebende Künstler eigene Stücke, ist aber weiterhin auch auf der Bühne zu sehen. So nun im Solo «An Accident / a Life» im Rahmen des internationalen Tanzfestivals Steps, das vom 24. April bis zum 19. Mai zehn Produktionen durch die Schweiz touren lässt. Für diese Arbeit hat er sich mit einem der international gefragtesten Choreografen zusammengetan: Sidi Larbi Cherkaoui, der seit der letzten Spielzeit das Ballett des Grand Théâtre de Genève leitet.

Er habe in Marc Brew einen neuen Bruder gefunden, sagt Sidi Larbi Cherkaoui, als wir uns im Februar in Den Haag bei der Premiere von «An Accident / a Life» am Holland-

Marc Brew ist einer der charismatischsten Tänzer im Rollstuhl weltweit.

Dance-Festival treffen: «Ich fühle wie er.» Das ist keineswegs Koketterie, sondern gehört zur Art und Weise, wie der belgische Choreograf arbeitet. Er war schon immer neugierig wie ein junger Hund, wenn es um die Lebenslinien und Bewegungsmuster anderer Künstler ging. Aus der Befragung und Verbindung verschiedener Kulturen und Stile heraus hat er immer wieder Spannendes und Innovatives geschaffen.

Divergierende Kulturen, unterschiedliche Perspektiven auf die Welt musste er von Kind an zusammenbringen. Sein Vater war marokkanischer Muslim, seine Mutter eine katholische Flämin. Zu Hause in Antwerpen wurde französisch gesprochen, in der Schule niederländisch, und der Junge wollte Tänzer werden und kein

Fleisch essen. Er tanzte Hip-Hop, Jazz, Ballett, alles, was er irgendwie lernen konnte. Und er forschte und experimentierte nach seinem Studium eifrig weiter.

So trat er zusammen mit der berühmten Flamencotänzerin María Pagés auf, hat mit Tangueros in Argentinien gearbeitet und mit jungen Shaolin-Mönchen aus China. Er hat für Beyoncé Musikvideos choreografiert und Shows für den Cirque du Soleil; er inszeniert Opern und erzählt alte Tanzgeschichten neu. Die Begierde, verschiedene Traditionen und Formen aus dem Innersten heraus zu verstehen, und das Fehlen jeglicher Berührungsängste haben ihn zu dem grossen Künstler gemacht, der er ist.

Lakonie ohne Pathos

Und so hat Sidi Larbi Cherkaoui seinen Kollegen Marc Brew nach dem befragt, was wir uns Behinderte normalerweise nicht so recht getrauen zu fragen: nach dem Grund der Behinderung, jenem Tag des Unfalls. «An Accident / a Life» ist ein Stück übers Erinnern. «Marc erinnerte sich an Dinge, von denen spä-



Formen aus dem Innersten heraus verstehen:

ter andere Menschen sagten, so sei es nicht gewesen», erzählt Sidi Larbi Cherkaoui in Den Haag vor der Premiere. «Jede und jeder von uns hat eine persönliche Idee seiner Vergangenheit. Aber Marc zoomt sich da richtig rein und leistet physisch Unglaubliches, als würde er durch die Erinnerung neue Kraft finden.»

In dem Solo setzt Marc Brew nun die Puzzle-teile seiner Erinnerungen an jenen Wendepunkt 1997 zusammen – bildlich, körperlich,

Seine Erinnerungsfetzen setzt er in farbigen Buchstaben auf die Motorhaube des Autos.

sprachlich. Ein Moment, in dem alles stillstand. Er spricht von seinen Gefühlen, als er im Spital erkennen musste, dass er als einziger der vier Freunde überlebt hatte. Und er tut dies mit einer Lakonie, die sich jedes Pathos verbietet. Seine Erinnerungsfetzen setzt er in farbigen Buchstaben auf die Motorhaube des Autos. Dann wird es hochgezogen und schwebt über ihm, die ganze Performance lang. Während er

darunter seine Glieder wieder und wieder neu zusammensetzt und ineinander verschlingt, als müssten sie ihm auf die Spur seiner verschlungenen Erinnerungen helfen.

Gleich nach der Premiere in Den Haag eilt Sidi Larbi Cherkaoui zurück nach Genf. Er inszeniert am Grand Théâtre die Mozart-Oper «Idomeneo» – Premiere war im Februar. Der Genfer Ballettchef ist auf vielen Bühnen und in vielen Medien unterwegs. «An Accident/a Life» hat er mit Eastman produziert, seinem Labor in Antwerpen, von dem aus er seit 2010 mit Hip-Hoppern und zeitgenössischen Tänzern innovative Wege geht. Die Produktionsplattform hat er weitergeführt, als er 2015 das Königliche Ballett von Flandern und 2022 das Genfer Ballett übernahm.

Dem Grand Théâtre bringt er neben frischem Wind viel Prestige und neue Verbindungen zu Tanzveranstaltern in aller Welt. Hier hat er in der letzten Spielzeit sein wunderschönes Ballett «Ukiyo-e» geschaffen und angefangen, ein Repertoire mit Stücken aus dem neueren belgischen Tanzschaffen aufzubauen. Welch ein Glück für Genfer Tanzfans.



Tänzer Brew.

Songs für die Ewigkeit

Led Zeppelin: «Stairway to Heaven»



Die «Söhne des Donners» schrieben einige herausragende Songs. Die Entstehung eines der berühmtesten Lieder der Rockgeschichte hat ihren Ursprung im Frühjahr 1970. Nach ihrer fünften Amerika-Tournee zogen sich Gitarrist Jimmy Page und Sänger Robert Plant ins walisische Bergland zurück, um schöpferische Kraft zu tanken. Sie wollten etwas Neues erschaffen. Es entstand diese betörende, absteigende, akustische Kaskade von Akkorden als Intro. Dazu dann Bass-, Sopran- und Tenorflöten, arrangiert und gespielt vom genialen, grob unterschätzten Bassisten John Paul Jones.

Es brauchte ein weiteres Jahr, um das Ganze zu einem Meisterwerk zu formen. Der Sänger erinnert sich daran, wie seine Hand, trotz mieser Laune, einfach diese Worte auf ein Stück Papier schrieb: «There's a lady who's sure all that glitters is gold / and she's buying a stairway to heaven.» Der Rest folgte wie aus einem Guss. Ein Mix aus Mythologie, Philosophie und ein paar Bibelverweisen. Sanft und ausdrucksvoll in Versen gesungen.

Dann der kantige Drum-Einstieg von John «Bonzo» Bonham, der mit seinem einmaligen Power-Drumming den ganzen Song trägt und nie in beliebige Balladensülze abdriften lässt. Das legendäre Gitarrensolo von Page ist lyrisch und kraftvoll zugleich. Jede Note ist da, wo sie sein muss. Gepeitscht von einer zwölfsaitigen E-Gitarre, die dann vom Sänger aufgefangen und weitergetrieben wird. Schliesslich beendet nur Gesang, unbegleitet, diesen magischen Zauberritt.

Chris von Rohr

Comics

Vom Finden verlorener Zeit

Wolfram Knorr

Jean Van Hamme/Philippe Berthet:
Das Schicksal der Winczlav.
Schreiber & Leser. Drei Bände.
Ca. Fr. 25.– pro Band

«Endlich», jubelte Frankreichs Presse, «ein französischer James Bond!» Der hiess Largo Winch, smart, durchtrainiert, Chef eines globalen Unternehmens. Kein Weltenretter, seine Aktivitäten beschränkten sich auf Wirtschaftskriminalität. Das war Ende der 1970er Jahre, der Erfolg der «Winch»-Romane, ein halbes Dutzend, blieb mässig. Rund zwanzig Jahre später erschienen sie im belgischen Dupuis-Verlag noch mal, als Comic – und wurden zu Bestsellern: «Winch» brachte es auf 390 000 verkaufte Exemplare pro Band und auf inzwischen zwanzig Alben, eine TV-Serie mit 38 Episoden und zwei Spielfilme. Ein Rummel wie um «Asterix». Was der Gallier-Gnom für die Spassgemeinde, erfüllt Largo Winch für die Adventure-Freunde – allerdings nur im frankobelgischen Raum; im deutschsprachigen tut man sich traditionsgemäss schwer mit dieser «Leichtigkeit des Seins».

Schöpfer der Erfolgsfigur ist der Belgier Jean Van Hamme, 85, das Pendant zu René Goscinny, dem Autor von «Asterix», «Lucky Luke» und «Isnogud». Van Hamme studierte Ökonomie, bereiste als Marketingexperte verschiedener Unter-

Es gibt keinen Schmutz, nur eine Welt voller lärmender Impulse, aus der alles Leben geschwunden zu sein scheint.

nehmen die halbe Welt und hängte Mitte der 1970er Jahre seinen Beruf an den Nagel, um nur noch zu schreiben, erst Romane, dann Comics. Mitte der 1980er Jahre entstand daraus, mit dem belgischen Zeichner William Vance, «XIII», der erste Wurf. Der Titel bezieht sich auf eine Tätowierung auf der Schulter des Helden, sonst weiss er nichts von sich. Gedächtnisverlust, Identitätssuche, Verschwörungen wie bei Jason Bourne («Die Bourne Verschwörung»). «XIII» wurde zur Endlosserie, begleitet von TV-Filmen und Computerspielen. «Largo Winch», in den 1990ern ge-



Wie in Schönheit eingefroren: «Das Schicksal der Winczlav».

startet, wurde der Überflieger. Auch qualitativ hatte Van Hamme eine neue künstlerische Höhe erklommen.

2017 kündigte er an, aufzuhören. Dem Dupuis-Verlag gefiel das nicht, er suchte eine Möglichkeit, Van Hamme noch mal zu binden: mit einem Prequel, einer Vorgeschichte. Das reizte den Alt-Profi dann doch, und so entstand das dreibändige Meisterstück «Das Schicksal der Winczlav», die Entstehungsgeschichte jenes W-Imperiums, das dem Draufgänger Largo seine Eskapaden ermöglicht. Wie in allen Familiengeschichten läuft nicht alles gerade, sondern krumm, mit Intrigen und Rivalitäten.

Inspiziert von Zola

Die Saga beginnt Mitte des 19. Jahrhunderts in Montenegro, mit Vanko Winczlav, einem Arzt, der aus politischen Gründen in die Neue Welt flieht und durch Heirat, Scheidung und Affären Gründer zweier Familien wird, die sich verzweigen. Die direkten Nachkommen des Arz-

tes verkürzen ihren Namen zu Wincz und schliesslich Winch und erkämpfen sich mit Zähigkeit einen Platz in der amerikanischen Gesellschaft. Van Hamme konzentriert sich abwechselnd auf getrennt lebende Familienzweige. Im Zentrum bleibt Nerio Winch, direkter Nachfahre von Vanko Winczlav. Er ist der eiskalte Gründer des W-Imperiums, das Largo übernimmt.

Van Hammes Familiensaga hat natürlich ihre Inspirationsquellen, zur auffälligsten gehört Emile Zolas Romanzyklus «Rougon-Macquart», vor allem «Das Glück der Familie Rougon». Schildert Zola die Verbürgerlichung reich gewordener Bauern, ist es bei Van Hamme die bäuerlich geprägte Familie aus dem Balkan, die sich zu amerikanischen Kapitalisten entwickelt. Van Hamme erzählt das natürlich in Bildern, was nicht leicht ist angesichts fehlender rasanter Action. Autor und Zeichner müssen deshalb seelische und emotionale Stimmungen glaubhaft machen. Van Hamme schuf «Largo Winch» mit dem Belgier Philippe Francq, einem rigoros realistischen Stilisten.

Für das Prequel hat man Philippe Berthet (ebenfalls Belgier) verpflichtet, einen Ligne-claire-Zeichner. Mit ziseliert dünnem Strich presst er die Winczlav-Saga in eine artifizielle Form. Nicht nur das Umfeld, auch die Figuren; das kann auf den ersten Blick irritieren.

Denn alles ist, von Montenegro über den Luftkrieg im Ersten Weltkrieg bis zu den Unruhen im Kosovo, wie in Schönheit eingefroren. Es gibt keinen Schmutz, nur eine Welt, die völlig clean ist. Eine Welt, die zwar voll lärmender Impulse ist, aus der aber zugleich alles Leben geschwunden zu sein scheint. Und die Figuren sind wie die Räume, in denen sie wirken. Genau das macht die Erzählung so magisch: Es ist der Blick zurück, eine Suche nach verlorener Zeit, von der nur verklärende Bilder gefunden werden. Oder wie Marcel Proust schrieb: «Die Tatsachen dringen nicht in die Welt ein, die von unseren Glaubensinhalten bewohnt wird.» Deshalb war Berthet die richtige Wahl. Ein Comic-Meisterstück.

Klassik

Eleganter und prickelnder Gershwin

Manuel Brug

Thibaudet & Feinstein: Gershwin Rhapsody.
Decca

Mit dem charaktervollen Klarinetten-Glissando klänge der Anfang natürlich noch typischer, aber das ist trotzdem unverkennbar George Gershwins «Rhapsody in Blue». Auch wenn sie diesmal lediglich auf zwei Klaviere aufgeteilt wurde. So freilich kommt die jazzig-swingende Essenz des Werkes noch stärker heraus. Vor hundert Jahren elektrisierte die «Rhapsody» erstmals die New Yorker Hörer, und sofort wurde sie ein Welthit, gerade auch weil sie sich so vielfältig arrangieren lässt. Wie

Auf diesem vergnüglichen Album singt Michael Feinstein auch noch schmeichelnd schön.

etwa zu einem Gershwin-Medley für die beiden Pianisten Jean-Yves Thibaudet und Michael Feinstein, das einige weitere seiner berühmten Songs aufnimmt. Und damit Broadway und Carnegie Hall in friedlicher Koexistenz klanglich vereint und sehr viel sophisticated Zeitgeist aus dem New York der Roaring Twenties versprüht.

Und auf diesem vergnüglichen Album singt auch noch einer schmeichelnd schön, mit Emphase und Raffinesse: Michael Feinstein. Ihn nennt man die «Ein-Mann-Enzyklopädie des Great American Songbook», also jener klassischen Songs von Gershwin, Cole Porter, Irving Berlin, Jerome Kern und Richard Rodgers, die schon poppig waren, bevor der Pop überhaupt erfunden wurde. Feinstein führt sie als stetig nach verlorenen Schätzen trüffelnder Sucher rastlos auf und hält diesen Liedkatalog so in vielerlei Gestalten lebendig.

Klimpern de luxe

Feinstein hat sich für dieses besondere Projekt zusammengetan mit dem eher nonkonformistischen Jean-Yves Thibaudet. Der aus Lyon gebürtige Pianist, der schon lange in Los Angeles lebt, trägt nicht nur seit Jahrzehnten Kleider, die ihm Spass machen – im Konzert bevorzugt Versace und Westwood –, sondern er spielt auch, worauf er Lust hat. Das kann Franz Liszt oder Filmmusik sein, Claude Debussy oder Camille Saint-Saëns. Immer aber auf höchstem, sehr speziellem Niveau. Und er ist auch ein neugieriger, stets aufmerksamer Partner, das können die grössten Sängerinnen wie Renée Fleming oder Cecilia Bartoli bestätigen. Dies-

mal war Thibaudet eben scharf auf die etwas angerauten, rhythmisch prickelnden Gershwin-Melodien.

Ein paar fremde Namen haben sich ebenfalls in dieses Album eingeschlichen, etwa der gershwinesk aufbereitete, fingerfertig perlende Vincent-Youmans-Klassiker «Tea for Two». Thibaudet und Feinstein: Das ist eine erfrischende, inspirierende Kombination. Ihre «Gershwin Rhapsody»-CD ist eine so witzige wie gekonnte Klavierklimperei – auf allerhöchstem und doch entspanntem Niveau. Klimpern de luxe also.

Und, man glaubt es kaum, mehrere bisher nicht eingespielte Gershwin-Melodien hat diese *two-men band*, die nach so viel mehr klingt, ebenfalls hinzugefügt: etwa «Under the Cinnamon Tree» oder aus der steptanzenden Filmmusik des Fred-Astaire-Musicals «Shall We Dance» den Titel «Graceful and Elegant». Elegant und graziös, so tönen auch die übrigen geschmackvoll-launigen Arrangements von Tedd Firth für Solo und Duo, mit oder ohne Gesang.

Seit einigen Jahren schon sind diese beiden Tasten-Twister und Gershwin-Liebhaber mit diesem bestrickenden Programm unterwegs. Sie gehen enorm sorgfältig vor, überlassen nichts dem Zufall – denn nur dann klingt das Schwere leicht. Das Programm ist bestens eingölt und wurde jetzt endlich zu einem passenden Datum, dem 100. Geburtstag der «Rhapsody», eingespielt. So zieht sich die «Rhapsody» wie ein Leitmotiv durch diesen Liederstrauß und grundiert auch den immergrünen Bestseller «The Man I Love».



Unverkennbar:
Komponist Gershwin.

Jazz

Stille nach dem Sturm

Peter Rüedi

Sunny Five (Tim Berne, David Torn, Ches Smith, Devin Hoff, Marc Ducret):
Candid. Intakt CD 415

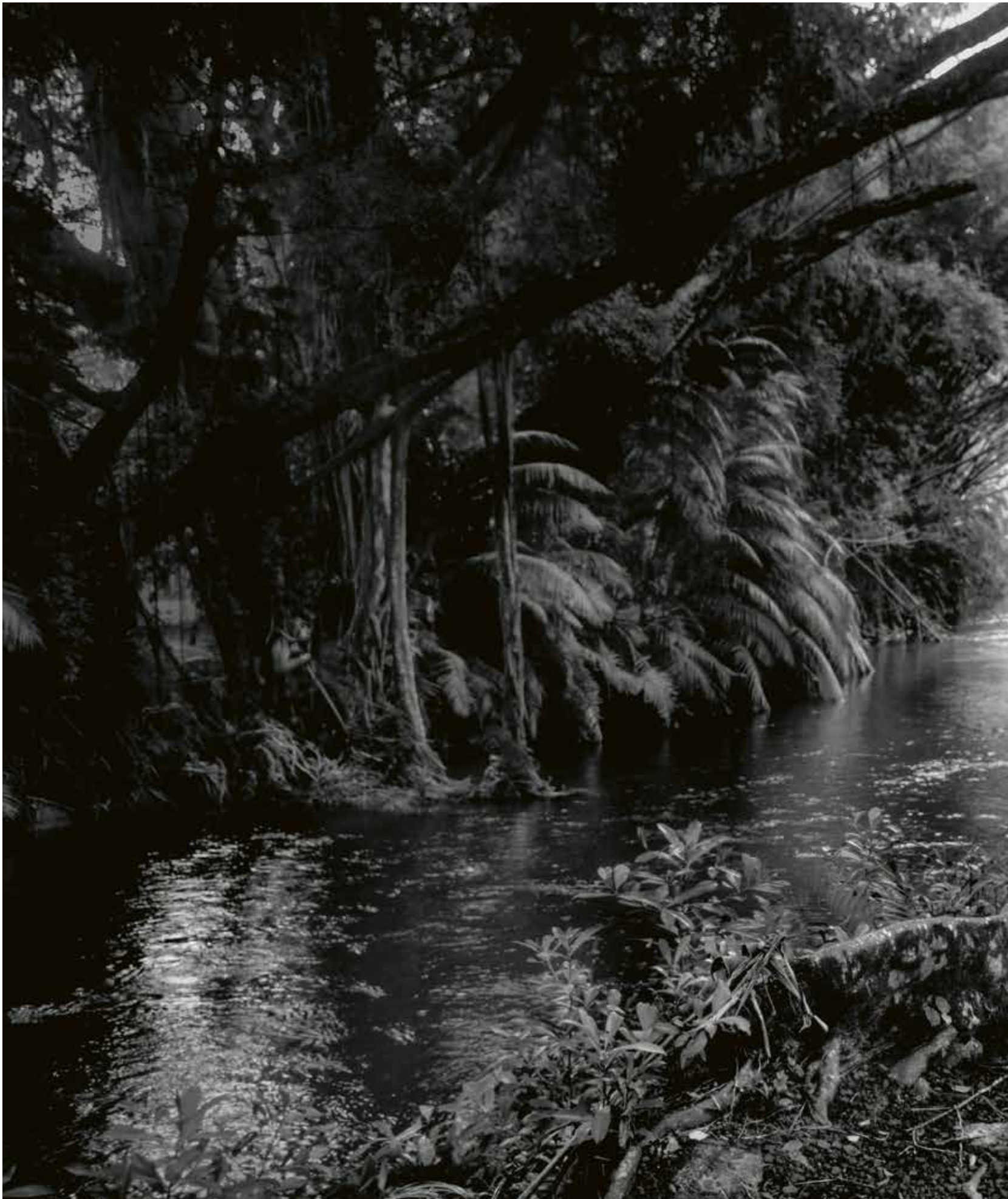
Gewichtheben tut weh, Langlaufen erschöpft, ja, eine Sauna ermüdet, von intimeren körperlichen Betätigungen zu schweigen. Aber das Wohlgefühl danach!

Auf so etwas bringt mich eine CD mit dem ironischen Titel «Sunny Five». Sie ist vom Alt-saxofonisten Tim Berne, mit Jahrgang 1959 nachgerade ein Altmeister der sogenannten freien Improvisation. Der Mann traut sich was, nicht nur für sein Alter. Was er sich und uns zumutet, ist eine Anstrengung, sozusagen mentale Schwerstarbeit: eine Art Höllenfahrt durch die mehrheitlich elektrischen oder elektronischen Soundgewitter der beiden Gitarristen David Torn und Marc Ducret (beide alte Weggefährten von Berne), des Bassisten Devin Hoff und des Drummers Ches Smith. Aus dem Getöse von dicht verwobenen, meist nur angekratzten Fragmenten und Klängen am Rand zum reinen Geräusch, tiefgeschrammten Einwüfen und elektronisch höchsttonigem Pfeifen nahe der Schmerzgrenze, aus dem magmatischen Urchaos sozusagen steigen ab und an fragmentarische Zusammenhänge, Umrisse harmonischer oder rhythmischer Art. Sie werden zerfetzt, bevor sich unser anklungsüchtiges Ohr daran festklammern oder gar darin einnisten kann.

Und aus dem kollektiven Fortissimo steigt manchmal wie eine gehisste Fahne letzter Hoffnung der *cry* von Bernes Alto, auch meist eine *attacca* in einer Intensität, die man als Zuhörer erst einmal aushalten muss. *Cry* meint im Jazz ja den persönlichen Sound eines Instrumentalisten. Bei diesem Quartett ist das insgesamt wörtlich zu nehmen: Der Schrei ist gewissermassen der Umgangston in diesem Vierergespräch.

Das kürzeste Stück von «Candid» dauert knappe neun, das längste etwas mehr als 35 Minuten. Auch was unser Stehvermögen anbelangt, sind wir gefordert. Wobei: Während des Parforce-Parcours eröffnen sich ab und zu Ruhezeiten, Momente nicht gerade der Stille, aber der Ruhe, zwei, drei akustische Gitarrenklänge, so plötzlich, dass wir auch fast wieder erschrecken. Und aber das Gefühl danach! Die Stille dröhnt uns in den Ohren, die Gedanken rasen in einem endlosen Decrescendo weiter.

Die Anregung von Bill Meyer, dem Rezensenten des Albums im Fachblatt *Down Beat*, leuchtet ein: «Wenn immer Sie nach einem Soundtrack für Ihren Ausflug auf einen aktiven Vulkan suchen, legen Sie das auf Ihre Kopfhörer.»



Landschaft von epischer Gewalt: Mateia auf Tahiti.



UNTERWEGS

Der Freund im Auto

Alberto Venzago

«Seit 63 Tagen bin ich unterwegs und brenne darauf, das ersehnte Land zu betreten. Am 8. Juni nahmen wir merkwürdige Lichter wahr, die sich im Zickzack bewegten: Fischer. Von einem düsteren Himmel hob sich ein schwarzer, gezackter Kegel ab. Wir umrundeten Moorea.

Einige Stunden später kündigte sich die Morgendämmerung an, und wir näherten uns langsam den Klippen Tahitis, fuhren in die Bucht ein und warfen ohne Havarie an der Reede den Anker.»

Das waren Paul Gauguins erste Notizen in seinem Tagebuch. Es folgten Stunden der Niedergeschlagenheit, Frustration und doch leiser Hoffnung, dass diese Insel ihm ein neues Zuhause werden könnte.

Mir geht's besser. Am Samstag wird mir beim Einchecken in Kloten mitgeteilt, dass mein USA-Visum vor drei Tagen abgelaufen sei.

Hinter Gauguins Haus

Am Sonntag wird mein Flug nach Paris nach Amsterdam umgeleitet. Kurz vor dem Start wird der Flug abgesagt. Jetzt bringen sie mich nach München. Lufthansa hat Verspätung. Ich verpasse den Anschluss. Nacht im «Airport»-Hotel in Paris. Auch ich bin niedergeschlagen, frustriert und doch voll leiser Hoffnung.

«Siehst du denn die Zeichen nicht?», schreibt mir meine Freundin per SMS.

36 Stunden später bin ich da. Vertraut und doch fremd. Das feuchte Klima haut mich um. In fünf Stunden umrunde ich Tahiti mit meinem kleinen Suzuki. Irgendwo regnet es immer – aber auch die Sonne scheint immer. Ich folge den Spuren Gauguins. Papeete, Punaauia, Paea, Papeari.

Jetzt bin ich ganz nahe. In Mataiea gibt's nur noch eine Tankstelle, einen kleinen Supermarket und einen Bankomaten. Das Museum Gauguin ist eine Ruine. Nichts erinnert mehr an ihn.

Trotzdem fotografiere ich hinter seinem Haus. Es steht nicht mehr. Dafür offenbart sich mir eine Landschaft von epischer Gewalt. Er hat sie nie gemalt. «Ich brauche keine Realität, alles, was ich sehe, ist in meinem Kopf.»

Teura wartet auf mich. Gestern schwärmte sie vom Shooting.

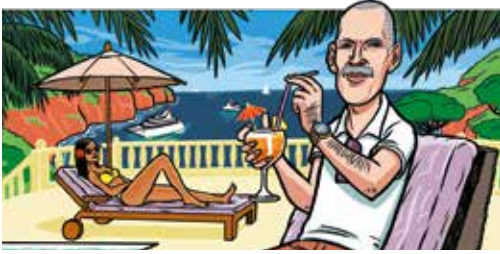
«Ah, ich werde mich für dich ausziehen wie die Frauen bei Gauguin!»

Doch heute ist alles anders.

«Mein Freund wartet im Auto!»

Ich mag ihr weisses Kleid. Es ist besser so.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Weil ich es mir wert bin

Mark van Huisseling

Zum ersten Mal aufgefallen ist mir die neue Mode in Los Angeles, das heisst, genauer, in Venice Beach, dem hippen Stadtteil am pazifischen Ozean. Mittlerweile ist sie auch in Teilen Zürichs angekommen, zum Beispiel im schicken Seefeld (wo sich der Hauptsitz von MvH Industries befindet). Die Mode ist frisch genug, dass sie noch keinen offiziellen Namen trägt. Ich nenne sie deshalb den «Weil ich es mir wert bin»-Look. Das ist ein wenig lang und könnte zu Schwierigkeiten mit L'Oréal, einem Kosmetikonzern, führen, falls die Bezeichnung Zugkraft entwickelt, ich weiss.

Der «Weil ich es mir wert bin»-Look wird ausschliesslich von Frauen getragen beziehungsweise umgesetzt. Die meisten sind zwischen 30 und 49, nehme ich an (es ist die Kohorte, die man nicht mehr nach ihrem Alter fragt). Und oft, aber nicht immer, sind es sogenannte *expatriates*, kurz *expats*, Personen, die in einem ihnen fremden Land oder einer fremden Kultur leben (Wikipedia). Der Look geht so: Ästhetische Eingriffe im Gesicht (Liftings, Straffungen; Hyaluronsäure, Botox, Lippenunterspritzung et cetera), ungeschminkt oder (für Nichteingeweihte unsichtbares) Nude Make-Up, kostbarer Schmuck plus teure Uhr, weites Biobaumwoll-T-Shirt und/oder kuschlige Kaschmirjacke, Leggings zu supermodischen Turnschuhen für wenigstens 500 Franken/Euro/Dollar und, wichtig, «Haare schön», wie man in Deutschland sagt.

Dieser Look ist, wie jeder Look, mehr als die Summe seiner Teile. Er ist ein Statement, eine Aussage. Weil Kleidung, wie ich gerne wiederhole, Kommunikation ohne Worte ist. Und was hier kommuniziert wird, ist: Ich habe es

nicht länger nötig, mich so aufzumachen, wie Männer es erwarten von Frauen, die ihnen gefallen wollen (unter anderem darum, weil sie, die Männer, mehrheitlich für den Look und Unterhalt der Frauen aufkamen). Ferner versendet der Look auch eine Nachricht an andere Frauen, mögliche Mitbewerberinnen auf dem Trendsetterinnen- respektive Partnermarkt – *don't bother*, leg dich nicht mit mir an. Die Investitionen, die ich (oder ein anderer) in mein Äusseres getätigt haben (hat), sind zu hoch, du wirst meinen Platz nicht einnehmen; dabei handelt es sich um die evolutionsbiologisch bedeutsame Botschaft (zudem sind die Klammotten bequem).

Im Grunde ist der «Weil ich es mir wert bin»-Look nur fair, immerhin zahlen immer mehr Frauen für sich und ihr Aussehen selbst. Es geht dabei also auch um Gleichberechtigung. Der Gegenentwurf für Männer, den ich schon länger beobachte, ist der Downtress- oder Silicon Valley-/Hedgefondsmilliardär-Style. So habe ich in dieser Spalte den Auftritt von Leistungsträgern (Männer) bezeichnet, die nicht mehr Seidenkrawatten-, dreiteilige Anzüge- und rahmengenähte Schuhe wählen. Sondern in Sweatshirts mit Kapuze und auf Turnschuhen daherkommen wie Praktikanten in ihren Firmen oder Teilnehmer einer Klimademo. Die Aussage dieses Looks: Ich bin einer des obersten Einkommensempfänger-Prozents der Welt oder wenigstens ein Alphamann/Technologie-

Im Grunde ist der Look nur fair, immerhin zahlen immer mehr Frauen für ihr Aussehen selbst.

Tüftler mit unangepasster Geisteshaltung. Ich verbreite Gründer-Geruch sowie Fabrikanten-Flair, ferner könnte es sein, dass in einem, der einen Rollkragen anhat, wie Steve Jobs einen anhatte, auch ein bisschen von Steve Jobs steckt. Mit anderen Worten: Weil ich es mir erlauben kann (zudem sind die Klammotten bequem).

Die gute Nachricht: Mode ist eine flüchtige Angelegenheit, Trends kommen und gehen. Gibt es bereits eine Rückbewegung, entscheiden sich Männer, seit kurzem öfter im Büro anwesend, nachdem arbeiten im Homeoffice von Vorgesetzten für *démodé* erklärt wurde, wieder vermehrt für formelle Garderobe? Es könnte sein, wenn man das Strassenbild betrachtet.

Was Frauen angeht, soll le *dernier cri* ja die sogenannte «Tradwife» sein, eine solche richtet sich nach traditionellen Werten (und sieht auch so aus), von ihnen bekam ich bisher kaum was mit im richtigen Leben – wohl weil sie Haus, Herd und Brut nicht verlassen.

Der «Weil ich es mir wert bin»-Look (für Frauen) zeigt noch keine Ermüdungserscheinungen, denke ich. Das ist verständlich irgendwie. Wenn auch, aus Männeraugen betrachtet, nicht sehr erfreulich.



UNTEN DURCH

Die Nachbarin

Linus Reichlin

Gestern sass ich auf der Toilette und hörte merkwürdige Geräusche. Zuerst dachte ich, dass der Hund meines Nachbarn in der Wohnung rechts von mir wieder bellt. Denn es war ein ähnliches Geräusch wie Bellen, so ein kurzatmiger, abgehackter Laut. Dann spülte ich, und nachdem das Rauschen der Spülung verklungen war, wurde das Geräusch lauter und wiederholte sich in immer kürzer werdenden Abständen. Ein «Wau!» war es nun eindeutig nicht mehr, eher ein «Oh!». War das nicht eine Frau? Hunde machen «Wau!», Frauen machen «Oh!», und Männer sind still wie Gräber – so läuft das doch.

Aber wenn es eine Frau war, dann ganz bestimmt nicht die meines Nachbarn in der Wohnung links von mir, denn dass sie und ihr Mann keinen Sex mehr haben, steht gross und rot unterstrichen auf ihren Gesichtern geschrieben, wenn man sie zusammen in der Tiefgarage sieht. Es konnte also nur die Nachbarin in der Wohnung über mir sein. Ich dachte: «Na gut, warum soll sie keinen Sex haben?» Manchmal begegnete ich auf der

«Man kann allem Negativen auch etwas Positives abringen.»
Sportler Ramon Zenhäusern, Seite 90

Gartentreppe ihrem Freund, der überhaupt nicht so aussah, als könne man mit ihm etwas anderes machen als eben dieses Zeug. Er war sehr kräftig und trug weisse Socken – mehr war da nicht. Infolgedessen erlebte meine Nachbarin also gerade einen Orgasmus oder täuschte ihn überzeugend vor. Ich tippte auf Letzteres, denn ihr Freund machte auf mich einfach nicht den Eindruck, als würde er es tolerieren, dass seine Liebste keinen Orgasmus hat. Aber Moment, jetzt kommen wir zum Grund, warum ich es überhaupt erzähle. Also: Der Freund meiner Nachbarin kommt immer mit seinem BMW, den er dann unvorschriftsgemäss in der Auffahrt parkt. Eine Stunde bevor ich gestern die Geräusche hörte, hatte ich den BMW gesehen. Als ich nun aber zwei Minuten nach dem finalen «Oh!» meiner Nachbarin wieder auf den Balkon ging, um «die Zigarette danach» zu rauchen, sah ich, dass der BMW weg war. Die Frau stöhnte aber oben sogar noch ein bisschen nach.

So. Heutzutage sagt man: Na und, ein Seitensprung ist gesund! Niemand scheint es mehr ernst zu nehmen. Aber andererseits ist Eifersucht eines der beliebtesten Mordmotive. Also überlege ich mir im Moment gerade, ob ich es dem Freund meiner Nachbarin, wenn ich ihm das nächste Mal auf der Gartentreppe begegne, sagen soll – einfach, damit er informiert ist. Er wäre dann mental vorbereitet und handelt vielleicht weniger impulsiv, als wenn er aus heiterem Himmel seine Freundin mit dem anderen im Bett liegen sieht. Ich würde es ihm natürlich nicht direkt sagen, sondern schonend. Ich würde sagen: «Ich war gestern ganz erstaunt, als ich sah, dass Ihr Wagen gar nicht dastand. Denn Ihre Freundin machte oben in der Wohnung Geräusche, die ich natürlich mit Ihrer Anwesenheit in Verbindung brachte. Obwohl die Geräusche deutlich lauter und enthusiastischer waren als sonst.» Aber wenn ich es so

Er war sehr kräftig und trug weisse Socken – mehr war da nicht.

gewählt ausdrücke, versteht er es vielleicht gar nicht. Oder er haut mir eine rein, weil er es falsch interpretiert. Klar, solche Dinge sind kompliziert und erfordern viel Fingerspitzengefühl. Deshalb stecken die meisten Leute ja

auch den Kopf in den Sand und denken: Geht mich nichts an! Aber eine gesunde Gesellschaft braucht Menschen, die sich einmischen, koste es, was es wolle.

Ich könnte, wenn der BMW nächstes Mal unten in der Auffahrt steht, einen Zettel hinter den Scheibenwischer klemmen: «1. Sie parkieren vor einer Garagenausfahrt. 2. Ihre Freundin kann es kaum erwarten, dass Sie wegfahren. Wenn Sie verstehen, was ich meine. Viele Grüsse von einem besorgten Nachbarn.»

Oder vielleicht sollte ich lieber schreiben: «Ihre Freundin und ich können es kaum erwarten, dass Sie wegfahren. Viele Grüsse von Lorenz Bisegger.» So heisst der Nachbar mit dem ständig bellenden Hund.



SEX

Teures Auto, attraktive Frau

Dania Schifftan

Liebe Dania, sexy Frauen, die sich mit Autos fotografieren lassen, ist ein medialer Klassiker. Woher kommt diese Faszination?

T. W., Rüschtikon

Soweit ich mich mit Werbung auskenne, gilt immer noch: *sex sells!* Natürlich sprechen wir hier von männlich dominierter Werbung und solcher, die sich an Männer als Kunden richtet. Es ist durchaus immer noch ein Gesetz, dass Menschen schneller kaufen, wenn sie sexuell erregt sind. Kommt also das Gefühl von Lust auf und wird es mit einem Produkt verknüpft, hat plötzlich auch dieses Produkt einen grösseren Reiz. Wir sind motivierter, etwas zu kaufen, wenn es starke Gefühle in uns auslöst.

Was gibt es also Schlaues, als ein teures Auto mit einer sexy Frau zu verzieren? Für viele Männer sind Autos ein Symbol von Macht, Status

und Freiheit, das ihre Männlichkeit aufwertet. Ein teures Auto gibt manchen Männern das Gefühl, attraktiver und begehrter zu sein. Die Verknüpfung von teurem Auto und sexy Frau löst die Assoziation aus, mit diesem Auto auch auf solche Frauen anziehend zu

Ein Lebensstil voller Schönheit, Anziehungskraft und sozialer Anerkennung.

wirken. Hier wird eine starke emotionale Reaktion hervorgerufen, weil zwei Dinge, die eine grosse Faszination ausüben, miteinander in Verbindung gebracht werden. Ein schickes Auto ist ein Statussymbol. Es symbolisiert einen Lebensstil voller Schönheit, Anziehungskraft und sozialer Anerkennung, nach dem viele Männer sich sehnen. Ausserdem sind weitere psychologische Mechanismen zugange, wie Neugier, Abenteuerlust, Fantasie und der Wunsch, aus dem eigenen Alltag auszubrechen. Es ist hilfreich und interessant, sich dieser Vorgänge bewusst zu werden und sie kritisch zu hinterfragen. Sonst geschieht es leicht, dass nicht nur das Auto, sondern auch die Frau an meiner Seite da ist, um mein Ego aufzuwerten.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch



„Holger schneidet gerade die Zutaten für unser asiatisches Rezept...“

Objets trouvés



Akt des Entstaubens: Neue Beyoncé-LP «Cowboy Carter».

Der Markt für Secondhand-Kleidung floriert, die grossen Luxuskaufhäuser unterhalten weltweit Abteilungen für gebrauchte, kuratierte Stücke. Die Aura von Geschichte der *certified pre-owned* Uhren wirkt wertsteigernd, die analoge Fotografie erlebt eine Renaissance, und Vinyl-Schallplatten boomen seit einiger Zeit. In der digitalen Kultur der Makellosigkeit ist die Entwicklung zum Singulären be-

merkenswert. Selbst eine nigelnagelneue Vinyl-Platte besitzt das Cachet eines *objet trouvé*; der Akt des Entstaubens, das Platzieren der Nadel und das Anhören im Albumformat wirkt gegenteilig zum Streaming im algorithmisch personalisierten Gusto. Dem Vorgang der analogen Fotografie schliesslich wohnt eine Ambivalenz inne, die in der binären Digitalwelt erst einmal auszuhalten ist: Der belichtete

Film bringt Überraschungen zutage, die sich auf dem entwickelten Positiv erst zeigen. Während das Digitale alles zu «Content» entleert, scheint es das Analoge zu «Inhalt» zurückzumaterialisieren.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS
by SCHULZ



Kolumbus' Geist

Zu drei Villen in der Karibik gibt es gleich noch eine Insel.

Manche behaupten, Amerika-Entdecker Christoph Kolumbus sei zuallererster hier gelandet. Hier, das ist Eleuthera – im Griechischen die weibliche Form von «frei» – eine Insel der Bahamas. Sie liegt achtzig Kilometer östlich von deren Hauptstadt Nassau.

Wer mit Bestimmtheit immer wieder hier landet, sind die seltenen Michiganwaldsänger aus dem entsprechenden amerikanischen Bundesstaat, die auf Eleuthera nicht gleich ihre Zelte aufschlagen – aber überwintern. Das Brutgebiet dieser Vogelart gehört zu den kleinsten auf dem Kontinent. Die Insel zieht aber auch Vögel von eher paradiesischem Wesen an: Zu den Besuchern oder Bewohnern zählen und zählten unter anderen Prinzessin Diana, Robert De Niro und Lenny Kravitz.

Hier bedeutet schliesslich auch Crown Pigeon Island, die Königstaubeninsel, ein Kleinstabteiler von Eleuthera. Darauf befinden sich unter anderem drei Villen. Villa Nummer eins verfügt über zwei Schlafzimmer, zwei Bäder, eine Bar im Freien, eine grosszügige Terrasse und zwei Gästehütten. Villa Nummer zwei hat fünf Schlafzimmer, ebenso viele Bäder

und einen Pool. Villa Nummer drei wird von Sotheby's, der Firma, welche die Häuser ausgeschrieben hat, als «ein ruhiger Rückzugsort mit vier Schlafzimmern und zwei Gästecottages» angepriesen.

Das Mini-Eiland Crown Pigeon ist bloss 4,45 Hektar gross. Und es ist seit knapp einem Jahr auf dem Markt. Man kann die Insel also kaufen. Zu den drei Anlagen mit den Villen, die insgesamt Platz für fünfzehn Personen bieten, kommen ein Beach Club, drei natürliche Strände, ein eigener Hafen und ein Schildkröten-schutzgebiet hinzu. Die Stromversorgung wird durch eine Unterwasserleitung vom Festland Eleutheras her sichergestellt. Sotheby's spricht vom «Inbegriff des luxuriösen Insellebens, das sich perfekt für ein privates Familienanwesen, eine exklusive Wohnanlage oder ein luxuriöses Boutique-Resort eignet».

Die drei Villen inklusive karibischer Taubeninsel sind für 39 500 000 Dollar ausgeschrieben. Die zukünftige Besitzerschaft darf sich mit Sicherheit über regelmässigen Besuch des Michiganwaldsängers freuen. Und wer weiss, vielleicht schaut auch einmal ein ehrgeiziger Seefahrer vorbei.



THIEL

Elterngespräch

Mutter: Wir sind etwas beunruhigt, was den Sexualunterricht anbelangt.

Lehrerin: Keine Angst, die Sexualkunde findet rein virtuell statt. Die Schülerinnen und Schüler lernen alle Sexualpraktiken spielerisch an ihrem Tablet ohne direkte Interaktion mit ihren Mitschülerinnen oder Mitschülern.

Mutter: Ah, dann sind wir beruhigt. Und was die Schulreise anbelangt, wollten wir fragen, ob die Kinder von der Schule gegen Unfall versichert sind oder ob sich die Eltern darum kümmern müssen.

Lehrerin: Keine Angst, die Schulreise findet online statt, und die Kinder erleben an ihrem Tablet gemeinsam virtuelle Abenteuer.

Vater: Ah, dann erübrigt sich ja die Haftpflichtfrage.

Lehrerin: Sie werden begeistert sein. Wir werden online ein Chemielabor besuchen, wo man verschiedene Drogen anklicken und virtuell die entsprechenden Trips erleben kann.

Vater: Unglaublich, was heute alles möglich ist.

Lehrerin: Ich muss Sie noch auf etwas ansprechen. Sie bringen Ihre Kinder immer mit dem Auto zur Schule, dabei hätten sie es gar nicht weit zu Fuss. Der Schulweg wäre eigentlich wichtig für die Kinder, um ihr Sozialverhalten zu entwickeln.

Mutter: Unsere Kinder haben im Auto einen Screen mit virtuellem Schulweg, auf welchem sie ganz ohne Gefahr spannende Abenteuer erleben und dabei ihr Sozialverhalten verbessern können.

Lehrerin: Ah, dann bin ich beruhigt.

Vater: Können Sie uns noch eine Software empfehlen, mit welcher die Kinder für den Zusammenhang zwischen Medienkonsum und Realitätsverlust sensibilisiert werden?

Andreas Thiel



«Inbegriff des luxuriösen Insellebens»: Crown Pigeon Island in der Nähe von Nassau.



Sympathisch: Sportlerin Giulia Steingruber und Martin Wittwer, Chef Laureus Schweiz.



Vertraut: TV-Mann Salar Bahrampoori, Ehefrau Barbara Ruijs.



Gern gesehen: Schweiz-Tourismus-Chef Martin Nydegger, Partnerin Fabi Gama.



Elegant: FDP-Nationalrat Andri Silberschmidt, Ehefrau Andrea Buhofer.



Im Rampenlicht: Moderatorin Nicole Berchtold, Gastgeber Adrian Steiner, Preisträgerin Michelle Hunziker und Monika Schmutz, Schweizer Botschafterin in Rom.

BEI DEN LEUTEN

Ehre für Michelle Hunziker

Der Preis ist heiss: An der Gala der Unterhaltungsshow «Das Zelt» erhielt Michelle Hunziker den «Prix de Joie».

André Häfliger

Der Preis wurde zum dritten Mal vergeben. **Michelle Hunziker** (zurzeit Single) kam direkt aus Mailand und kehrte nach der Show gleich wieder heim. Sie sagte: «Diesen Preis in meinem Heimatland zu erhalten, ist für mich eine grosse Freude und Ehre. Herzlichen Dank!» Zur Schweiz hat der 47-jährige TV-Star («Wetten, dass...?», «Striscia la notizia») nach wie vor ein enges Verhältnis: «Mein Heimatland ist und bleibt tief in meinem Herzen.» Was schaut sie, die fünf Sprachen fliessend spricht, privat am Fernsehen? «Krimis und Unterhaltung.»

Hunziker, dreifache Mutter und in Sorenago bei Lugano geboren, erhielt ihre Trophäe mitten in der bereits 22-jährigen «Das Zelt»-Show. An der von **Nicole Berchtold** charmant moderierten Gala mit rund 800 Gästen traten unter anderen Comedy-Stars wie **Oropax**, **Marc Haller**, **Michel Gammenthaler**, **Helga Schneider** und das Duo **Full House** auf. Auf der Bühne wurde auch gesungen: **Jaël & Cedric** sowie **Chiara Castelli** mit **Luca Hänni** glänzten. **Sänger Baschi**: «Herrliche Musik!»

Bei der Prominenz herrschte Freude. «Michelle hat diesen Preis mehr als verdient», waren sich Starmoderatorin **Christa Rigozzi** und Eislaufikone **Denise Biellmann** einig. SVP-Regierungsrätin **Natalie Rickli**, deren Schwester **Ronja** gerade Mama geworden ist: «Diese Preisträgerin und diese Show sind Weltklasse!» Komiker **René Rindlisbacher**: «Nach Ogi und Knie jetzt Michelle. Besser geht's nicht.» Alt-Bundesrat **Adolf Ogi** und Zirkus-Doyen **Fredy Knie** waren die Preisträger der letzten beiden Jahre. Alt-FDP-Ständerat **Ruedi Noser**: «Hier bin ich wohl nicht der einzige Fan von Michelle Hunziker. Bravo!»

Auch Kunstturnen-Ikone **Giulia Steingruber**, die mit den Tänzerinnen von **Local Heroes** auftrat, war voll des Lobes: «Was hier gezeigt und geleistet wird, ist einfach grandios.» TV-Mann **Salar Bahrampoori**: «Hut ab vor Michelle, Hut ab vor allen Mitwirkenden!» FDP-Nationalrat **Andri Silberschmidt**: «Köstlicher Humor, herrliche Musik. Wir haben uns sehr amüsiert.» Gastgeber **Adrian Steiner** war am Schluss erleichtert: «Es ist einzigartig schön, dass Michelle den Weg zu uns gefunden hat. Wir freuen uns alle für sie.»



Beliebt: Eislauf-Idol Denise Biellmann mit Starmoderatorin Christa Rigozzi.



Familientreffen: Monika und René Rindlisbacher, Tochter Laura mit Freund Janne Strebel sowie Schlangenfrau Nina Burri mit Partner Marco Desimoni.



Im Fokus: Brüder Mimmo, Amedeo, Piero und Gabriele Esteriore (hatte Geburtstag).



Zum Wohl: Sänger Baschi, Gattin Alana Netzer.



Zu Spässen aufgelegt: Komiker Michael Elsener, Charles Nguela und Sänger Luca Hänni.



Motiviert: der ehemalige Zürcher FDP-Ständerat Ruedi Noser mit seiner Partnerin Lisa Kneubühler.



Verliebt: Zürcher SVP-Regierungsrätin Natalie Rickli, Partner Frank Eisenhut.

Grösster Respekt

Restaurant Jägerhof, Brühlbleichstrasse 11, 9000 St. Gallen, Tel. 071 245 50 22. Sonntags geschlossen. 17 Gault-Millau-Punkte, ein Michelin-Stern

Gastronomie ist ein anspruchsvolles Geschäft, und je länger ich esse, desto grösser wird mein Respekt vor Köchen und insbesondere vor Gastronomen, die ohne Mäzenatentum, ohne Quersubventionierung durch ein Luxushotel erfolgreich arbeiten. Vergangene Woche sass ich am Küchentisch von Agron Lleshi im «Jägerhof» in St. Gallen – nicht zum ersten Mal allerdings, weil mir die grundehrliche Küche hier sehr zusagt.

Agron Lleshi, der im «Jägerhof» schon seine Lehre absolviert hat und das Traditionslokal vor acht Jahren übernehmen konnte, hat einen erfolgreichen Mittelweg gefunden, der kulina-



risch ebenso Sinn ergibt wie wirtschaftlich. Zum einen serviert der 38-jährige Koch Gerichte, die anspruchsvoll, aufwendig und ästhetisch sind. Zum andern werden hier auch unpräzise Mittagsgesichte zubereitet; das Wienerschnitzel gehört zu den Bestsellern auf der Karte.

Mein Mittagessen beginnt mit einem in Nussbutter konfierten Saibling, dazu knusprige Haut und salziger Roggen des Fisches, Bärlauch-Hummus, ein geräucherter Kartoffelschaum sowie eine Buttermilch-Bärlauch-Sauce, was

zusammen leicht, abwechslungsreich und spannungsvoll wirkt. Der Hauptgang ist zwar rustikaler, aber ebenso sorgfältig zubereitet. Die Sauce hollandaise zum Spargel aus Diepoldsau schlägt Agron Lleshi selbst von Hand über dem Wasserbad auf, das Rindsfilet ist perfekt zubereitet – Röstnoten aussen, *medium rare* innen – und schliesslich gibt es mit Sherry glasierte Morcheln: grundehrliche, sehr gute Küche eben.

Das Dessert wiederum besteht aus rund einem Dutzend Komponenten und ist fein ziseliert angerichtet, aber steht letztlich in derselben Tradition wie der Hauptgang, weil die wichtigsten Aromen präzise und authentisch herausgearbeitet sind: Rhabarber, Mandeln und Vanille in verschiedenen, raffinierten Konsistenzen und Texturen.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN / PETER RÜEDI

Weisser Kämpfer vom Vulkan

Estate Argyros: Assyrtiko Santorini 2022. 14%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 26.10. www.gerstl.ch

Es gibt die Gattung des neugierigen Weintrinkers, der sich immer mal wieder über eine Entdeckung freut im Glas, das vor ihm steht. Und es gibt den Angehörigen einer Tisch- und Trinkkultur, der im Wein nicht das Besondere, sondern das Alltägliche sieht, das Selbstverständliche. Versteht sich, dass Empfehlungen eher für die Neugierigen gedacht sind und nicht für die *nonna* mit dem Doppelliter auf dem Tisch. Auch nicht für den Typus Ludwig Wittgenstein. Der, 1929 als Philosoph nach Cambridge berufen, soll auf die Frage des Majordomus, was der Herr Professor denn gerne esse, geantwortet haben: «Egal was, Hauptsache, jeden Tag das Gleiche.»

Einem weissen Wein aus Griechenland begegnet auch der notorisch neugierige Weinfreund nicht alle Tage. Und einem von der Insel Santorin schon gar nicht. Dabei produziert das vulkanische Eiland in den südlichen Kykladen seit Jahrtausenden



Wein, durch Epochen minoischer, phönizischer, venezianischer Herrschaft. Nicht einmal während des osmanischen Regimes verlor der Weinbau auf der Insel an Bedeutung.

Auch der dort zurzeit explodierende Massentourismus verhindert nicht, dass hier das genaue Gegenteil von Massenweinen entsteht: namentlich sehr besondere, eigenständige, mit nichts vergleichbare Weissweine im trockenen und süssen Segment. Die besten in ganz Griechenland. Die wichtigste weisse Sorte auf Santorin heisst Assyrtiko. Noch ist sie eine lokale Rarität, allerdings eine mit einem beträchtlichen Potenzial. Das Standardwerk «Wine Grapes» schliesst den Eintrag über sie mit dem Satz: «Es ist gewiss nur eine Frage der Zeit, bis diese aufregende Sorte sich ausbreitet –

in Norditalien ist sie dank Alois Lageder schon angekommen, und in Australien dank Jim Barry.»

Einmalig ist allerdings der Charakter, den sie auf den Vulkanböden der Insel entwickelt. In Santorin macht auf dem Weingut Argyros der Winzer Yannis Argyros in dritter Generation einen denkwürdigen Assyrtiko: hinreissend frisch, in der Nase viel Steinobst, Limetten, Grapefruit, betörende florale Anwehungen; saftig mit viel Substanz am Gaumen. Und vor allem das, was vielen Weinen zu leichtfertig nachgerühmt wird: ein toller salzig mineralischer Biss vom santorinischen Terroir, vom vulkanischen Terrain, von den klimatischen Bedingungen (sehr wenig Wasser in den sandigen Böden, in denen die Reben als Direktträger tief wurzeln; die Reblaus hatte hier nie eine Chance). Grosse Temperaturunterschiede, heftige Winde. Diese Reben müssen kämpfen. Dementsprechend spärlich und konzentriert sind die Erträge.

Dieser Assyrtiko sei Argyros' Einstiegswein, heisst es. Fühlt sich eher an wie ein Nonplusultra.

Abschied in Schwarz-Rot

Jaguar wird zur Elektromarke. Zum Abschied gibt es von der Limousine XE eine Schweizer Sonderedition.



Im Band «Tim & Struppi – Die schwarze Insel» des Zeichners Hergé fahren die Entführer einen Jaguar Mk X. Es gab nur wenig Lektüre, die mir bis zum Alter von etwa zwölf Jahren wichtiger war als die Geschichten über den Reporter und seinen Hund. Und wenn ich psychoanalytisch in die eigene Kindheit zurückgehe, hat gleichzeitig nichts meine Vorstellung von einer Oberklasse-Limousine so geprägt wie dieses elegante Auto mit den Doppelscheinwerfern auf jeder Seite.

Der Mark X aus den sechziger Jahren wurde angetrieben von einem Sechszylinder-Reihenmotor mit 3781 cm³ Hubraum, und das ist heute deshalb relevant, weil sich die Zeit der Verbrennungsmotoren beim britischen Hersteller dem Ende naht. Ab dem Jahr 2025 soll aus Jaguar eine elektrische Luxusmarke werden – «mit einzigartigen und ausdrucksstarken Fahrzeugen, die sich durch bahnbrechende Technologien und visionäres Design auszeichnen», wie es beim Hersteller heisst.

Es bleibt davor aber noch etwas Zeit, um mit Sondermodellen Abschied von einem Stück Industriegeschichte zu nehmen, das immerhin über hundert Jahre alt ist. Nur in der Schweiz gibt es genau 25 nummerierte Exemplare der Limousine XE – sowie nochmals 25 Stück der Kombiversion XF Sportbrake – unter dem Namen Ultimate Edition. Jaguar Schweiz beschreibt die Autos in einer Mitteilung als «sorgfältig kuratierte Sondereditionen, die unter anderem mit Vollausstattung, einem Black Pack sowie einem luxuriösen Innenraum punkten können».

Ich war gerade einige Tage lang mit dem Jaguar XE Ultimate Edition unterwegs und sass dabei in einem sehr schön ausgestatteten Auto in der Farbe «Carpathian Grey» mit einem grosszügigen Lederinterieur in «Mars Red», das qualitativ in dieser Fahrzeugklasse auf hohem Niveau anzusiedeln ist. Dazu kamen ein angenehmer Geruch sowie die Gewissheit, dass dies ein besonderes Fahrzeug ist. Es ist zugegebenermassen an den Haaren herbeigezogen, den letzten Modelljahrgang des Jaguar XE mit dem Mark X zu vergleichen, aber immerhin liegt beiden Modellen die Idee der gehobenen Fortbewegung zugrunde.

Der Jaguar XE ist technisch gesehen nicht mehr ganz neu, wirkt aber trotzdem noch aktuell. Dafür sorgt insbesondere der aufgeladene Vierzylinder-Benziner aus der Ingenium-Baureihe mit 300 PS und einem maximalen Drehmoment von 400 Nm. Die Kraft wird über alle vier Räder auf die Strasse gebracht, und die Abstimmung ist – passend für eine sportliche Limousine von Jaguar – zwischen Komfort und Dynamik ausgewogen eingemittelt. Am Ende war es nicht gerade ein historischer Moment, als ich den Schlüssel des Jaguar XE Ultimate Edition wieder abgeben musste, aber es hat mich trotzdem berührt.

Jaguar XE P300 Sport AWD Ultimate Edition

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbomotor, 8-Gang-Automatik, Allradantrieb; Hubraum: 1998 ccm; Leistung: 300 PS / 221 kW; max. Drehmoment: 400 Nm bei 1500–4500 U/Min; Verbrauch (WLTP): 8,31/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,9 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 90 860.–



OBJEKT DER WOCHE

Kunst des Hörens

Lautsprecher-Sessel Solodome
Erhältlich für Fr. 2315.–

Ohne die Skandinavier gäbe es dieses bunte amerikanische Möbelstück wohl nicht. Man könnte es als nonbinäres Erzeugnis bezeichnen: eine Mischung aus dem berühmten *Egg Chair* des dänischen Gestalters Arne Jacobsen und dem *Ball Chair* des Finnen Eero Aarnio. Beide Designs entstanden im unverkennbaren Geist der sechziger Jahre und wurden zu Klassikern.

Der Solodome aus Kalifornien, nun, ist nicht bloss etwas fürs Auge, sondern auch fürs Ohr. Der Tontechniker Kris Cadle baute – zuerst zum Spass – ein Lautsprechersystem in einen eiförmigen Sessel ein und überzeugte damit seinen Kollegen und Geschäftspartner Josh Chaney, der vom Klang «hin und weg» war, wie es heisst. Die beiden entwickelten den aussergewöhnlichen Retro-Stuhl zur Marktreife weiter.

Das Lautsprecher-Ei, in dem man es sich bequem machen kann, erzeugt seinen Sound über zwei Boxen auf Ohrenhöhe und einen Tieftöner im Sitz. Das Gefühl des völligen Eintauchens in die Musik wird durch die Geräuschunterdrückung noch verstärkt. Sitzt man im Stuhl, hört man von der Aussenwelt praktisch nichts. Der Solodome kann entweder per Bluetooth oder über einen 3,5-mm-Klinkenanschluss mit dem entsprechenden Abspielgerät verbunden werden.

Informationen: solodome.com

Benjamin Bögli

DER SINN DES LEBENS

Ramon Zenhäusern, Skifahrer

Der Walliser Slalomspezialist würde gerne mit dem Dalai Lama Tee trinken, er mag seine innere Ruhe sowie die Geduld und er träumt von einem langen, gesunden und glücklichen Leben.

Weltwoche: Kaffee oder Tee?

Ramon Zenhäusern: Tee.

Weltwoche: Was ist der Sinn des Lebens?

Zenhäusern: Glücklich und dankbar zu sein und viel Gutes tun.

Weltwoche: Was bedeutet das Wort Gott für Sie?

Zenhäusern: Eine höhere Macht, auf welcher unser Dasein basiert.

Weltwoche: Was ist die grösste Ungerechtigkeit auf Erden?

Zenhäusern: Dass nicht alle Menschen genügend zu essen haben.

Weltwoche: Worauf freuen Sie sich jeden Tag?

Zenhäusern: Gesund aufzustehen und immer wieder etwas Neues erleben zu dürfen.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Zenhäusern: Dass man allem, auch dem Negativen, etwas Positives abringen kann.

Weltwoche: Wovon träumen Sie?

Zenhäusern: Von einem langen, gesunden und glücklichen Leben.

Weltwoche: Gibt es ein Leben nach dem Tod?

Zenhäusern: Fragen Sie mich das bitte nach meinem Leben.

Weltwoche: Was gibt Ihnen Kraft in Momenten der Verzweiflung?

Zenhäusern: Meine bis dahin schönsten Erlebnisse und Begegnungen, wozu natürlich



«Bleib, wie du bist»: Sportler Zenhäusern, 31.

auch meine Familie und mein engstes Umfeld gehören.

Weltwoche: Mit wem würden Sie bei einer Tasse Tee am liebsten diskutieren? Worüber?

Zenhäusern: Mit dem Dalai Lama. Woher er seine Erkenntnisse hat und wie er darauf gekommen ist.

Weltwoche: Was bedeutet Liebe?

Zenhäusern: Harmonie und Glückseligkeit.

Weltwoche: Was inspiriert Sie am meisten?

Zenhäusern: Authentische Menschen, welche die Menschheit weiterbringen.

Weltwoche: Auf welche Ihrer Eigenschaften sind Sie besonders stolz?

Zenhäusern: Innere Ruhe und Geduld.

Weltwoche: Welche mögen Sie nicht so besonders?

Zenhäusern: Manchmal bin ich zu wenig entscheidungsfreudig.

Weltwoche: Was ist das grösste Missverständnis, das über Sie im Umlauf ist?

Zenhäusern: Dass ich für einen Slalomfahrer zu gross bin.

Weltwoche: Womit kann man Sie auf die Palme bringen?

Zenhäusern: Am liebsten mit einem Kletterseil an einem echten Naturstrand am Meer – Spass beiseite: mit Ungerechtigkeit.

Weltwoche: Und womit kann man Ihnen eine Freude bereiten?

Zenhäusern: Mit ein paar freundlichen Worten.

Weltwoche: Wie gewinnt man Freunde?

Zenhäusern: Indem man jahrelang miteinander Freuden und Sorgen durchlebt.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Zenhäusern: Bleib, wie du bist.

Weltwoche: Welche historischen Persönlichkeiten bewundern Sie?

Zenhäusern: Den Dalai Lama, Nelson Mandela und Michail Gorbatschow.

Weltwoche: Macht Geld glücklich? Weshalb? Weshalb nicht?

Zenhäusern: Glück ist jedenfalls nicht vom Geld abhängig. Genügend Geld vermittelt aber immerhin eine Art Sicherheit.

Weltwoche: Welcher Mensch bekommt nicht die Anerkennung, die er verdient?

Zenhäusern: Jeder anständige Mensch, welcher nicht auch anständig behandelt wird.

Weltwoche: Was ist das Schönste an der Schweiz?

Zenhäusern: Landschaft und Demokratie.

Weltwoche: Welches Ziel möchten Sie noch erreichen?

Zenhäusern: Gesund und glücklich alt werden.

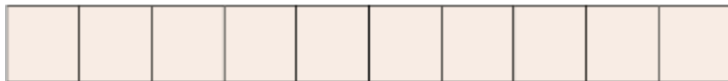
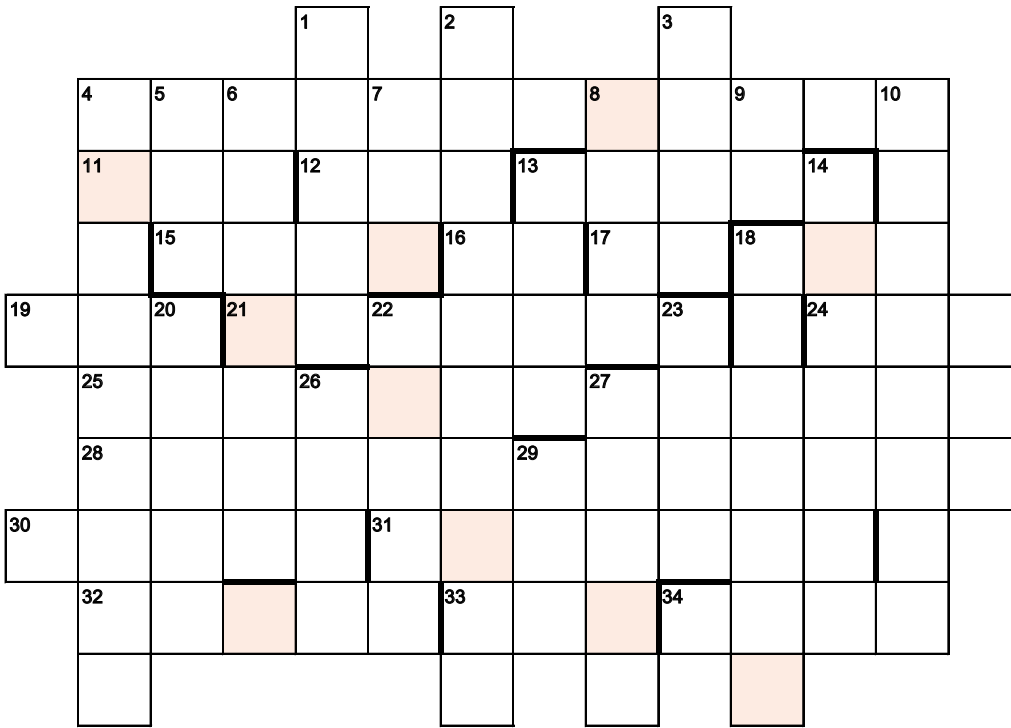
Weltwoche: Was macht das Leben lebenswert?

Zenhäusern: Freundschaften, soziale Kontakte und Harmonie.

SIROCCO Gentle Blue (Earl Grey)



Der noble Schwarztee-Klassiker begeistert mit einem Hauch zitroniger Frische, die er der biologisch kultivierten Bergamotte verdankt. Earl Grey passt hervorragend zu leicht salzigen Speisen und kleinen Snacks.



Lösungswort — tote türkische Herrscher?

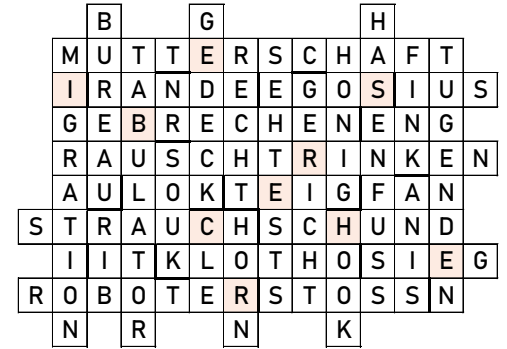
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 mit Symbolen versehener Quader? 11 kopfloser Kopfschutz im Zigerschlitz 12 wird in England sowohl von AKWs als auch von Weissdornbüschen produziert 13 hat zwei Räder oder vier Flügel, bzw. ali 15 ihre Handelsware hat vier Räder 16 verkauft Trendklamotten, trägt (zumindest in Österreich) aber Militärklamotten 17 wie 13 waagrecht ein italienischer Artikel, aber nicht auf dieselbe Weise 18 kann man entweder drücken oder hören 19 verkürzte 60 Minuten 21 Zustand nach Aufklärung oder während Beleuchtung 24 Eingangs Gasterntal zu finden 25 dafür fehlte Mani Matter das nötige Hartgeld 28 beginnt mit Leichtgewicht und endet in Trinklokal, dazwischen grösstenteils fischig 30 ist Belesenen bekannt 31 mittlerweile nicht nur in Büros, sondern auch auf vielen Einkaufswagen im Einsatz 32 manche haben lieber feuchte Hände als eine trockene ... 33 Teil der Fiaker-Fachlexik 34 «es werde» aus Turin

Senkrecht — 1 fast schon pikante Truppe 2 Zauberringerzeugniseigenschaft 3 Aluminiumschwefelmonoxid? 4 Satzzeichen in einem deutschen Wochenblatt? 5 Berg in naturbelassener Landschaft 6 stets geschlossen? 7 was man in der Schweiz mit Zaunpfählen machen kann, ausser damit zu winken 8 Fleisch verarbeitendes «Gib Laut!» 9 dort wird mit chirurgischer Präzision gearbeitet 10 freizügiges Kunstwerk aus dem Nahen Osten? 13 wo sich die Frage «Coop- oder Mirgos-Kind?» gar nicht stellt 14 Wasserpflanze plus lingerie item, damit kann man rechnen 18 hat ein Feuer zu wenig Nahrung, legt man einfach noch einen trocknen, dann brennt es ... 20 Griechin in Fuldanähe 22 auch als Sorghum oder Teff bekannt 23 aus seiner Sicht sind 30-jährige 18 waagrecht 26 hinter Pic passendes Mannsbild 27 internationales Zahlungsmittel 29 ist je nachdem feucht oder zugfest

© Daniela Feurer – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 864



Waagrecht — 4 MUTTERSCHAF[T] 11 RANDE 13 StEGOSauriern 15 IUS (lat. f. Recht) 16 GEBRECHEN (GEB-Rechen) 17 ENG 18 RAUSCHTRINKEN (Rausch = Haarpflegeprodukt-Marke) 20 AU (chem. Z. f. Gold; CH-dt. f. auch) 21 LOK 22 KlettersTEIGen 23 FAN (engl. f. Ventilator) 25 STRAUCH 29 SCHUND (SC-Hund) 31 SteinzeIT (Informationstechnik) 32 KLOTHO 33 SIEG 34 ROBOTER 35 STOSS

Senkrecht — 1 BUREAU 2 Martina GEDECK 3 HASENFUSS 4 MIGRATION (MIG-Ration) 5 TABULATOR (tabula, Tor) 6 RECHT und billig 7 SEHTESTS 8 HONIG 9 GofFINKakadu 10 TUGENDEN (Anagramm) 12 NR (Nichtraucher) 14 SpitzweGERICHTEe 19 SOUK (orientalischer Markt) 24 SpANISchen Nüssli 26 (F)RIBourg (engl. f. Rippe) 27 CLE (frz. f. Schlüssel) 28 HORN 30 Captain HOOK (Figur aus Peter Pan)

Lösungswort — **EISBRECHER**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

RANGE ROVER
SPORT

